

Klaus Rosenthal

Der **Blickwechsel** der Wissenschaft

**VELBRÜCK
WISSENSCHAFT**

Klaus Rosenthal
Der Blickwechsel der Wissenschaft

Klaus Rosenthal

Der
Blickwechsel
der Wissenschaft

**VELBRÜCK
WISSENSCHAFT**

Erste Auflage 2017
© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2017
www.velbrueck-wissenschaft.de
Printed in Germany
ISBN 978-3-95832-140-3

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Inhalt

Einblick in den Blickwechsel der Wissenschaft	7
---	---

I. HORIZONT: DIE TRANSFORMATION UND METAMORPHOSE VON PHILOSOPHIE UND ÖKONOMIE

1. Von der Seele zum Kapital. Die Metamorphose der Kategorien »Vermögen« und »Substanz«	13
2. Der Radius des kantischen Standpunktes der <i>Kritik der reinen Vernunft</i> in der heutigen Blickrichtung der Wissenschaft	56
3. Der Wert und das Nichts, Ökonomie und Nihilismus. Kritik der Theorie von Friedrich Nietzsche und das ökonomische Prinzip des Mehrwerts	79

II. HORIZONT: DIE DEKLINATION UND DIE VEKTOREN DER TAUSCHLOGIK

4. Der sprachlogische Vektor: Wort – Sprache – Voice – Datenschweigen. Über die Entwicklung zur Sprachlosigkeit analoger Biosysteme in der Epoche des Voice-Managements	107
5. Die Deklination oratischer Begriffe durch die Kategorien der Tauschlogik	114

III. HORIZONT: EINBLICK IN DEN DIGITALEN HORIZONT UND DIE RELATIV REALE REALITÄT

6. Management und Orientierung. Horizont und Blickrichtung im Übergang von der analogen zur digitalen Managementorientierung	147
7. Einblick in die relativ reale Realität	156
Literaturverzeichnis	167

Einblick in den Blickwechsel der Wissenschaft

Das vorliegende Buch thematisiert in mehreren sehr unterschiedlichen Beiträgen den *Blickwechsel der Wissenschaft*. Solche »Blickwechsel« bedeuten Neuerungen in der Ausrichtung der Wissenschaften und zugleich ihre Abwendung von der tradierten Blickrichtung. In der Alltagssprache nennen wir dies üblicherweise »Fortschritt«, wobei zumeist völlig unklar bleibt, wohin der Schritt führt. Dies ist das alte Problem der *Methode*, was aus dem Altgriechischen übersetzt so viel bedeutet wie Weg von – zu. Selten war die Blickrichtung auf diesem Weg der Wissenschaft so unklar wie in unserer Epoche. Das Relative hat das Absolute abgelöst und damit den zentralen Orientierungspunkt der tradierten Blickrichtung aufgegeben. Damit werden ihre Standortbezüge nun selbst weitgehend unklar, unbestimmt in ihrer richtungsgebenden Deklination und damit unscharf in der Orientierung ihrer Bewegung. Wissenschaft dient heute der Bestimmung unterschiedlicher, zum Beispiel digitaler Realitäten, die mit analogen Vorstellungsbildern konkurrieren. Dabei ist es real möglich, einen neuen Weg zu beschreiten, auch wenn der Ausgangspunkt des Fortschritts so unbekannt ist wie sein Ziel. Aber der gegenwärtige Fortschritt bricht in radikaler Weise mit der Orientierung vergangener Epochen. *Standpunkt* und *Zielpunkt* galten früher als fixe und zumeist als bekannte Größen, jede Navigation orientiert sich zunächst an diesen beiden Punkten. Unterwegs benötigt sie aber Koordinaten, die den Ausgangspunkt mit dem Ziel verbinden. Daraus lässt sich eine Richtungsbestimmung herleiten. Ohne solche Fixpunkte ist jede Orientierung nur auf ein relatives Erkennen reduziert. Unsere vereinfachten Vorstellungsbilder sind aber nur vermeintlich Fixpunkte. Im Universum gibt es keine fixen Punkte, es gibt kein »oben« und »unten« und auch keine natürlichen »Himmelsrichtungen«. In unserem gesellschaftlichen Zusammenleben existiert auch keine vorbestimmte (dedizierte) Ordnungsstruktur, die es »von Natur her« gibt. *Diese Relativität aller Erkenntnisse ist der übergeordnete Zusammenhang von Natur- und Gesellschaftswissenschaften*. Mit dem Wegfall des Absoluten haben alle traditionellen Orientierungen ihre scheinbar fixen Ausgangspunkte und vermeintlich bewussten Ausrichtungen verloren. Aus dem Untergang des Absoluten entsteht das neue Fundament der Wissenschaft. Damit wechselt unsere Blickrichtung insgesamt: Ihre Richtung lässt sich nur noch relativ und reversibel diskutieren. Das bestimmt unsere Epoche.

Der vorliegende Band versteht sich als Einblick in den Prozess dieser Veränderung. Dieser wird in unterschiedlichen Sequenzen in drei

Horizonten diskutiert. Dabei stehen die sich jeweils wandelnden Theoriebezüge im Vordergrund.

Der I. Horizont thematisiert den Wandlungsprozess der vorherrschenden Blickrichtung. Das vorgängige Denken verschiebt sich in seiner Deklinationskraft von der Philosophie hin zur Ökonomie. Hier wandelt sich über die Epochen hinweg das primäre Herrschaftsverständnis. Beide Disziplinen sind *gleichursprünglich* und damit jeweils für die Konstitution ihrer Gegenstände wechselseitig notwendig. Ohne Ökonomie existiert keine Philosophie und umgekehrt. Das Kräfteverhältnis zwischen den beiden Leitwissenschaften verschiebt sich aber sukzessive von der intellektuell überlegenen Philosophie vergangener Epochen zur faktischen Dominanz der Ökonomie unserer Zeit. Niemand steht heute außerhalb der Ökonomie. Zugleich ist die heutige Philosophie nur noch ein Restphänomen und ein Schatten ihres alten Selbst. Der Leitanspruch der Philosophie als der primären Metaphysik lässt sich realiter nicht aufrechterhalten. Ökonomisches Denken bestimmt und durchdringt hingegen alle Lebensbereiche, philosophisches Wissen wird selbst in der Wissenschaft zum raren Residualfall. Dieser Rollentausch ist Ausdruck der Relativierung, ist der Prozess der Ablösung vom Absoluten zum tauschwertorientierten Relativen.

Besonders deutlich wird dies am verkannten Zusammenhang von *Seele* und *Kapital*. Er ist die Zuspitzung der Transformation und Metamorphose philosophischer Begriffe in herrschende Ökonomie. An und mit diesen Grundbegriffen wird erörtert, wie sich dieser Wandlungsprozess des Denkens vollzieht und der Radius des kantischen Standpunktes langsam in seiner praktischen Bedeutung erodiert. Die verdeckte Ökonomie im kantischen Hauptwerk der *Kritik der reinen Vernunft* hat lange eine Unabhängigkeit des philosophischen Denkens frei von jeder Ökonomie suggerieren können. Dieses Selbstbildnis der Philosophie zerbricht heute. Die Aneignung eines gegenständlichen Wissens mit dem radikal-selbstbezüglichen ICH als zentralem Kristallisationskern aller Erkenntnisse sperrt sich gegen die aufkommende wissenschaftliche Relativität der Physik, die der Philosophie zunehmend als Leitwissenschaft den Rang abgelaufen hat. Metaphysik als Wissenschaft wird heute dominant als Physik und Mathematik betrieben, nicht mehr als die Kontemplation des Subjekts in seinem Eigenhorizont. Mit der Entgrenzung des Absoluten, das seinen Thron räumen muss, relativiert sich auch die scheinbare Unhintergebarkeit der vorgestellten Dualität von Identität und Kausalität. Damit werden alle Werte relativ, tausch- und austauschbar. Das Festhalten an positiv geglaubten Werten ist der wirkende Nihilismus gegen die Relativität des Erkennenkönnens. Die wirkende Positivität nichtiger Werte ist der Nihilismus in seiner alltäglichen Gestalt. Digitale Horizonte glauben nicht an Werte, digitale Horizonte sind maßorientierte Realitäten.

Nietzsche war der erste Denker, der der alten Ontologie entgegengetreten ist. *Wert und Nichts* ist hier als das Mehrwertprinzip im Zusammenhang gedacht. Mit Nietzsche wird das Selbstverständnis der Wissenschaft als Erkennenkönnen und Erkennenwollen erstmalig zum Problem erhoben. *Mehrwert* ist nur eine andere Formel für ein Wollen, das nur durch Erkenntnisse realisiert werden kann, immer um den Preis der Nichtigkeit von sogenannten »Grund-Werten«, die den Erkennenden noch an alte Mythen anpflocken wollen, um gegen den Wert neuer Erkenntnisse zu rebellieren: vergeblich. Der *Wille zum Mehrwert* dekliniert die Wissenschaft, die Seele als Bezugspunkt hat ausgedient. Mit Nietzsche schließt die Philosophie in der Leitrolle der Metaphysik ab. Marx hatte das Denken übertrieben auf Ökonomie reduziert, seine eigene ontologische Befangenheit aber nie reflektiert. Er hat nur in den alten ontologischen Begriffen gedacht und geschrieben. Ontologie ist die Sprache der eingebildeten Eigentumsnatürlichkeit. Sie verkennt den sprachlogischen Vektor, die Relativität der Sprache. Sprache ist nur *eine* Variante relationaler Kommunikation. Computer sprechen nicht im Eigenmodus von sich oder für sich.

Der II. Horizont hat die Deklination der Tauschbegriffe und deren Vektoren im Blick. Nach stufenweiser Ablösung der Philosophie als Leitwissenschaft durch Physik, Mathematik und Ökonomie werden Zusammenhänge anders konstruiert. Der konsequent gedachte Gedanke einer Tauschlogik kann nicht am Absoluten festgebunden werden. Das gilt auch für physikalische Maße, die, wie alle Maße, von uns erkannt und gesetzt werden und durch die sich dann doch noch eine Notwendigkeitsökonomie einschleicht. Das alte philosophisch-ontologische Denken transzendiert zunächst auch und immer noch das Denken der modernen Physik, die Entwicklung der Relativitätstheorie ist noch auf einen absoluten Bezugspunkt fixiert, den der Lichtgeschwindigkeit. Aber neuere Theorien, wie etwa die Hawking-Strahlung, relativieren diesen Anspruch in seiner Absolutheit. Das Konzept von Identität und Kausalität in seiner imaginierten Unhintergebarkeit kommt auch aus der Physik heraus in Zweifel und die Tausch- und Austauschbarkeit von Identität und Kausalität gelangt zunehmend in den Vorstellungsraum der Wissenschaft. Im sprachlogischen Vektor zeigt sich eine Entwicklung der Entkopplung von Sprache und Mensch. Damit entsteht ein anderes Realitätsverständnis.

Im III. Horizont wird der fortschreitende Relativitätsgedanke in seinen Kernfacetten zum Thema. Management und Orientierung wandeln sich fundamental vom analogen zum digitalen Horizont. Gerade hier zeigt sich auch die enge Verknüpfung einer ökonomischen Perspektive unter dem Einfluss der modernen mathematisch-physikalischen Leitwissenschaften. Multikoordinaten bestimmen zunehmend unser Bild als »Weltbild«. Sie bilden Verknüpfungen aus Daten, die eine neue Art von

Kausalität zeigen, die sich analog nicht von selber abbildet. Die Person wird als Datenkonzept in der Vorstellung einer eigenen und natürlichen Identität manipulierbar, wodurch die alten ontologischen Identitätsbegriffe der natürlichen Person aufgehoben werden. Im Zeitalter der relativ realen Realität verschiebt sich die Blickrichtung in einer sich beständig weiter perpetuierenden Deklination von Punkten, die an die Stelle von vormals vermeintlich fixen Anfangsgründen treten. Das relativ Reale wird zur neuen Realität und sie wird tausch- und austauschbarer sein als in zurückliegenden Epochen. Realität ist ein Kunstprodukt unseres Wissens und ökonomischen Wollens. Jetzt weichen analoge Horizonte den digitalen und diese sind seelenlos, frei von »Seele« und ICH.

I. Horizont:
Die Transformation und
Metamorphose von Philosophie
und Ökonomie

I. Von der Seele zum Kapital

Die Metamorphose der Kategorien

»Vermögen« und »Substanz«

»Erst wer wirklich denkt, ist im eigentlichen Sinne
wissend«

Aristoteles: *Über die Seele*, 417a.

Exposition der Forschungsfrage und ihre methodische Problematik

Der Zusammenhang von Seele und Kapital wurde bislang nicht thematisiert. Dieser Zusammenhang repräsentiert nichts weniger als die Begriffsgeschichte des Subjekts und die des Kapitals in der Entstehung sowie in der Veränderung beider Begriffe im Verhältnis zueinander. Die Geschichte des Kapitals ist die Geschichte der Subjektwerdung des Subjekts und umgekehrt, die Geschichte des Subjekts ist die konkrete Entstehung des Kapitals. Sie beginnt als Begriffsgeschichte mit der wissenschaftlichen Begriffssetzung der Seele und der praktischen Folge, die aus diesem Begriffsverständnis resultiert: die Entstehung von Vermögen, das zu Kapital wird. Dabei zeigt sich die Gemeinsamkeit von Seele und Kapital als Metamorphose der Begriffe Vermögen und Substanz. Dies ist die Metamorphose der Substanz des Erkenntnisvermögens in die Substanz des Kapitalvermögens. Durch diese Verwandlung existieren zwei Kardinalsubstanzen aus einem Ursprungsvermögen heraus – wie ein Januskopf. Gegenwärtig vollzieht sich eine Verwandlung der Kapitalform selbst. Hinter der heute dominanten Erscheinungsform des Finanzkapitals zeigt sich bereits die nächste Stufe: *brain capitalism*, das *Wissenskapital* als die zunehmend relevanteste Erscheinungsform des Kapitals. Es ist zu zeigen, dass diese Form als Wissenskapital aber nur das volle Aufbrechen des immer schon permanent konstitutiven Kapitalprinzips ist. Die Leitthese ist: Kapital *gründet* zu allen Zeiten in Vernunft und Wissen und insofern auch in Freiheit; Kapital ist *eine* Möglichkeit *effizienter* Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit entsteht mit unserem Bewusstsein, das zuerst »Seele« hieß, und diese ist stets an die Existenz des Subjekts gebunden.

Der Begriff des Kapitals und seine Erscheinungsformen sind heute eher unbestimmt. Trotz seiner fundamentalen Bedeutung in Ökonomie, Politik und Gesellschaft wie auch hinsichtlich seiner erkenntnistheoretischen

Relevanz hat seine begriffliche Bestimmung in dem Maße abgenommen, wie die Dominanz des Kapitals selber objektiv zugenommen hat. Kapital ist heute der oberste Wert. Kein Wert bestimmt unser konkretes Handeln deutlicher. Kein Mythos und kein Märchen, keine noch so populäre Ideologie haben heute mehr empirisch beobachtbare Anhänger als die Realität des kapitalwertrelevanten Handelns. Sie eint über Gegensätze hinweg. Keine Legitimation stiftet eine strengere Identität. Auch der Papst ist Kapitalist, ebenso wie jeder Staat. Praktisch jeder ist heute Ökonom und auf Wertrationalität hin orientiert, variierend nur hinsichtlich Intensität und Effizienz.

Noch nie war Politik eindeutiger auf die sogenannten Sachzwänge der Kapitalwertrationalität fokussiert und noch nie war die zuständige Fachwissenschaft von der prinzipiellen Diskussion dieses Grundvorganges gleichzeitig so weit entfernt. Der Ökonomie sind ihre Grundbegriffe, Kategorien und Prinzipien weitgehend abhandengekommen. Auch das bedeutet Dominanz von Kapital. Was herrscht, braucht keine Legitimation mehr. Unter der Herrschaft der Kardinalsubstanz erscheint die Mechanik der ökonomischen Modellogik wie Mosaik in einem bunten Kaleidoskop: Das Bild ist bunt, aber ohne scharfe Kontur. Der Kollektivsingulär »das Kapital« versteckt sich unsichtbar zwischen scheinbar indifferenten Kurven. Ökonomie ohne reflektierendes Bewusstsein ist jedoch wie Wissenschaft ohne Wahrheit: theorielos und ohne Begriff von sich. Theorie ist an Wahrheit gebunden, bloße Wissenschaft nur an Effizienz. Physik herrscht auch ohne Mechanik, Mechanik aber nicht ohne Physik – die heutige Ökonomie als Wissenschaft hat sich noch nicht entschieden, zu welcher Kategorie und Klasse sie gehören will. Heute gilt: funktionale Plausibilität geht vor struktureller Grundeinsicht und detailorientierte Kasuistik kommt vor dem theoretischen Entwurf, das Einzelne und Vereinzelte bleibt unverbunden. Eine Theorie der Ökonomie auf Augenhöhe einer Theorie der Physik, die den Bogen von der ersten Nanosekunde ihres kosmischen Ursprungs über die Rolle des allerkleinsten Teilchens im universellen Zusammenhang zu spannen versucht, ist nicht in Sicht. Nicht das Prinzipielle, sondern das Zufällige bestimmt die Thematik ökonomischer Wissenschaft. Aber das Zufällige gehört zur Substanz des Gegenstandes und nur ihm kann es als Einzelnes überhaupt wieder zufallen. Akzidentiell bleiben alle subjektivistischen Einzelaktionen ohne Thematisierung ihres konstitutiven Grundes. Diese können nicht Anspruch auf Substanz erheben, ohne genau diese Frage zu thematisieren.

Das gegenwärtige Erkenntnisinteresse ist, insoweit selbst bestimmt, subjektivistisch primär nur noch der immanenten Eigenrelevanz eigener und d. h. durch und durch subjektiver Ziele verpflichtet. Das entspricht der radikalen Subjektivität unserer Zeit. Das radikale Ich rechtfertigt sich selbst und damit als Ich zugleich auch sich als die rechtfertigende

Instanz. Das ist der Kern der neuzeitlich-modernen Erkenntnistheorie. Diesem Muster folgen auch die Fachwissenschaften, mit oder ohne explizite Diskussion. Wem, wenn nicht dem eigenen Ich, soll das erkennende Ich auch Rechenschaft ablegen, wenn es sich als das Ich erkannt hat, das alle Erkenntnisse auf sich als Ich bezieht? Auf Descartes: »*Je suis, i'existe, est nécessairement vraie* [...]«¹, antwortet Kant: »Das: Ich denke muß alle meine Vorstellungen begleiten können [...]«². Damit setzt sich das Ich auch zwischen sich und das »Denken«, denn auch diesen Gedanken begleitet dann das Ich in seiner strikt selbstbezogenen Vorstellung. Damit wird das Ich endgültig selbst zum obersten Richter aller Erkenntnisse. Hegel fasst diesen Selbsterkenntnisprozess noch radikaler, indem er das Wesen dieses Wissens als Substanz des Ichs in seiner reinen Gestalt begreift, das sich im Begriff des Selbstbewusstseins vollendet als »reines ununterschiedenes Ich«³ mit der Gewissheit des absoluten Wissens in ureigener Sache, eben als das »Ich = Ich [...] [Dieses] Ich ist nicht nur das Selbst, sondern es ist die *Gleichheit des Selbst mit sich*; diese Gleichheit aber ist die vollkommene und unmittelbare Einheit mit sich selbst oder *dies Subjekt* ist ebenso sehr *die Substanz*«⁴.

Subjekt und Substanz bilden die effiziente Übereinstimmung. Diese Substanz will das *efficere*, das Bewirken des Vermögens als Verwirklichung zum *actus* voller Identität. Das meint *Effizienz*. Das radikale Subjekt will sich aus seiner Substanz heraus bewirken, es ist effizient zu sich selbst. Sein Vermögen wird zur vollen Wirklichkeit seiner Substanz. Das mögliche Ich, als Vermögen angelegt, wird zur mächtigen Substanz seines weiteren Wollens als »Ich will« (mich). »Ich will mich selbst verwirklichen«, spricht der Volksmund heute über sein Ich. Das heißt, jedes Ich will sich aus der Substanz Ich zu sein in die Wirklichkeit der vollen Ich-Identität vollbringen. Wer sich diesem Vollzug widersetzt, gilt als psychisch krank. Das meint krank an seiner Seele zu sein, weil sie dann nicht mit vernünftiger Wirklichkeit übereinstimmt. Als kranke *Psyche* kann und will sie nicht das Vermögen sein, was als *potentia* zum *actus* vorbestimmt erscheint, und kann Wirklichkeit nicht als solche mehr vernünftig begreifen. Das meint seelenkrank im Kern.

Das radikale Ich ist kompromisslos auf seine Wirklichkeit als Identität mit sich selbst in zukünftig-idealer Aktrealisierung der jetzigen

- 1 Descartes, René (2011): *Meditationen*. Dreisprachige Parallelausgabe Latein – Französisch – Deutsch. 2. Auflage, Übersetzt und kommentiert von Andreas Schmidt. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 3. Absatz, Hervorhebungen im Original.
- 2 Kant, Immanuel (1956): *Kritik der reinen Vernunft*. Hamburg: Felix Meiner Verlag, B 131–132.
- 3 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1986): *Phänomenologie des Geistes*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 144.
- 4 Ebd., S. 586–587, Hervorhebungen im Original.

potentia fixiert. Abweichungen davon erscheinen heute als krankhaft. Das ist auch der Grundzug des Kapitals, das immer Identität mit sich im zukünftigen »mehr«, Vollzug des Vermögens zur Vermehrung der Substanz, zu sein versucht. Das Gegenteil heißt hier konsequenterweise Substanzverlust, eine Krankheit am Vermögen der Substanz. In der ökonomischen Diagnostik lautet der Begriff bezeichnenderweise auch Krise, *krisis*. Gemeint ist die »Seelenkrankheit« des Kapitals, das schwindende Vermögen an sich. Das ist die wirkliche Bedrohung des Kapitals als Substanz. Dieser Grundzug der Positivität ist mit dem des Ich identisch, im Vollzug wie in der Krise. Seele und Kapital entsprechen sich in der Form der Effizienz, ihr *pathos* erleidet einen Substanzverlust, wenn ihr Vermögen sich nicht in voller Wirklichkeit als Identität vollzieht. In der Substanz der Erkenntnistheorie spiegelt sich das Erkennbare des Kapitals in allen ihren Kardinalbegriffen, weil Kapital empirisch nicht beobachtet werden kann. Dieses »Spiegeln« an sich selbst heißt doppeldeutig für beide Phänomene auch »Spekulation«. *Nomen est omen*.

Damit wird das Ideal einer reinen Subjektivität zur Substanz des radikalen Ich. Kein empirisches Wölkchen stört mehr die Reinheit dieser ästhetisch-logischen Konstruktion. Die subjektive Substanz wird zum höchsten Gipfel des idealen Selbstbildnisses des erkennenden Subjekts und diese ermöglicht der Kapitalvermehrung einen tiefen Raum. Das demokratische Bewusstsein des Jedermann-Ich spiegelt sich in allen Wertvorstellungen wi(e)der. Sein Motto lautet: *Ich bin es mir wert!* Damit hat sich der alte sophistische Anspruch des Protagoras gegen und gegenüber der Philosophie kurioserweise mit Hilfe der *ersten Philosophie*, der Erkenntnistheorie, selbst-triumphierend durchgesetzt. Dieser Maßstab des radikalen Subjekts wurde bereits weit vor dem empirisch wirklich erscheinenden Subjekt in der Spekulation, d. h. in seiner Selbstbeschau, als Theorie des sich selbst erkennenden Subjekts in seinem unbeschränkten Vermögen zur unbegrenzten Substanz gefasst. Dieser Maßstab ist im Anfang des geschichtlichen Werdens unserer Begriffsgeschichte bis heute die bleibende Verbindung von Seele und Kapital, sie ist die wahre Brücke über die real vergangene Zeit:

»Der Mensch sei das Maß aller Dinge, der seienden, wie sie sind und der nichtseienden, wie sie nicht sind.«⁵

Anders und zeitgemäß formuliert muss dieser Grundsatz heute so heißen: Der Mensch hat das Subjekt und damit das Kapital erfunden. Das Kapital ist der Maßstab aller Werte. Es ist der objektive Maßstab

5 Protagoras, zitiert nach Platon (1982): *Theaitetos*. Übersetzt von Friedrich Schleiermacher, in: Platon, *Sämtliche Werke* Band 2. Heidelberg: Verlag Lambert Schneider, 192a.

der subjektiven Werte, wie sie dem Subjekt bereits als seine erscheinen und der noch nicht objektiven, wie sie dem Subjekt noch zu eigen werden können. Kapital ist die Metapher der sich selbst denkenden und wollenden Substanz des ICH=ICH als Quelle aller Vorstellungen eines nicht erkennbar beschränkten Vermögens zur Vermögensvermehrung. Vermöge des Kapitals kann sich das Subjekt quotal und d.h. konkret bestimmen. »Quotal« meint relativ zu allem und reflexiv zu sich selbst als Subjekt in seiner konkreten empirischen Einzelheit. In dieser quotalen Bestimmung kann es objektiv immer subjektiv bleiben, denn keine andere Qualität steht zwischen dem Subjekt und seinem obersten Wert. Das ist ein kardinaler Aspekt. Seine Subjektivität wird nicht angetastet, sie wird quotal zwischen allen Subjekten und anderen Werten vermittelt und ermittelt. So kann das Subjekt sich in seinem identischen Bezugspunkt als Maß seines eigenen Maßstabes begreifen. Das ist die Aufgabe der *Kommensurabilität* und des *Preises* als die quantitativen Kardinalkategorien des Subjekts.

Das Subjekt misst, und zwar entlang des obersten Wertes, reflexiv immer auf sich selbst bezogen. »Messen« ist der Vollzug der Kommensurabilität und die Fixierung im und als Preis, der den quotalen Wert jeder subjektiven Entität und jedes Gegenstandes am Kapital aus drückt. Daher ist Ökonomie im Kern immer der Vollzug der Kommensurabilität. Oder anders gesagt: *Ökonomie ist der Gegenstand des rein Quantitativen*. Ökonomie hat keine Qualität außer dieser Quantität, die Kommensurabilität als Quoten am Kapital auszudrücken. Diese Relation des Vermögens zum Quantitativen ist die Seele des Kapitals als das lebendige Subjekt. Sein heutiges Ich ist das Ich des »Ich bin der Wert«. Ich beziehe alles auf mich und mich selbst, mir erscheinen alle Werte relativ, aber ich selbst bin mir absolut. Ich bin es mir selbst wert, mir selbst Wert zu sein. Der *homo oeconomicus* ist diese fleischgewordene Kommensurabilität, ist die Entsprechung als Maß aller Dinge. Deshalb herrscht er mittels dieses Vermögens. Er ist die Substanz, die alles relativiert im Maß des Kapitals, womit Subjektivität als das Vermögen erscheint, sich zu vergleichen, also Preis und Wert selbst zu sein, und zugleich durch diese Kategorien selbst objektiv bewertet zu sein.

Nur im Vergleich besteht das Subjekt. Bloße Individualität haben auch zwei Steine, zwei Tomaten oder zwei Schmetterlinge: Keiner ist gleich dem anderen, jeder ist individuell. Sie sind aber niemals Subjekt oder haben einen Kapitalbegriff. Individuen vergleichen »sich« nicht, dementsprechend ist Individualität kein ökonomischer Kardinalbegriff. Ökonomische Akteure agieren immer als Subjekte und nicht als bloße Individuen oder sogenannte Institutionen. Kein Individuum ist gleicher als das andere, obwohl notwendig immer verschieden voneinander, das meint Individualität: kein Mensch ist relativ oder wertvoller dem anderen gegenüber. Individuen stellen nicht in Werten vor, das macht nur

das Subjekt. Genauso hat keine Institution einen Begriff von sich. Nur Subjekte haben Begriffe und beziehen diese auf sich und auf anderes und andere, wohingegen Institutionen nur pseudo-objektive Gestalten eingebildeter Realität sind. Ihnen kommt kein empirisches Dasein zu. Das gilt nur für das kommensurable Subjekt: der *homo oeconomicus* in all seinen Erscheinungsformen als ökonomisch handelndes Subjekt ist die wirkliche Gestalt hier. Er existiert als personifizierte Ware, als Unternehmung, als Staat und als Markt, denn auch diese »ökonomische« Vorstellung von »Raum« ist nur eine Anschauungsform und kein physisches Kontinuum. Wenn jemand sagt, er sei auf dem Markt, meint er damit, dass er physisch gerade fest mit den Beinen auf der empirisch realen Erde steht, aber sein Kopf vollbringt gerade eine wundersame metaphysische Leistung, die transzendente Apperzeption als Synthese der ökonomischen Kategorien. Waren, Preise, Geld usw. erscheinen nicht als Fiktionen der produktiven Einbildungskraft des Subjekts, also als die wirkliche metaphysische Realität seines Bewusstseins, sondern der Einbildung nach als empirische Dinge. Aber noch niemand hat je etwa eine Ware oder einen Preis »gesehen«. Technische oder natürliche Artefakte und bedruckte Etiketten auf ihrer Oberfläche sind weder Ware noch Preis. Artefakte sind sinnlich gegenständlich, ökonomische Kategorien nicht. Die Ökonomie besitzt kein Jota Empirie.

Diese ungewollte und unbemerkte Fraternisation der Ökonomie mit der Erkenntnistheorie hat die parallele Entwicklung der Erkenntnistheorie zur Ökonomie erst selbst ermöglicht. Auch sie denkt sich nicht mehr in zeitgemäßen Begriffen, begreift diese Sachverhalte nicht (mehr). Aus Erkenntnistheorie ist heute überwiegend Wissenschaftstheorie oder Geschichte der Philosophie geworden. Die eine blickt bloß zurück, die andere setzt Regeln, die das Subjekt im Denken nicht mehr prägen. Es kann mit diesen Regeln nunmehr die Kategorien seiner Anschauung nur als Gegenstände seiner Wahrnehmung verwechseln, diese aber begrifflich nicht mehr bestimmen. Begriffe und Kategorien verselbständigen sich dadurch quasi, führen ein pseudo-empirisches Eigenleben, das sie als Begriffe und Kategorien niemals haben können. Was ist der wirkliche Preis? Das Aufklebeetikett auf der Raviolidose im Supermarkt oder der Wert, den ersteres für das handelnde Subjekt und quotal für das Kapital in ihrer gemeinsamen Kommensurabilität ausmacht, in der sie übereinstimmen im Tauschakt als dem Identischen ihrer quotalen Wertbestimmung? – So bleiben die ökonomischen Gegenstände, das sind ihre Begriffe und Kategorien, unbestimmt. Die aufgedruckten Ziffern auf den Raviolidosen gelten hingegen als Daten empirischer Ökonomie. Erkenntnistheoretische Reflexion ökonomischer Grundvorgänge gehört heute nur noch zur Philosophiegeschichte der Ökonomie.

Philosophie ist heute ein universitär-diszipliniertes Residualphänomen, das die Methodik der modernen Wissenschaft weder prägend

vordenken noch synthetisierend zusammenfassen kann. Sie leistet auch keinen erkennbaren Beitrag mehr zur realen Daseinsbewältigung. Daher muss sie sich fragen lassen, welchen Wert sie für wen und warum noch hat. Ökonomie ist heute die weltbeherrschende Ideologie, die Schulphilosophie steht nur noch abseits im Schatten ihrer selbst und scheint diese Kühle wohligh im heißen Dunst des Kapitalismus zu genießen. Von ihr gehen heute keine Handlungshorizonte mehr aus. *Oikonomia* und *philosophia* haben ihre historischen Bedeutungen, Kopf und Füße haben die Rollen getauscht. Erkenntnistheoretische Fragestellungen sind daher nun primär aus der Fachwissenschaft selbst heraus zu entwickeln, wobei im Unterschied etwa zur Physik die Ökonomie davon noch weit entfernt scheint.

Aber die Geschichte der Begriffsentwicklung geht weiter. Der heutige Kapitalbegriff ist durch den des Finanzkapitalismus besonders geprägt. *Finanzkapitalismus bedeutet historische Abkoppelung der Tauschwerte von den Gebrauchswerten und Verselbständigung der Tauschwerte als die wirklich relevanten Werte des gesamten Tauschprozesses.* Dieser Prozess ist gegenwärtig das bestimmende Moment der Epoche und meint Finanzkapitalismus in nuce. Die moderne Finanzindustrie und ihr Klientel haben ein sprichwörtlich derivatives Wertverständnis oder anders gesagt, ihr originäres Wertverständnis ist ein unmittelbar quotales Wertäquivalenzverständnis von Kapital als einzig relevanter Substanz in der gesellschaftlichen Zirkulation. Kapital schöpft sich nunmehr scheinbar selbst: Aus reinen Tauschwerten werden neue reine Tauschwerte. Gebrauchswerte werden hierzu im Vergleich zu Residualgrößen zunehmend vernachlässigbar, sie stören im Finanzkapitalismus. Im Gegensatz zu vorherigen Epoche, erscheint Kapital heute vor allem als reiner Tauschwert. Tauschwertintegration und Tauschwertrationalität orientieren sich nunmehr unmittelbar an der Kapitalsubstanz und der Zielorientierung seiner Vermögensvermehrung. Hinter dieser Form bereitet sich aber bereits die nächste Erscheinung vor, das Wissenskapital oder auch *brain capitalism*.

Wissenskapital ist die logisch nächste Entwicklungsstufe der Kapitalentwicklung. Anders als das Finanzkapital ist diese Form noch unmittelbar auf die Substanz des Subjekts bezogen. *Das verwertbare Wissen des Subjekts bildet die Substanz dieser Epoche.* Wissen wird zur originären Wertschöpfung und löst sich damit deutlich von den alten Bildern der Kapitalentstehung. Nicht Muskel- oder Maschinenkraft oder sogenannte notwendige Arbeit oder die Logik eines produktiven Konsums und einer konsumtiven Produktion stiften das künftige Kapital, diese Mythen haben ausgedient, stattdessen entsteht Kapital aus der Substanz substantiellen Wissens und der tauschintegrativen und tauschwertrationalen Verwertung dieses Wissens als Strukturprinzip einer global vernetzten Wissensgesellschaft. Auf dieser Stufe begegnen sich

Erkenntnisvermögen und Kapitalvermögen erstmals seit ihrem genuinen Ursprung in früher Form wieder unmittelbar, womit sich ein Kreis auf höherem Niveau schließt. Es ist der Kreis, der als *Begriff des Subjekts als die sich selbstdenkende Substanz zugleich auch das Vermögen zur Substanz des Kapitals ist* und sich auch so unmittelbar reproduziert. Die Substanz des Kapitals erkennt das Wissen der sich selbstdenkenden Substanz als seine genuine Möglichkeit der Substanzvermehrung. Das ist der Kern der aufkeimenden Wissensgesellschaft. Der Begriff *brain capitalism* ist kein bloß soziologischer Softterm, vielmehr ist das Wissenskapital das Strukturprinzip und Denkmuster unserer sich gegenwärtig entwickelnden Gesellschaftlichkeit und das bedeutet mehr als nur die Deskription einer oberflächlichen Welt eines informatorischen Wissensaustausches unter vielfältiger Interaktion und mit all der Buntheit empirisch-narrativer Erlebniswelten, die heutige Kommunikation alltäglich zu bestimmen scheinen. Das wirklich Bestimmende als Grundlage war und ist das Kapital in seiner jeweiligen zeitlichen Erscheinungsform.

Dieser Prozess ist längst angelaufen. In ihm zeigt sich der Kern des Begriffes des Subjekts in der Wissensgesellschaft. Kapital und Wissen laufen in der Identität der sich denkenden Substanz, das ist das vermögende Subjekt und sein Wissen, zusammen. Modernes Produktionswissen ist zwar auch noch in Maschinerie und seiner prozessualen Wertschöpfung als Gegenstand verobjektiviert. Dieses geformte und transformierte Wissen ist aber nur die Hardware und die sie begleitende Software der eigentlichen Brainware, aus der heraus sie überhaupt als *Wertgegenstand* genuin hervortritt. Ohne wissenschaftliches Wissen wäre Kapital heute nicht möglich. Damit lässt sich Kapital nicht länger als äußerer Gegenstand vorstellen, der bloß als variierendes Sachvermögen in Erscheinung tritt. Sachen haben keine Werte, diese sind nur in unserem Kopf, nicht in den Sachen selbst. Wir legen die Werte nur in die Sachen »hinein«. Diese Beimessung ist die Kommensurabilität in ihrer buchhalterischen Gestalt. Der beigelegte Wert ist der Preis als Ausdruck unseres Wissens über die zukünftige Relevanz dieser Sachen in ihrer wert- und vermögensbildenden Funktion. Der relevante Gegenstand ist nur das Subjekt selbst und sein Wertbegriff. Das ist der Regelkreis der Werte, der in keiner Bilanz als Position ausgewiesen ist.

»Kreis« ist nur eine Metapher für die konkrete Begriffsgeschichte dieser Kategorien und ihrer Metamorphose, die den Ursprung wieder in das Denken holt, aber aus der Gegenwart der konkreten Entwicklung heraus. Das Begreifen dieser Metamorphose ist das Verstehen der Entstehung und Wandlung des Begriffs des Subjekts und des Begriffs des Kapitals durch die Erscheinungen ihrer eigenen und gemeinsamen Geschichte hindurch. Es ist gewissermaßen die Identität dieser Begriffe und die Differenz zu ihrer eigenen Identität zugleich. Diese Begriffe müssen selbstbezüglich sein und auch different zugleich, sonst wäre

eine Veränderung von Subjekt und Kapital genauso wenig denkbar wie ihre permanente Präsenz, die in der Identität der Begriffe notwendig verbürgt ist. Ohne Identität kein Begriff und kein Gegenstand, aber ohne Differenz zu diesem Faktum wäre alles bloß statisch wie antike Tempelsäulen. Aber diese Begriffe sind keineswegs statisch, sie sind »be-seelt«. Sie leben, wir leben diese Begriffe. Dieser Umstand gibt deshalb auch die hier zugrundeliegende, die probate Methode vor, diesen Prozess im Denken zu bestimmen.

Destruktion als Methode – Das methodische Verständnis des Wertes der Subjektivität

Methode stammt von *methodos* und meint ursprünglich Weg ... hin ... zu. Zum Begriff des Subjekts und seiner Begriffsgeschichte wie auch zum geschichtlich vermittelten Begriff des Kapitals ist aber kein Weg ... hin ... zu ... als solcher wirklich möglich. Denn dieser Weg ist immer schon vollendete Vergangenheit als konkrete und sich zugleich modifizierend-perpetuierende Zukunft als Gegenwart. Beide Begriffe sind immer schon vorliegend, also zeitlich scheinbar präexistent und doch auch stets zukunftsgerichtet. Nur das Subjekt kann einen bereits existenten Begriff auch begrifflich begreifen und zwar auch in der Vorläufigkeit dieser Bestimmung. Das ist keine simple Tautologie, sondern vielmehr eine große erkenntnistheoretische Herausforderung. Das Subjekt muss sich in seiner Möglichkeit, Subjekt zu sein und zugleich in der verwirklichten Möglichkeit als wirkliches Subjekt, das es erst geworden ist, bestimmen und diese Bestimmung immerzu weiter vorantreiben. Diese Bestimmung muss es an sich selbst vollziehen. Das vermag es weder konstruktiv noch rekonstruierend.

Konstruktiv meint, mit Notwendigkeit immerzu einen ideellen Entwurf auf der Grundlage des bereits vollzogenen Subjektseins zu verwirklichen. Wirklichkeit ist konstruktiv im Sinne konstruierter Wirklichkeit, sie ist eine bereits verwirklichte Möglichkeit gemäß der Idee. Konstruktiv lässt sich die Ur-Sache des Subjektseins rückblickend nicht aufhellen. Das scheitert an der nicht einholbaren Voraussetzung des bereits vorausgesetzten Subjektbegriffes und der Idee vom Subjekt. Konstruktiv kennt nur eine Zeitrichtung: die Zukunft, die in der Gegenwart antizipiert wird. Konstruktives Vorstellen bleibt ideenhaft platonisch. Auch das Kapital erscheint dem Subjekt voraus. Die konstruktive, d. h. die hervorbringende Kraft des Kapitals ist daher aufzudecken und zwar in ihrem immanenten Vermögen, überhaupt vermögen zu sein, also an ihrer tatsächlichen Quelle und Wurzel. Das kann nur im Subjekt begründet liegen. Dieses Vermögen des Subjekts als permanente

Kraft aus der Substanz seiner Subjektivität transzendiert sich in ihrer Prolongation als Kraft stetig selbst. Kapital als Substanz heißt, immer mehr Kapital zu bilden als Ausdruck dieser Kraft, vermögen zu sein und auch weiteres Vermögen zu bilden. Substanzialität will und muss sich stetig steigern, was als Wachstumszwang in den Jargon des ökonomischen Alltagsvokabulars eingegangen ist. Das ist die reale Geschichte des Kapitals. Kapital begrenzt sich nicht und nicht von selbst. Daher gilt sowohl für den Begriff des Kapitals wie auch für den des Subjekts: auch eine rekonstruierende Methode durchbricht nicht diesen Zirkel und die immanente Kraft der transzendenten Wirkung dieses *Immerzu-vermögend-Seins* und dieses *Sich-realisieren-wollen-Müssens*. Kapital und Subjekt sind dazu verurteilt, sich selbst permanent wollen zu müssen. Sonst heben sie sich negierend auf. Rekonstruktionen wiederholen aber Begriffe nur in ihrer genealogischen Struktur, es gilt aber diese Struktur an sich, und zwar an sich selbst, zu destruieren. Das Prinzip muss gegenwärtig werden und zwar als permanentes, nicht als bloß historisch gewesenes Ereignis.

Die hier vorgeschlagene Methode versteht sich als *Destruktion* im Sinne eines methodischen *Weg ... hindurch*. Sie unterscheidet sich von allen sonstigen methodischen Vorschlägen, die auch unter dem Namen der Destruktion oder ähnlich klingender Titel geführt werden, insbesondere von dem von Heidegger vorgeschlagenen Verständnis. Sein Begriff von Destruktion zielt auf die Re-Etablierung eines letztlich mythischen Verständnisses einer ontologischen Ursprünglichkeit ab, einer »Maxime ... die also so formuliert werden kann: ›zurück zu den Sachen selbst!«⁶ Sein Vorschlag, das »Wie« anstelle des »Was« dieser Gegenstände methodisch zu fokussieren, ist nur eine weitere Variante der alten Wahrheitsproblematik, Wahrheit als Übereinstimmung von Gegenstand und Denken⁷ zu begreifen. Bei Heidegger lautet es daher auch: »Destruktion heißt: unser Ohr öffnen, frei machen für das, was sich uns in der Überlieferung als Sein des Seienden zuspricht. Indem wir auf diesen Zuspriech hören, gelangen wir in die Entsprechung.«⁸ Diese alte und früh meinende »Entsprechung« eines quasi mythisch-ontischen Vor-

6 Heidegger, Martin (1963): *Sein und Zeit*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, § 7.

7 Die alte Formel der *veritas est adaequatio intellectus et rei* (oder) *ad rem*; Wahrheit ist die Übereinstimmung des Denkens mit dem (seinem) Gegenstand oder der Sache bestimmt selbst die »falsifikatorische« Wissenschaftstheorie noch. Will doch auch diese nicht ihre Hypothesen *ad absurdum* führen, sondern geradezu die Effizienz dieser alten Methode selbst im Scheitern noch demonstrieren! Ein kaum verstandenes Problem; der sogenannte Positivismusstreit hat es nicht herausgearbeitet.

8 Heidegger, Martin (1956): *Was ist das – die Philosophie?* Pfullingen: Neske, S. 33.

verständnisses einer möglichen Wahrheit »der Sachen selbst« verdeckt geradezu die Problematik von Subjekt und Kapital. Aber das Verhältnis von Wahrheit und Kapital ist immer noch unbestimmt.

Eine Wahrheit des Kapitals hat nicht einmal Marx gewagt zu thematisieren. Er ist nur bis zum vermeintlich falschen, zum »verkehrten« Bewusstsein als »Fetischcharakter der Ware«⁹ vorgestoßen, die »ein ordinäres sinnliches Ding [...] in ein sinnlich übersinnliches Ding«¹⁰ verwandelt, »sobald es als Ware auftritt«.¹¹ Das Bewusstsein als solches, als Quelle möglicher Verkehrung wie als Vermögen fetischloser Apperzeption, ist ihm nicht mehr grundsätzlich Thema geworden. Aber in der Substanz des Bewusstseins liegt der Schlüssel *jeden* Wertes. Wer aber nicht das Bewusstsein als solches respektiert, kommt diesem Vermögen nicht auf die Spur. Das verkürzt auch die Marxsche ökonomische Analyse und führt zu heute klar widerlegbaren Ergebnissen aus prinzipieller(!) Sicht, ohne empirisch-historisches Besserwissen im Nachhinein. Tauschwerte benötigen nicht mehr zwingend Gebrauchswerte, wie Marx das noch apodiktisch behauptet hat: »Endlich kann kein Ding Wert sein, ohne Gebrauchsgegenstand zu sein. Ist es nutzlos, so ist auch die in ihm enthaltene Arbeit nutzlos, zählt nicht als Arbeit und bildet daher keinen Wert.«¹² Nur Arbeit scheint für Marx wertstiftend. Sein Begriff von Vermögen und Substanz ist zu eng angelegt und dies betrifft zentral auch den Begriff des Kapitals und den des Subjekts.

Hier hätte bereits Heidegger destruieren müssen. Sein Konzept war der letzte große Entwurf einer Erkenntnistheorie vor dem schleichenden Zerfall der ersten Philosophie. Denn der Fetisch der Warenform ist der Fetisch des Subjekts in seiner eigenen Substanz als Ware, die sich als Eigentum selbst verkauft, weil sie sich selbst gehört und auch gehören will. Der Eigenwert des Subjekts als Ware ist der kommensurable Wert des wirklichen Subjekts, sein Preis ist sein Wertbewusstsein. Die personifizierte Ware als die zum Eigentum gewordene Person will sich als Substanz vermögend vermehren und empfindet das weder als prinzipielle Unfreiheit noch als »Uneigentlichkeit« ihres Seins. Erst das Vermögen zur Substanz, das ein Vermögen zur Person und zur Ware ist, macht das Subjekt frei, Subjekt zu sein. Es gehört erst als Ware Arbeitskraft sich selbst. Dies ist der *Wendepunkt* vom bloßen Handelskapital der Antike und des Mittelalters zum neuzeitlichen Warenkapital. Hier sind nicht nur Sachen Handelswaren, sondern das Subjekt ist selbst die Ware seines Wertes als der kardinale Wert des Tausches. Es erhält einen

9 Marx, Karl (1962): *Das Kapital*. Band 1. MEW 23. Berlin: Dietz Verlag, S. 85.

10 Ebd.

11 Ebd.

12 Ebd., S. 55.

Marktpreis. Dieser Wert spiegelt sein Bewusstsein im Preis seiner Subjektivität: objektiv als Arbeitspreis und subjektiv als Arbeitslohn.

Was aber seine Freiheit zur Vermögensausübung ausmacht, ist daher die Identität mit sich; die Freiheit der Eigendefinition als erlebte Identität des Preises seines Wertes. Das Subjekt ist wert und frei zugleich, als quotaler Preis des Kapitals. Dieses Subjekt will sich, es hat eine tiefe Lust und Begierde an sich selbst. Das Wertverständnis von Marx missversteht sich hingegen als aus Not und Leid und der Notwendigkeit notwendiger Arbeitsnot bestehend, aus der dieses Verständnis geboren ist. In der Sprache von Marx heißt das notwenige Arbeit und mit ihr auch notwendige Arbeitszeit: »Wir kennen jetzt die *Substanz* des Wertes. Es ist die *Arbeit*. Wir kennen auch sein *Größenmaß*. Es ist die *Arbeitszeit*.«¹³ Marx stellt die Synthesis des Bewusstseins nach dem Schema der Arbeit und gesamtgesellschaftlich nach dem der Produktion vor. Arbeit wird damit zum Selbstmissverständnis der Synthesis des Bewusstseins wie des Kapitals. Sie wird gesamtgesellschaftlich nach dem Schema der Produktion vorgestellt: »Als Kristalle dieser ihnen gemeinschaftlichen gesellschaftlichen Substanz sind sie Werte – Warenwerte.«¹⁴ Diese Annahme ist nicht tief genug im Ursprung des Subjekts begründet. Das Subjekt und seine Warenform sind erst eine Folge eingebildeter Not an der Sterblichkeit, der Bedürftigkeit unserer natürlichen Existenz und der Einbildung des Ewigen und der unsterblichen Seele als ideelle Flucht aus dieser Grundbestimmung unseres Seins. Erst dies stiftet *die erste und genuine Wertsetzung* überhaupt. Es ist der Wert gegen das Leben und das Festhalten an der Fiktion einer Partizipation am Ewigen und Göttlichen. Alle Werte sind Fiktionen, keiner entstammt der Natur. Die Begründung der Werte beginnt daher nicht erst bei der Arbeit, sondern mit der Begriffsfassung der Seele und damit mit dem ersten Akt der Subjektwerdung. Dieser Akt ist älter als Arbeit und ihre Warenform. *Ethik und Kommunikation sind älter als Ökonomie und Wissenschaft*, Subjekte und Werte nicht. *Ethos* ist die Gewohnheit, der – aus dem *oikos*, dem »ganzen Haus« heraus – die Ethik entstammt. Erst aus dem kommunikativen Zusammenwohnen kann das Leben sich evolutionär wie emanzipatorisch weiterentwickeln. Das bedeutet immer Veränderung des Gewohnten. Aber erst der Bruch mit dieser Gewohnheit ist der Aufbruch des Denkens selbst. Dies stiftet Denken als reflektorisches Moment und zwar gegen bloße Gewohnheit. Denken ist immer eine ungewöhnliche Begegnung des (ethisch) Gewohnten. *Denken beginnt mit der vernünftigen Wahrnehmung des ethisch Gewohnten und dem Überdenken der tradierten Lebensweise und seiner »natürlichen« Umgebung und seiner Bezüge. Denken entzündet sich immer an*

13 Marx (1962): *Das Kapital*. Band 1, Hervorhebungen im Original, S. 111.

14 Ebd., S. 52.

Gewohnheiten. Das gilt auch für das Überdenken gewohnter, »selbstverständlicher« Forschungsparadigmen.

Diese Aufarbeitung hat Heidegger ausgelassen. Wirkliche Eigentlichkeit heißt für das Subjekt, sich selbst Wert und dann auch Kapital zu sein, sich zuerst als sich anzueignen und sich als Vermögen zu ... zu verwerten. Das stiftet das Subjektive in seiner ursprünglichen Form: Ich gehöre mir selbst. Diese Entsprechung ist der »Zuspruch«, auf den das Subjekt »hört«. Aber Kapital kommt in der gesamten Theorie Heideggers an keiner Stelle vor! Seine Eigentlichkeit erkennt scheinbar noch ein vom Kapital unbeflecktes Subjekt im Daseinsentwurf seiner selbst. Sein Subjektverständnis ist hinter der impliziten ökonomischen Religiosität, dem Glauben an die Naturhaftigkeit dieses Grundes notwendiger Existenz im tradiert Spirituellen seiner »Sorge« versteckt. Dieser Subjektbegriff hat nicht die Kraft, sich als das Substanzielle des wirklichen Daseins zu begreifen. »Besorgt« ist nur der *homo oeconomicus* und nur er sorgt sich um die Substanz der Welt, in die er vermeintlich »immer schon gehalten« scheint und sich notwendig dann in ihr begreifen und bewähren muss. Der *homo oeconomicus* sorgt sich um den Wert seiner selbst. Das bedeutet ihm, Subjekt zu sein und »Welt« als Bühne seiner Geltungsansprüche für sich und sein Wollen zu reklamieren. Diese Bühne ist das Ereignis von Geld und Geltung, die Duplizität und Dichotomie der Werte, die das aufkeimende Subjekt sich erst als Welt durch den legitimatorischen Akt der Selbststiftung als Subjekt und d.h. immer und notwendig auch als *homo oeconomicus* durch einen *ideellen Entwurf* selbst geschaffen hat. »Welt« ist dieser Zusammenhang von Geld und Geltung, von Normen und Werten und von Gesetzen nach Maßgabe des Subjekts.

Soziologisch erscheint diese Welt uns als Verweisungszusammenhang von Kommunikation und Interaktion. Aber das trifft nicht die Substanz: den *Wertcharakter von Welt*. Sonst wären wir in der puren Natur und nur ein natürlicher Teil von ihr. Wir wären Individuen und nicht Subjekte, denn die Natur kennt keine(!) Werte, die als Ideen und insofern als Begriffe des Subjekts verstanden werden könnten. Der Begriff »Welt« gäbe in einer nicht metaphysisch verfassten Interpretation von Natur keinen Sinn. Welt ist aber eine Anschauungsform des Subjekts und nicht objektiver Bestandteil der Natur. Damit ist gewissermaßen der Horizont, der »Himmel« des realen Subjekts auf Erden, bezeichnet. In diese wertorientierte und wertbestimmte Welt sind wir heute tatsächlich immer schon »geworfen«. Wir sind als Subjekte stets geltungsbedürftig und auch geltungssüchtig, immer aber und mit Notwendigkeit an Geltungsansprüche und Geld verwiesen. Auch die Wiederherstellung des Anspruchs ursprünglicher und des Ausgleichs verletzter Geltungsansprüche sowie die Vergütung vorgeschossener Leistungen entstammen historisch der sogenannten »Wiedervergeltung«. Sie ist sowohl das

vorschüssige Vertrauen als auch die ethisch-ökonomische Form der Rache; sie setzt das Geltende als Recht durch. Diese Art der Bedürftigkeit stiftet Ökonomie, nicht der eingebildete Mangel am relativen Grad von Waren und Vermögen. Dieser Mangel ist eine Folge der Wertsetzung des Subjekts in »eigener Sache« und keine Ursache im Sinne naturbedingter Kausalität. Dieser Mangel ist eine sprichwörtlich eingebildete Notwendigkeit, eine selbstgeschaffene *causa*. Hier hat Destruktion eine diesen *Grund freilegende* Aufgabe. »Ein Zurück zu den Sachen selbst« ist keine Destruktion des herrschenden Prinzips und keine Orientierung in der realen Welt. Denn Welt ist *eo ipso* immer real im Sinne eines bereits verwirklichten Wertekanons. Nur so ergibt ein Begriff von Welt Sinn gegenüber der vorhandenen Natur als das Seiende im Ganzen. Destruktion als methodischer Begriff hat daher bei sich selbst anzusetzen. Dieser Begriff darf nicht zum ontologischen Souvenir eines vorwissen-schaftlich-gefassten Verständnisses »der Sachen selbst« werden.

Anders hier: Destruktion wird nicht als Verlängerung ontologischen Denkens und alter Gewohnheiten verstanden, sondern als Aufbrechen solchen Denkens durch Konfrontation der Begriffe mit sich selbst. Nicht Schöpfung oder Restauration von Begriffen oder die Beschwörung nur schemenhaft vorstellbarer Urzustände können das primäre Anliegen sein. Hier gilt es die dichotome Struktur von Subjekt und Kapital, beginnend mit ihrem (gemeinsamen) Ursprung, in ihrer Gegensätzlichkeit und ihrer Gegenzügigkeit zu thematisieren. Diese Struktur ist die zeitliche Kraft der *Ambiguität* als Bewegung der Begriffe; als unsere Begriffsgeschichte. Dichotom sind die Begriffe, weil wir sie als differente Erscheinungen einer identischen Ur-Sache nicht als solche unmittelbar erkennen. Das Subjekt »begrift« Begriffe als »äußere« Gegenstände und nicht als Anschauungsformen und Kategorien seiner selbst. Kapital ist kein äußerer Gegenstand; alle ökonomischen Begriffe und Kategorien sind reine Anschauungsformen des Subjekts. Sie sind ein Teil von uns und wir die Sache dieser Begriffe stets selbst! Diesen Zusammenhang gilt es plausibel aufzudecken, worauf Destruktion als Methode hier zielt, indem sie das Ursprüngliche im Gegenwärtigen und das Fakultative im Kausalen zeigt – und nicht nur bloße Notwendigkeiten. Wir selbst sind dieses Vermögen und zugleich die lebendige, die beseelte Substanz als selbstverwirklichtes »Ding an sich«. Nur wir selbst sind dieser Gegen-Stand, das Gegenüber der eigenen Reflexion, wir sind »der Ökonom als Ding an sich«.¹⁵

Zeitlich betrachtet erscheint uns der Prozess der konkreten Begriffsgeschichte stets ungleichzeitig. Diese Begriffe sind »immer schon da«, wie in der Fabel vom Hasen und Igel, obgleich sie doch »objektiv«

15 Vgl. Rosenthal, Klaus (1986): *Die Gleichursprünglichkeit von Ökonomie und Wissenschaft*. Spardorf: Wilfer, S. 73 ff.

geschichtlich und gesellschaftlich erst ein konkretes Werden durchlaufen müssen. Aber weder das Finanzkapital noch eine andere Erscheinungsform des Kapitals noch die Entwicklungsstufen des Subjekts vom Begriff der Seele hin zum Gemüt und weiter zum Bewusstsein sind ontologisch vorgegeben. Wir haben uns alle diese Erscheinungen erst gemacht, ohne dass Gott oder Sorge uns zum Machen genötigt hätten. Die sich denkende und wollende Substanz hat sich zuerst als Subjekt gemacht. Dieses Machen ist die objektive Geschichte unserer Subjektivität. Sie erscheint uns objektiv, weil wir uns in ihr als Gegenstände selbst begegnen, wir uns in dieser Gegenständlichkeit selber spiegeln als die jeweils andere Seite der einen Münze. Diese verdeckte Identität ist die Metamorphose der Kategorien »Vermögen« und »Substanz«. Ihr zeitlicher Wandlungsprozess als konkrete Geschichte lässt sich methodisch als Ambiguität verstehen, d. h. es ist diese Dichotomie in ihrer gegenzügigen Kraft, die aus dem Erkenntnisvermögen erst Kapitalvermögen schöpft, um aus dem Kapitalvermögen die Substanz des Subjekts selbst zu substantiieren. Diese Ungleichzeitigkeit ist methodisch zu destruieren. Das ist hier der Nucleus des Methodenbegriffes.

Mit der Erkenntnistheorie beginnt die Geschichte des Subjekts. Erkenntnistheorie war immer eine Theorie des Subjekts. In ihr kommt das erkennende Subjekt sich selber wie in einer Analytik durch Außerirdische vor. Die erkennende Vernunft und ihr ureigenes Werkzeug, der Verstand, müssen dabei stets über ihr eigenes Vermögen zur Erkenntnis wie über die aus diesem Vermögen resultierenden Erkenntnisse urteilen. Das ist das bleibende Problem jeder Erkenntnistheorie: Wie bei einer Operation am eigenen Herzen sind Chirurg und Patient hier identisch. Da sich dieses Problem nicht hintergehen lässt, sind weitere Entwürfe positivistischer Natur überflüssig, ein konstruktivistisches »Weiterso« verspricht keinen erkennbaren Erkenntnisfortschritt in dieser Grundproblematik und neue Konstrukte (re-)produzieren nur neue Ontologie, auch wenn sie in anderer Gestalt auftreten. Solche Masken gibt es heute zu Hauf. Jede dieser erkenntnistheoretischen oder wissenschaftstheoretischen Hypothesen ist eine *hypothesis*, also eine Unterstellung, die aus dem Blick der erkennenden Vernunft als eine Hypostase ihrer selbst, als *hypostasis*, also als Substanz in eigener Sache, gesehen wird, aus der heraus sich die Hypothese erst »versteht«. Nur die erkennende Vernunft kann sich selbst zur Substanz, d. h. zur Kraft ihrer eigenen Erkenntnis, machen und genau dieses *parádeigma* hat sie immer verfolgt, von Platon bis Kant, von Aristoteles bis Hegel, wie verschieden in der Ausprägung auch immer, bis in unsere Zeit hinein. Aus diesem Muster der buchstäblich selbstinszenierten Selbsterkenntnis ist alle Erkenntnistheorie als Theorie des sich denkenden Subjekts hervorgegangen – und mit ihr das Kapital als *alter ego* unseres Bewusstseins.

Das Konzept der Seele und die Metamorphose der Kategorien »Vermögen« und »Substanz«

Die Metamorphose der Kategorien »Vermögen« und »Substanz« ist das Bindeglied der Begriffsgeschichte der Seele und des Kapitals, sie ist das Identische beider Begriffe in deren permanenter Wandlung. Von ihr geht die Kraft bleibender Veränderung aus. Das bedeutet Ambiguität: Diese Kraft hat Permanenz. Sie verändert unsere Wirklichkeit, indem sie diese beständig modifizierend konstituiert. Wirklichkeit ist nicht einfach bloß »da«, das wäre platte Empirie. Wirklichkeit ist ein Produkt. Sie ist das Ergebnis der verwirklichten Möglichkeit als Vermögensrealisierung. Diese Realisierung schafft die *realitas* als Wirklichkeit. Wirklichkeit ist effizient gestaltete Tat-Sache! Kein Auto und kein Geldvermögen fallen wie Regentropfen vom Himmel, stattdessen können wir das Ergebnis einer Metamorphose des Vermögens des Subjekts beobachten, das sich diese Gegenstände als wirkliche Gegenstände geschaffen hat. Insofern ist Wirklichkeit immer empirisch in ihrem Vorhandensein. Empirische Wissenschaft kann immer nur beobachten, was ist, deshalb bleibt sie im Deskriptiven stecken. Das lässt Vielfältigkeit auch vielfältig erscheinen; aber die Wahrnehmung von Erfahrungen kann nichts über das Prinzipielle in Erfahrung bringen. Die Kraft, die Wirklichkeit konstituiert, ist solcher Beobachtung nicht zugänglich. Sie liegt in uns selbst. Sie ist substanzieller Teil unserer Seele, über die wir nur introspektiv oder in und durch die Begriffe ihrer selbst Zugang finden können. Niemand, auch der talentierteste Empiriker nicht, hat je eine Seele wirklich beobachtet. Auch kein Mediziner, kein Physiker oder je ein Ökonom. Und der Philosoph kennt die Seele nur als Quelle seiner Begriffe, also als Grund und Vermögen, als Prinzip und Substanz. Er kennt sie also nur insoweit, als dass er mit diesen Werkzeugen die Seele und unsere Wirklichkeit zu bestimmen sucht, die mit und durch die Seele erst gegeben sind.

Der Begriff Seele bezeichnet ein komplexes ideelles Konstrukt. Als Wort ist Seele schon früh in vielen Altkulturen bekannt. Das alte griechische Wort *psyche*, lat. *anima*, wird in der vorwissenschaftlich-narrativen Rede als *Hauch* gedeutet, was heute noch in Redensarten vom Aushauchen der Seele oder des Lebens widerhallt. In der religiösen Rede kommt auch der umgekehrten Deutung von Einhauchen eine narrative Vorstellung als Schöpfungsakt zu. Immer geht es dabei um den Beginn oder das Ende des Lebens. In gewisser Weise nimmt die wissenschaftliche Fassung der Seele als Begriff, und das heißt in der Bedeutung als *idea*, dieses Vorverständnis auf. *Idee*, *idea*, steht seit der ersten Erkenntnistheorie, die noch den Namen *philosophia* trug, bevor sie mit Aristoteles zur *prote philosophia*, zur ersten Philosophie, dann zur Meta-

physik und ein Jahrhundert nach Kant zur Erkenntnistheorie wurde, für den *Inbegriff des Wissens* und für die *Identität der Gegenstände dieses Wissens*. Dabei weisen die alt-indogermanischen Vor- und Teilsilben *id* in *idea* wie in Idee und *vid*¹⁶ in *videre* wie Wissen, das wörtlich Sehen und Schauen heißt, auf den frühen Ursprung von »Wissen« und »Identität« hin. Hier zeigt sich auch die *alte ethische Herkunft*, die zeitlich über das wissenschaftlich-begrifflich verfügte Verständnis von Wissen und Begriff (Idee) hinausgeht. Es geht also um ein frühes »Selbst«, das mit dem Begriff der Idee in unserer Seele, unserem Wissen, verbunden ist. Der Begriff der Seele thematisiert dieses Selbst in dem engsten Bezug, in dem sich überhaupt über »etwas« und dann über ein »Selbst« und erst recht über »uns selbst« als ein zu bestimmendes Etwas reden lässt, nämlich am Selbstbild der Seele und mithin an uns selbst als die lebendige *idea*. Darinnen liegt die schwierigste Aufgabe der Erkenntnistheorie von Beginn an.

Aristoteles folgt der wissenschaftlichen Tradition der ersten Stunde: Alles, was wissenschaftlich zu bestimmen ist, ist auf Prinzipien zurückzuführen. Das gilt zumal auch für die Seele selbst:

»Die Seele ist also Ursache und Prinzip des lebenden Körpers. Die Begriffe ›Ursache‹ und ›Prinzip‹ haben vielfache Bedeutungen; genauso ist die Seele Ursache in dreifach unterschiedlicher Weise: Denn sie ist das Woher der Bewegung und der Endzweck; ebenso ist die Seele auch als Wesen der beseelten Körper Ursache. Dass sie es als Wesen ist, ist klar. Denn das Wesen ist für alles die Seinsursache. Das Leben ist für die Lebewesen das Sein, Ursache und Prinzip davon aber ist die Seele. Ferner ist die vollendete Wirklichkeit die Bestimmung des potentiell Seienden. Klar ist, dass die Seele auch Ursache und als Endzweck ist.«¹⁷

Seele steht für das, was das Leben lebendig macht. Das bedeutet, *arché*, Anfangsgrund zu sein. Ein Anfangsgrund oder Prinzip (lat. *principium*, von gr. *arché*) ist der herrschende Beginn einer Sache, die sie konstitutiv als Etwas, als Gegenstand hervorruft. Der Beginn des Lebens ist demnach die Seele als Anfangsgrund und Ursache. Aristoteles denkt die Seele dabei als Wesen, als *ousia* und die *ousia* als Substanz.¹⁸ Wesen und Substanz sind Begriffe für das Erste eines Grundes, »denn im Begriff eines Dinges muß der Begriff des Wesens enthalten sein«.¹⁹ Das Wesentliche eines Begriffes – oder Synonym einer Idee – ist das Wesen

16 Schleicher, August (1861): *Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*. Weimar: Hermann Böhlau, S. 216.

17 Aristoteles (1961): *Über die Seele*. Übersetzt und kommentiert von Paul Gohlke. Paderborn: Schöningh Verlag, 415b.

18 Ders. (1989): *Metaphysik*. Hamburg: Felix Meiner Verlag, 1028a.

19 Ebd.

der Substanz. So sprechen wir noch heute von substanzlosen Ideen oder unwesentlichen Begriffen. Zum vollen Verständnis eines Begriffes gehört demnach immer sein eigener Anfangsgrund und die Substanz, aus der der Begriff wesentlich selbst hervorgeht. Die Substanz der Seele ist die bereits als Seele vollzogene Kraft ihres eigenen Vermögens: Lebendigkeit ist vollendete Wirklichkeit des Lebensprinzips.

Hinter diesem Grund lässt sich kein anderer vernünftiger Grund finden. Moderne Naturwissenschaft kann die Substanz des Lebens in ihrer Terminologie heute näher bestimmen und bis auf biochemische Prozesse der Reaktion von Energie und Aminosäuren oder gar noch weiter zurückführen, aber alle diese heutigen Erklärungen des Ursprungs des Lebens bleiben im *Begriff der Idee des Anfangsgrundes als Substanz*, als *hypokeímenon*, d. h. der Substanz im Sinne des Zugrundeliegenden, begrifflich fangen. Wir sind nur Produzenten der wissenschaftlichen Differenz des vorhandenen Grundverständnisses aus dem heraus wir existieren und uns begreifen können. Daher löst sich die Frage nach dem Anfangsgrund der Seele immerzu in den Gebrauch von *logos* und *nous*, als den Inbegriff von Denken, d. h. als von Vernunft und Verstand bestimmt, auf. Immer ist es diese verstandesgemäße Vernunft, die diese Fragen stellt und die Antworten ebenfalls bereitstellen muss. Das Erkenntnisvermögen ist die *primäre Substanz* des Subjekts aus deren Vermögen heraus es sich selber erst als Subjekt entwerfen kann. Diesen Entwurf vollzieht es theoretisch als *philosophia* und praktisch als *oikonomia*. In beiden Fällen ist es ein und dieselbe *causa*. Es ist die Effizienz des letzten Ziels, des *telos* der Vernunft, sich als Subjekt durch Vernunft zu definieren. Und Vernunft ist das Vermögen, das in sich *keine endliche Bestimmung* kennt und auch keine zulässt. *Aus der Substanz des vernünftigen Erkenntnisvermögens* bewirkt sich das Vermögen zu scheinbar unendlicher Selbstwertschöpfung als *primärer Wertschöpfung*. Nicht einmal die Erkenntnistheorie in ihrer größten Sternstunde nach dem dunklen Mittelalter hat diese Vernunft in ihrer Kraft je wirklich begrenzen können, obgleich ihre strengste begriffliche Fassung, also ihre »Kritik« (*kritikē*), genau den »reinen« Charakter der Vernunft, d. h. die nicht durch Empirie vermischte Vernunft als »reine Vernunft« zu fassen versuchte. Aber Kants Projekt war ein Meilenstein für die systematische, d. h. auf sich selbst bezogene Vernunft einer beginnenden Wissensproduktion. Hegels späterer Begriff von der Vernunft als die Idee, die zugleich identisch mit der Wirklichkeit und der Vernunft ist, nimmt das rein pragmatische und begrifflich »an sich« nicht mehr reflektierte Handlungsbewusstsein wissenschaftlicher Forschung heutiger Wissenschaft vorweg. Er hat sie tief geprägt, dem empirischen Pragmatismus geradezu den roten Teppich ausgerollt, unter dem das Begriffliche nun verschüttet liegt mit seiner strengen Gleichsetzung von Idee, Wirklichkeit und Vernunft:

»Was vernünftig ist, das ist wirklich; und was wirklich ist, das ist vernünftig.«²⁰

Seine sich selbst denkende Wissenschaft ist die stringente Identität der neuzeitlichen Seele als das volle Bewusstsein der sich denkenden Substanz mit der Vernunft und der Wirklichkeit. Hegel hat das potentielle Wissenskapital wesentlich mit auf den Weg gebracht. Wissenschaft als die Veranstaltung der begrifflichen Vernunft und die Substanz dieser Vernunft als das selbstbewusste Subjekt werden untrennbar zu einer Idee, die er in ihrem geschichtlichen Werden als Kreis begreift und überführt in die Substanz, die sich selbst als Metamorphose in das Subjekt verwandelt. Das nimmt den zeitgemäßen Begriff vom Wissenskapital in seiner Logik vorweg. Das Erkenntnisvermögen wird vollends zur Substanz des Subjekts, zum Subjekt als sein Selbstbegriff, aus der dieses Subjekt seinen Wert bezieht und seine Wirklichkeit gestaltet:

»Diese Substanz aber, die der Geist ist, [...] an sich die Bewegung, die das Erkennen ist,— die Verwandlung jenes *Ansich* in das *Fürsich*, der *Substanz* in das *Subjekt*, des Gegenstandes des *Bewußtseins* in den Gegenstand des *Selbstbewußtseins*, d.h. in ebensosehr aufgehobenen Gegenstand, oder in den *Begriff*. Sie ist der in sich zurückgehende Kreis, der seinen Anfang voraussetzt, und ihn nur im Ende erreicht.«²¹

Dieser Kreis beginnt mit seinem vorausgesetzten Anfang. Zuerst hieß dieses Vermögen Wille zur Wirklichkeit als wirkliches Ziel der Vernunft und als ihr erster Zweck galt dieser Vernunft die Autarkie, die *autarkia* und die Glückseligkeit, die *eudaimonia*. Sie sind die Selbstwerte des beginnenden Subjekts, d. h. um »ihretwillen« entwirft es sich. Heute heißen die wirklichen Werte der intrinsischen und der extrinsischen Motivation Selbstverwirklichung und Anteil am Kapital.

Für die Ökonomie, einem strukturell besonderen Gegenstand, hat diese Selbstdefinition der Vernunft eine besondere Bedeutung. Die Ökonomie tritt aus diesem Verständnis von Seele praktisch hervor. Aristoteles bestimmt diese praktische Aufgabe der Seele:

»Drei Dinge in der Seele beherrschen das Handeln und die Wahrheitserkenntnis: Wahrnehmung, Vernunft und Streben. Von ihnen ist die Wahrnehmung niemals Prinzip des Handelns[...]. Wenn nun [...] der Wille

20 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1986): *Grundlinien der Philosophie des Rechts*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. XVIII–XX, Hervorhebung im Original.

21 Ders. (1986): *Phänomenologie des Geistes*, S.756–758, Hervorhebungen im Original.

ein überlegendes Streben [ist], so muß [...] eines und dasselbe vom Denken bejaht und vom Streben gesucht werden.«²²

Das ›ein und dasselbe‹ ist das gemeinsam Erstrebte: das Gute in den Zielen der Glückseligkeit und Autarkie. Aus diesem Verfügungszusammenhang entsteht die genuine Wertschöpfung als Vollzug des sich realisierenden Vernunftvermögens. Dazu müssen Vernunft, Wille und Ziel ebenso übereinstimmen wie das Vermögen zum Selbstentwurf aus der Substanz heraus mit dem Vollzug dieser zur Wirklichkeit selbst. Subjektsein heißt Selbstvollzug der Substanz als Selbstverwirklichung entlang der Vernunft. Diesen Selbstvollzug muss das sich entwerfende Subjekt konkret an sich selbst als Akt seines Willens vollziehen. Wille und Vernunft formen erst in dieser Übereinstimmung das Subjekt als die sich selbstdenkende und -wollende Substanz. Kein Gott und kein Dämon steht hier Pate, nur das Wissen um die Vernunft und der Wille, das vernünftige Wissen auch vernunftgemäß zu handhaben. Das sind die wahren Taufpaten der Wissensgesellschaft und sie stehen Pate bereits am Anfang des aufbrechenden Wissens in der Selbstdefinition des Menschen in der frühen Erkenntnistheorie. Aus ihr geht auch die gesellschaftliche Struktur als Idee von *oikos* und *polis* als die elementaren Institutionen hervor. Sie werden qua Vernunft gesetzt als die adäquaten Lebensgemeinschaften (*koinonia*) mit der die theoretische Vernunft auch praktisch übereinstimmt. Zunächst urteilt die Vernunft über sich selbst und setzt sich zum lebendigen Prinzip, aus dem heraus sie die eigene Lebenszeit auf die Verwirklichung ihrer Zukunft verpflichtet. Wirklichkeit ist in sich immer zunächst antizipierte Zukunft, die sich empirisch in der Gegenwart ereignet. Vernunft zielt auf das *Wissen zukünftiger Gegenwart*, die sie willentlich gestaltet und die wir dann als gegenwärtige Realität begreifen. Vernunft ist unsere prinzipielle Existenz als permanenter Vollzug des Willens zur zukünftigen Wirklichkeit:

»Prinzip des Handelns als Ursprung der Bewegung [nicht als Zweck] ist der Wille; Prinzip der Willensentscheidung ist das Streben und der Begriff des Zweckes.«²³

»Gegenstand der Willensentscheidung kann kein Vergangenes sein [...]. Man berät sich auch nicht über Vergangenes, sondern über Zukünftiges und Mögliches.«²⁴

22 Aristoteles (2010): *Die Nikomachische Ethik*. 8. Auflage, Übersetzt und kommentiert von Olof Gigon. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1139a.

23 Ebd.

24 Ebd.

»So ist denn die Willensentscheidung entweder strebende Vernunft oder vernünftiges Streben, und das entsprechende Prinzip ist der Mensch.«²⁵

»Der Mensch« wird wissenschaftlich-begrifflich gefasst als *zoon logon echon*. In dieser Selbstdefinition sieht sich das definierende Wesen selbst vorrangig durch die Vernunft und die Sprache als reflektierendes (*logon echon*) Lebewesen (*zoon*, wörtlich: Tier) bestimmt.²⁶

Wissenschaftlich will das *zoon logon echon* mit dieser primären Vernunftdefinition übereinstimmen, d. h. es will sein Handeln (*praxis*) an dieser Vernunft ausrichten, weil dies der Substanz seines Wesens entspricht. Damit wird das Leben konkret unter die Herrschaft der Vernunft gestellt. Das ist die Kernaussage der frühen Erkenntnistheorie. Der Mensch setzt sich als das *Prinzip der Vernunft* und des Strebens (*orexis*) zur Vernunft (*nous*) und ist zugleich in dieser Definition auch der selbstbezogene autarke Zweck (*telos*) seines eigenen Handelns (*praxis*). *Herrschaft der Vernunft durch und über den Menschen und das Leben insgesamt ist das Ziel dieses Selbstentwurfes*. Das ist der innerste Kern der Substanz der Seele:

»Das Lebewesen besteht primär aus Seele und Leib, wovon das eine das seiner Natur nach Herrschende, das andere ein Beherrschtes ist.«²⁷

Das Leben tritt in die dichotome Erscheinungsweise von Leib und Seele ein und daraus folgend in die Struktur von Herrschendem und Beherrschtem. Dieses Herrschaftskonzept und seine vielfältigen Ansprüche treten aus dieser Vernunftdefinition hervor, denn die Vernunft gilt als Substanz der Seele. Sie strebt nach der Verwirklichung der Vernunft und das realisiert sich als die Metamorphose der Kategorien »Vermögen« und »Substanz«.

Die *orexis* als das vernünftige Streben vollzieht die Metamorphose von Vermögen und Substanz. Aus dem Vermögen zur Vernunft wird zuerst die Selbstdefinition der Substanz der Seele als ihr Wesen im Sinne der Definition des *zoon logon echon*. Die Vernunft definiert dabei das Vermögen zuerst als *dynamis*, als die Kraft der Seele und das ist ihr Bewegungsvermögen zur Verwirklichung der Möglichkeit, d. h. der Vollzug der Möglichkeit in der Wirklichkeit gemäß der Vernunft. Anders gesagt: Aus der bloßen *potentia* wird der reale *actus*. Vernunft wird damit zum Maßstab, an dem sich das vernünftige Lebewesen ausrichtet und sein Wissen über sein Leben generiert. Das Zentrum dieses Wissens

25 Ebd.

26 Vgl. ders. (1961): *Über die Seele*, 428a; ders. (2011): *Politik*. 11. Auflage, Übersetzt und kommentiert von Olof Gigon. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1332b sowie ders. (2010): *Nikomachische Ethik*, 1098b.

27 Aristoteles (2011): *Politik*, 1254b.

heißt Seele. Es bezeichnet die Quelle der Kraft und der Vernunft. Diese Kombination ist nur dem *zoon logon echon* zu eigen. Nur der metaphysisch definierte Mensch ist das »Prinzip« und als Prinzip die Substanz, d.h. das Zugrundeliegende, das *hypokeímenon* in eigener Sache. Die Seele ist der Grund im Sinne der Substanz, in der die Vernunft »wurzelt«, und die Vernunft ist das Vermögen, das gemäß der »Veranlagung« der Seele erkennt, urteilt und dabei den Willen der Vernunft vollzieht. Seele ist also nicht Substanz im Sinne eines bloßen Vermögens zu ... etwas, sondern sie ist Substanz im Sinne des *Woher* und *Wohin* der willentlichen Vernunft und das bedeutet immerzu: vernünftige Wirklichkeit als Entfaltung des Wesens der Seele. Aus ihr stammt alles Wissen. Hier heißt »Seele« *deshalb die sich denkende und wollende Substanz*. Das ist ihr bleibender Kern über die Epochen ihrer Entwicklung hinweg. Diese Substanz lässt sich nicht weiter destruieren, sondern nur noch tiefer explizieren als die Begriffsgeschichte des Subjekts und seiner Wertentwicklung.

Kein anderes Lebewesen ist so bestimmt, nur unsere Seele hat diese *potentia* zur Vernunft. Als Vernunft liegt sie sich selbst zugrunde und dieser Zirkel schafft erst das spätere Subjekt, das aus der Substanz des Prinzips der Vernunft hervorgeht. Sie ist das Zugrundeliegende und die Vollendung des Grundes als Wesen selbst. Das *hypokeímenon*, das Zugrundeliegende, heißt lateinisch *subiectum*. Es nimmt den Namen des künftigen Subjekts an der Quelle seiner Entstehung vorweg. Das *subiectum* wird zum Subjekt als Vollendung seiner Substanz. Es ist der Anfangsgrund der Vernunft als Vermögen der Seele, Urgrund der Vernunft zu sein und zugleich der Stoff, die *hyle*, aus der die Vernunft sich selbst die Gestalt (*eidos*) ihres eigenen Begriffes gibt. Das ist der Begriff, die *idea* der Seele als Übereinstimmung der Vernunft mit dem vernünftigen Entwurf der Substanz in der sie wurzelt: Später heißt dieser Mensch nicht mehr *zoon logon echon*, sondern *homo oeconomicus*. Seine Bestimmung als lebendes Rationalprinzip wird hier entworfen.

»Es muss also die Seele Substanz sein im Sinne von Form eines natürlichen Körpers, der der Möglichkeit nach Leben besitzt. Die Substanz aber ist die vollendete Wirklichkeit eines so beschaffenen Körpers. Diese aber wird in zweifachem Sinne aufgefasst, einerseits wie Wissen, andererseits aber wie Erkennen. Die Seele ist offenbar vollendete Wirklichkeit wie Wissen.«²⁸

Wirklichkeit und Wissen entspringen demselben Prinzip. Erkennen und Vermögen gründen in derselben Substanz. Die Wirklichkeit dieser Substanz heißt *energeia* und spiegelt die Kraft der *dynamis* in ihrem Werk, dem *ergon* wider. Wissen ist das Erkennen des Gegenstandes durch die

28 Aristoteles (1961): *Über die Seele*, 412a.

Vernunft und das vernünftige Streben verwandelt mögliche Gegenstände in wirkliche. Wissen und Werk gründen gemeinsam in der Effizienz, also dem praktischen *Bewirken* im Sinne des konkreten Handels selbst. Die *Effizienz* ist die Ur-Sache des Vollzuges der *dynamis*, womit wiederum das Vermögen der Metamorphose bezeichnet wird, von der bloßen Möglichkeit sich in die *energeia*, die Wirklichkeit, zu verwandeln. Sie ist logisch als *causa efficiens* und damit als *Wirkursache* eben dieses prinzipiellen Vollzuges gedacht. Nur durch die Effizienz herrscht ein Prinzip wirklich! Sie vollzieht den Willen der Vernunft und bewirkt die Übereinstimmung mit dem Gegenstand. Deshalb ist die Effizienz auch die Kehrseite der Wahrheit als *adäquatio*.^{29 30}

Aristoteles sagt: »Das verwirklichte Wissen ist identisch mit seinem Gegenstand.«³¹ Die Wirkursache für dieses verwirklichte Wissen ist in der Seele begründet durch das Streben nach Übereinstimmung gemäß der Vernunft und des Willens zur Vernunft als ihr primärer Gegenstand. Ihr Streben bringt das Wissen als wirkliche Gegenstände hervor. *Ohne Effizienz ist eine wissensbasierte Gesellschaft nicht möglich.* Wissenskapital war bereits als *potentia*, als substanzielle Möglichkeit zur Wissensproduktion und Wissensakkumulation im ursprünglichen Verständnis des noch im Entstehen befindlichen Subjekts als seine wirkliche Möglichkeit zur Verwirklichung dieser schon angelegt. Die Möglichkeit zum Wissenskapital gründet in der Substanz der so verstandenen Seele. In der Ökonomie der Moderne wird diese Effizienz als *Rationalprinzip* rezipiert. Die *kausale* Symmetrie zwischen Denken und Gegenstand, Vernunft und Effizienz, Wissen und Wirklichkeit, Vermögen und Substanz, Erkenntnisvermögen und Kapital ist im geläufigen Gebrauch des Wortes vom Rationalprinzip noch nicht wirklich begrifflich verstanden und noch nicht auf der Höhe der Zeit als das Strukturprinzip als ursprünglicher Grund des sich entwickelnden Wissenskapitals wirklich gedacht. *Wissenskapital beginnt beim Begriff der Seele als das erste Prinzip der Substanzbildung.*

Destruktion meint auch Reflexion nur gewohnter Sprachrituale und holt in der Kritik der Worte das ihnen zugrunde liegende Begriffliche des scheinbar schon Vergangenen als konkrete Erinnerung dieses in die Präsenz des Denkens zurück. Dieser Aspekt des Erinnerns hat auch ein platonisches Moment, weil begriffliches(!) Erinnern an Ideen gebunden ist, die uns stets voraus erscheinen.

29 Vgl. Rosenthal (1986): *Gleichursprünglichkeit*, S. 114–123

30 Vgl. Rosenthal, Klaus (1984): »Die Geburt der Betriebswirtschaftslehre«, in: Günther Schanz (Hrsg.), *Betriebswirtschaftslehre und Nationalökonomie. Wissenschaftstheoretische Standortbestimmungen und Perspektiven*. Wiesbaden: Gabler Verlag, S. 401–416.

31 Aristoteles (1961): *Über die Seele*, 431a.

Aus der Seele und ihrer Vernunft als die sie bewegende Bestimmung folgt auch die praktische Übereinstimmung der Vernunft als herrschendes Prinzip mit dem Ziel und Zweck des sich selbst bestimmenden Handelns. Dieser Metazweck ist der Vollzug der theoretischen Vernunft in die praktische Vernunft, d. h. in das Handeln. Hier beginnt auch die Praxis des ökonomischen Handelns. Die Metamorphose der Kategorien »Vermögen« und »Substanz« verwirklicht sich gemäß ihrer teleologischen Bestimmung als das lebende, d. h. das beseelte Prinzip des *zoon logon echon*. Dieses vernünftige Tier will in der Entsprechung seiner Erscheinung als *zoon logon echon* auch ein »*zoon politikon*«, ³² ein politische Lebewesen sein. Denn erst in dieser Lebensform kann es sich gemäß seiner Vernunft und des Wissens um diese Vernunft selbst verwirklichen. Diese *primäre Selbstverwirklichung* zielt auf die *eudaimonia* und die *autarkia*, auf die Glückseligkeit und die völlige Selbstständigkeit im Sinne des Sich-selbst-Genügens der Bedürfnislosigkeit. *Eudaimonia* als Glückseligkeit meint zuerst die Abtrennung des *nous* vom *mythos*. Das meint Herrschaft der Vernunft als selbstbestimmte Lebensführung, also nicht mehr regiert zu werden durch daimonische Vorstellungen entlang mythischer Bilder. Jetzt soll durch die Vernunft die Teilhabe (*methexis*) am durch die Vernunft geschauten Göttlichen und Ewigen das Ziel der Erkenntnis sein. Erkennen wird zur Angelegenheit der Vernunft, die keine namentlichen Götter mehr kennt. Das Göttliche der Wissenschaft liegt nun immer in der Reichweite des durch die Vernunft selbst Einsichtigen. Mythische Gottheiten gehören nicht mehr dazu. Platon hat dafür die Grundlage in seinen Dialogen über die »unsterbliche Seele« gelegt.

»In der Götter Geschlecht aber ist wohl keinem, der nicht philosophiert hat [...], vergönnt zu gelangen.« ³³ Da »die Seele eines Philosophen so rechnet und nicht glauben kann, sie müsse sich zwar von der Philosophie erlösen lassen, nachdem diese sie aber erlöst, sich selbst wiederum der Lust und Unlust hingeben [...]; sondern Ruhe von dem allen sich verschaffend, der Vernunft folgend und immer darin verharrend, daß sie das Wahre und Göttliche und der Meinung nicht Unterworfenen anschaut.« ³⁴

Die Vernunft setzt die Seele gegen den Leib und diesen herab. Damit wird die Sinnlichkeit gespalten in den minderen, sterblichen Teil, der Körper oder Leib heißt, und in den wesentlichen Teil der Substanz unseres so verstandenen Daseins, der Seele heißt und qua dieser Teilhabe am Ewigen verspricht. Seele ist Substanz der Vernunft und Leib nur Akzidenz und Werkzeug der Seele. Nur die Vernunft allein kann in dieser Idee am Gött-

32 Ders. (2011): *Politik*, 1253a.

33 Platon (1958): *Politeia*. Übersetzt von Friedrich Schleiermacher, in: Platon, *Sämtliche Werke* Band 3. Hamburg: Rowohlt, 82b–c.

34 Ebd., 83b.

lichen und Ewigen teilhaben. Der leibliche Körper zerfällt. Herrschaft der Vernunft heißt Unterdrückung des Leibes, der aber erst aus dieser Bestimmung heraus überhaupt zum Leib wird. Niemand hat je eine Seele oder einen Leib getrennt »gesehen«. Sinnlich-empirisch existiert diese Trennung nicht. Diese Trennung ist rein begrifflicher und metaphysischer Natur. Sie drückt das Streben aus, »am Immerwährenden und Göttlichen teil[zu]haben«³⁵ als ein übersinnliches, ein metaphysisches Endziel (*telos*). »Denn danach strebt alles und auf diesen Endzweck zielt alles naturgemäße Handeln ab.«³⁶ Die metaphysisch bezweckte Vernunft und nur diese versteht das Endliche und Sterbliche, unsere Bedürftigkeit als das *Minderwertige* und urteilt so. So kann überhaupt erst reziprok der *eigentliche Wert* als Inbegriff des Ewigen und Göttlichen der nun metaphysisch vorgestellten Natur kristallisiert werden, indem das sich dem Ewigen gleichsetzen wollende Individuum als *subiectum* entsteht durch seinen Entwurf der »Idee des Guten an sich«.³⁷ Diesem obersten Wert »unterliegt« es; hier ist es *subiectum*. Aber es ist der Entwurf der Seele, die hier ihren höheren Grund sucht und sieht. Der Sterbliche hält sich am Unsterblichen fest. Dieses Festhalten ist die Idee, seiner vernunftbestimmten Seele im Lebensentwurf zu entsprechen. Denn nur das Vermögen zur Vernunft ist nicht begrenzt. Die Seele stirbt. Das ist die Position von Platon und Aristoteles. Aber die Vernunft erscheint selbst als der Zugang zur Ewigkeit, weil diese das Unvergängliche »schauen« kann.

Dieses Schauen selbst heißt *theorein*. Das Geschaute ist die *Theorie als Wahrheit*. Als *theoria* gilt sie als das Schauen der Wahrheit, und das heißt als das, was der Vernunft entsprechend nicht bloß Vergängliches ist. Das ist der *kosmos* der Ideen. Die Wahrheit gilt als *aletheia* und meint die Unvergessenheit als Blick der Übereinstimmung der Vernunft mit der Idee, in der die Gegenstände in ihrer Unvergänglichkeit gefasst sind. Diese »Fassung« ist die Idee. Die Vernunft ist Werkzeug der ersten Theorie im ursprünglichen Sinne der Wissenschaft, »daß sie das Wahre und Göttliche und der Meinung nicht Unterworfen anschaue«.³⁸

Theorie ist an Wahrheit gebunden. Sie schaut in ihrer frühen Erscheinung die Idee in der Offenheit ihres Wesens, d. h. in ihrer Substanz. Diese Idee ist das Bleibende im Vergänglichen, das strikt Identische. Das ist der Kern der *idea*. Diese Quelle des immer Existierenden als Urgrund alles Seienden nennt Platon »die Idee des Guten an sich« (*to agathon*). Das Gute an sich wird zur höchsten Erkenntnis³⁹ und bleibt in dieser Setzung

35 Aristoteles (1961): *Über die Seele*, 415b.

36 Ebd.

37 Platon (2007): *Phaidon*. Griechisch-Deutsch. Hamburg: Felix Meiner Verlag. Anmerkung: Eigene Übersetzung, 65d.

38 Platon (2007): *Phaidon*, 84a.

39 Vgl. ders. (1958): *Politeia*, 505a.

über Jahrhunderte der erste und der oberste Wert: »da also jede Erkenntnis und jeder Entschluß nach irgendeinem Gute strebt.«⁴⁰ Das Gute »an sich« (*kath'auto*) ist das Urmuster, das *parádeigma* aller Ideen und Begriffe im Verständnis Platons und wird prägend für die gesamte nachfolgende Wissenschaft. Noch heute sind wissenschaftliche Begriffe, verstanden als ihre Substanz, in Ideen gefasst. Platon sieht in der Idee des Guten das Unvergängliche im stetigen Werden, das Bleibende im unaufhörlichen Entstehen und Vergehen. Darum gilt diese Idee als Ewiges und Göttliches und meint das immer streng mit sich Identische.

Die Idee des Guten erscheint zeitlos wie die Götter, die *physis* und die Zeit selbst und bildet so für die Seele im Gegensatz zum bloß sterblichen Körper den Anker zur Teilhabe, d. h. zur Partizipation am Unvergänglichen. Das Gute an sich ist der Urgrund aller Güter und aller Ideen, alle Gegenstände erscheinen nur als Abbilder dieser Idee. Die Seele als die sich denkende Substanz erstrebt die Teilhabe, die *methexis*, an diesem Gut in ihrer Entsprechung der Vernunft als das unbegrenzte Vermögen. In dieser Hinsicht erscheint die Vernunft unsterblich. Sie durchherrscht alle Prinzipien und Ideen, auch den Begriff von sich selbst. Kant sagt später:

»Die Vernunft ist das Vermögen der Prinzipien.«⁴¹ Der urteilende »Verstand ist aber das Vermögen der Begriffe«⁴². Er ist, um »allgemein zu reden, das Vermögen der Erkenntnisse«⁴³. Und: »Denken ist das Erkenntnis durch Begriffe.«⁴⁴

In diesem Sinne schließt sich der Kreis der Selbstvidenz durch die erkenntnistheoretische Selbstsetzung der Seele als die Substanz des Vermögens der erkennenden Vernunft. Dieser Vermögensbegriff setzt sich auch als zeitlose Substanz, wie die Idee des Guten an sich:

»Weil nun alle Wirkung in dem besteht, was da geschieht, mithin im Wandelbaren, was die Zeit der Sukzession nach bezeichnet: so ist das letzte Subjekt desselben das Beharrliche, als das Substratum alles Wechselnden, d.i. die Substanz.«⁴⁵

Dieser ewig erscheinende Selbstzirkel bestimmt das wissenschaftliche Verständnis des aufbrechenden wie des sich vollendeten Subjekts. Auch Hegel leistet weiteren Vorschub:

40 Aristoteles (2011): *Nikomachische Ethik*, 1095a.

41 Kant (1956): *Kritik der reinen Vernunft*, A 405 / B 406.

42 Ebd., B 199 / A 160.

43 Ebd., B 137.

44 Ebd., B 94 / A 69.

45 Ebd., B 251 / A 205, 206, Hervorhebung im Original.

»Die Seele ist nicht nur für sich immateriell, sondern die allgemeine Immaterialität der Natur, deren einfaches ideelles Leben. Sie ist die *Substanz*, die absolute Grundlage aller Besonderungen und Vereinzelungen des Geistes, so daß *er* in ihr allen Stoff seiner Bestimmung hat und sie die durchdringende, identische Idealität derselben bleibt.«⁴⁶

Die primäre Wertschöpfung und die obersten Werte

Nur das Ziel der Vernunft selbst und die praktische Exekution verbleiben für eine Destruktion im Sinne vernünftiger Methodik. Vernunft und Erkenntnisse in der Betrachtung der Selbsterkenntnis der Vernunft an sich selbst verbleiben im zirkulären Verweisungszusammenhang ihrer frühen und ihrer tradierten Bestimmung. Das »beseelte Prinzip« hat sich fest als Subjekt eingerichtet und es entwirft sich heute durch Wissenschaft und Ökonomie. Andere Ideologien sind zurückgeblieben, aber noch präsent. Auch diese Problematik der Verschiebung der Legitimation der Werte gelangt nicht mehr in den Blickwinkel positivistischer Wissenschaftstheorie. Sie kann keine Wertfrage thematisieren, nicht einmal den eigenen Wert im Prozess des Erkennens kritisch reflektieren. Sie ist von Zielen und Werten und auch von ihrer nicht explizierten Eigenmotivation entkoppelt. Destruktion beginnt bei der primären Wertschöpfung.

Das ursprüngliche Ziel der Vernunft richtet sich auf das Wissen der Idee des Guten, die Glückseligkeit und die Autarkie. Alles besteht »um eines Gutes willen (denn alle Wesen tun alles um dessentwillen, was sie für gut halten)«,⁴⁷ knüpft Aristoteles an die Ideenlehre Platons mit explizitem Bezug an:

»Da also jede Erkenntnis und jeder Entschluß nach irgendeinem Gute strebt, wonach wird nach unserer Auffassung die politische Wissenschaft streben, und welches ist das oberste aller praktischen Güter? Im Namen stimmen wohl die meisten überein. Glückseligkeit nennen es die Leute ebenso wie die Gebildeten, und sie setzen das Gut-Leben und das Sich-gut-Verhalten gleich mit dem Glückseligsein.«⁴⁸ Die Glückseligkeit ist »das höchste Gut«⁴⁹ und: »Außerdem ist der Zweck und das Ziel das Beste. Die Autarkie ist aber das Ziel und das Beste.«⁵⁰ »Die Glückseligkeit

46 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1986): *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften*. Band 3. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, § 389, Hervorhebungen im Original.

47 Aristoteles (2011): *Politik*, 1252a.

48 Ders. (2010): *Nikomachische Ethik*, 1095a.

49 Ebd., 1097b.

50 Ders. (2011): *Politik*, 1253a.

aber wählt keiner [...] wegen eines anderen [Dings] und überhaupt nicht wegen eines anderen. Dasselbe scheint sich aus dem Prinzip der Selbstgenügsamkeit [*autarkia*] zu ergeben. Denn das vollkommen Gute scheint selbstgenügsam zu sein.«⁵¹

Eudaimonia meint kein schlichtes konsumtives Glücksgefühl, sondern aufklärerisches Aufbäumen der Vernunft gegenüber mythischer Fremdbestimmung der Vernunft, um das Leben selbstbestimmt an der Idee des guten Lebens auszurichten. *Eudaimonia* will die Vernunft als oberstes Prinzip gegen die mythischen Gottheiten etablieren und qua Vernunft autark, d.h. sich selbst genügend sein. Das will Vernunft strikt als Prinzip und damit will sie zuerst dem dämonischen *Mythos* das Glück entreißen, das liegt im Wort der *eu-daimonia* beschlossen. *Eudaimonia* bedeutet im Kern Selbstbestimmung durch Vernunft. Diese soll gemäß der Seele als Prinzip herrschen. Sie will die Schicksalsbestimmung des *Mythos* in vernünftige Realität überführen. *Eudaimonia* ist daher auf die *autarkia* unmittelbar verwiesen. *Glückseligkeit und Autarkie sind die ersten Erscheinungen des beginnenden Selbstbewusstseins*. Sie sind Ziel und Zweck zugleich. Die sich selbst genügende Selbstverwirklichung des Subjekts ist die heute zeitgemäße Über-Setzung für das Ziel und den obersten Telos der *eudaimonia* wie der *autarkia*. Hier geht es nicht um vordergründig Materielles. Hier entsteht das Subjekt in seiner frühen Substanz und mit ihm sein Ziel im Zusammenhang mit dem obersten Wert, den es sich selbst setzt. Diese Selbstsetzung entstammt der ersten Wertsetzung der Vernunft in der begrifflichen Fassung von Seele versus Leib und dem Streben nach der Teilhabe, der *methexis* am Ewigen und Unvergänglichen. Daraus folgt *not-wendig*, d. h. aus der *eingebildeten Lebensnot* des Konzepts der Seele und der ideellen Projektion auf das Unsterbliche und Unendliche, konstitutiv die Glückseligkeit und die Autarkie als die ersten Werte im Sinne der Zwecke und Ziele der Vernunft. Oberster Wert ist die *Idee des Guten*, das eigentliche Konzentrat des beginnenden Selbst-Bewusstseins des sich *autark* selbst bestimmen Wollens. Dies ist auch der erste Nucleus der frühen Ökonomie. Sie wird zur praktischen Transformation dieser Ziele als deren Grundlage *not-wendig*. In ihrer dichotomen Erscheinung als Glücksdienlerin der gewollten *oikonomia* als Erwerbskunst und als ungewollte autarke Glücksmacherin der *chrematisike*, der Kaufmannskunst, beginnt die wirkliche Begriffsgeschichte der Ökonomie als Gegenstand in ihrer dialektischen Widersprüchlichkeit.

Erwerbskunst und die Kaufmannskunst entstehen gleichermaßen. Die sich denkende Substanz heißt in dieser Sprache »Herr« und »Phi-

51 Ebd., 1097a.

losoph«, denn in dieser empirischen Gestalt wird der Herrschaftsanspruch der Vernunft aus der Seele konkret:

»Denn die Seele regiert über den Körper in der Weise eines Herrn [...]. Diejenigen, die so weit voneinander verschieden sind wie Seele und Körper und der Mensch vom Tier [...] diese sind Sklaven von Natur, und für sie es [...] besser auf die entsprechende Art regiert zu werden. Von Natur ist also jener ein Sklave, der einem anderen zu gehören vermag und ihm darum auch gehört, und der so weit an der Vernunft teilhat, daß er sie annimmt, aber nicht selbstständig besitzt.«⁵²

Herrschaft der Vernunft beginnt mit dem Konzept Seele, die über den Körper herrscht. Aus ihr rechtfertigt die Vernunft die Herrschaft der sich denkenden Substanz, denn so wie Aristoteles es deutlich sagte, hat es später auch Hegel resümiert: »Der Sklave weiß nicht sein Wesen, [...] er denkt sich nicht.«⁵³ Der Sklave ist keine Substanz, er ist das Zugehörige zur Substanz. Er ist Akzidenz und unterliegt dem Willen seines Eigentümers. Dieser rechtfertigt, legitimiert diese Besitzergreifung und damit seine eigene Substanz durch die Vernunft als das Wissen, das den praktischen Vollzug der ersten wertschöpfenden Produktion bewirkt. *Das ist auch die Geburtsstunde der Effizienz im ökonomischen Verständnis.* Effizienz ist das Bewirken des Zieles der Vernunft. Das primäre Ziel der Vernunft ist der reale Vollzug der Substanz des Herrn als Herausbildung des Vermögens, wirklicher Herr, d. h. Willensträger, der Vernunft zu sein. Erst in dieser Wirklichkeit verwandelt sich das Vermögen der Vernunft seiner Seele in die reale Substanz als Eigentümer. Diese Verwandlung ist die Metamorphose der Kategorien in ihrer praktischen Gestalt und Ausprägung. Sie erscheint als die Geburt von Arbeit, die als Begriff entsteht und nicht aus nackter Natur heraus! *Arbeit heißt Unfreiheit aus Unwissenheit und meint Abwendung eingebildeter Lebensnot durch die Herrschaft der sich denkenden Substanz gegenüber der sich nicht denkenden Kreatur*, damit sich Herrschaft als die Freiheit zur Substanzbildung überhaupt konstituieren kann. Ohne Sklave kein Herr, keine notwendige Arbeit, keine vernünftige Herrschaft, keine Herrschaft der Vernunft, keine Wissenschaft, denn die setzt das Frei-sein von Arbeit immer schon notwendig voraus. Der Zirkel der Vernunft ist notwendig (kausal) praktisch. Er ist keine »bloße« Idee, sondern die Herrschaft des Anfangsgrundes, die Wirklichkeit des »Prinzips Mensch«. Der Wissenschaftler arbeitet nicht, er forscht und denkt (im frühen Beginn der aufbrechenden Wissenschaft). Arbeit ist Not-Wende für den Herrn, damit zugleich dessen Freiheit und wird praktisch zur

52 Aristoteles (2011): *Politik*, 1254b.

53 Hegel (1986): *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, §21.

Notwendigkeit der Werterzielung im Namen der Idee des Guten mit dem Ziel der Glückseligkeit und der Autarkie! – All dies entsteht in und aus der herrschenden Seele heraus, die den Körper und die anderen Lebewesen, die nicht gleichwertig an der Vernunft partizipieren, instrumentalisiert. Dies ist die genuine Geburtsstunde der Ökonomie, die durch Gleichursprünglichkeit⁵⁴ zur Erkenntnistheorie entsteht. Denn der Herr und Philosoph ist nur Herr und Philosoph, weil er sich der selbst produzierten not-wendigen Arbeit durch den Sklaven entledigt, sonst wäre er nicht *frei*, um als Unternehmer (Herr) und Wissenschaftler der Vernunft im praktischen Leben zu entsprechen und er wäre nicht ein so verstandener freier Bürger (*polites*). Er wäre nicht frei, denn es gibt nicht den Freien schlechthin, sondern nur jene, die von der Arbeit für die Notdurft des Lebens befreit sind.⁵⁵ Es gäbe so weder Wissenschaft noch Politik. Der Herr und Wissenschaftler ist die Substanz und der Sklave nur die Akzidenz seines Herrn, denn zu diesem gehört er. Die Akzidenz (*symbebêkos*) oder das Prädikat gehören zur Substanz (*hypokeimenon*), nicht nur in der Sprache der klassischen Logik, sondern anfänglich zuerst in der Realität herrschender Vernunft über das Leben. Der Unternehmer und Staatsmann weiß:

»So ist für den Hausverwalter der Besitz im einzelnen ein Werkzeug zum Leben und im Ganzen eine Sammlung solcher Werkzeuge und der Sklave ein beseelter Besitz.«⁵⁶ Als Eigentum seines Herrn ist er Akzidenz dieser Substanz, denn für den *oikos* gilt, »das Zuträgliche ist dasselbe für den Teil wie für das Ganze, für den Körper wie für die Seele; und der Sklave ist ein Teil des Herrn, gewissermaßen ein beseelter, aber getrennter Teil des Leibes«⁵⁷. »Denn was mit dem Verstand vorausschauend vermag, ist von Natur das Regierende und Herrschende, was aber mit seinem Körper das Vorgesehene auszuführen vermag, ist das von Natur Regierte und Dienende. Darum ist auch der Nutzen für Herrn und Diener derselbe.«⁵⁸

Auf der Ebene des realen Lebens koinzidiert die Antizipation der vorausschauenden Vernunft in der Idee des Guten mit dem guten Leben des Herrn, die Autarkie des sich entwerfenden Subjekts mit der Selbstständigkeit des praktischen Unternehmers und Politikers und die Glückseligkeit mit der philosophischen Teilhabe am Ewigen und dem entstehenden Vermögen als Reichtum. Der Herr als die denkende Substanz schafft das ökonomische Vermögen als Überschuss oder beginnender Reichtum. Damit ist das Transzendierende gemeint – Reichtum, d.h.

54 Rosenthal (1986): *Gleichursprünglichkeit*, S. 342 ff.

55 Vgl. Aristoteles (2011): *Politik*, 1278a.

56 Ebd., 1254a.

57 Ebd., 1255b.

58 Ebd., 1252a.

*Über-Schuss über das Notwendige hinaus. Dieser überschüssige Reichtum ist die konkrete Transzendenz. Sie »übersteigt«, geht (im Sinne von *meta* und *trans*) über das Empirische, das unmittelbare Leben ideell hinaus. Ökonomie wird so zur realen Metaphysik. Alles was über die bloße Notwendigkeit zur guten Lebensführung als der praktischen Entsprechung der Glückseligkeit und Autarkie hinausgeht, um diese überhaupt zu erzielen, ist zugleich Zwecksetzung des Transzendentalen. Ökonomie zielt immer auf das Transzendierende, den überschüssigen Wert und nicht auf das empirische Leben selbst. Hier liegt die Wurzel des wahren ökonomischen Prinzips begründet.* Dieser Überschuss wird durch die beseelten und unbeseelten Werkzeuge produziert und ergo für den Herrn als vermögensbildende Substanz erzielt. Aus der Substanz der Seele wird die überschüssige Substanz: ökonomisches Vermögen. Dieser entstehende Reichtum liegt in der prinzipiellen Unbegrenztheit einer sich selbst transzendierenden Substanz:

»Daß es also eine naturgemäße [Anm.: der Vernunft entsprechende] Erwerbskunst für die Hausverwaltung [...] gibt[,] [...] ist damit festgestellt. Es gibt indessen noch eine andere Art von Erwerbskunst, die man mit Recht als die Kunst des Gelderwerbs bezeichnet; im Hinblick auf diese scheint keine Grenze des Reichtums und des Erwerbs zu bestehen.«⁵⁹

Oikonomia und Chrematistik, häusliche Erwerbskunst und Kaufmannskunst treten auseinander.

»Die Hausverwaltung [...] hat eine Grenze. Denn dieser Reichtum ist ja nicht ihre Aufgabe. Insofern scheint es denn, daß jeder Reichtum eine Grenze hat. In Wirklichkeit sehen wir aber das Gegenteil: alle die sich mit dem Erwerb befassen, vermehren ihr Geld ins Unbegrenzte.«⁶⁰

Die Kaufmannskunst entgrenzt die Substanz der Seele in die Unbegrenztheit des geldlichen Vermögens. Aus dieser Quelle entsteht das Kapital, nicht aus der begrenzten Aufgabe notwendiger Arbeit heraus, schließlich haben die »beseelten Werkzeuge« nicht das Vermögen(!) dazu. Denn »der Sklave besitzt das planende Vermögen überhaupt nicht«.⁶¹ Er dient nur der unmittelbaren Substanz, d. h. der mittelbezogenen Subsistenz der Reproduktion seines Herrn im *oikos*, während dieser die Freiheit des Handelns – im doppelten Sinne des Wortes – hat. Die rudimentäre und erste Erscheinungsform der noch vorläufigen Form des *Kapitals hat das Prinzip nicht in der Arbeit*, das ist ein materialistischer Irrglaube. Im Gegenteil: *Kapital entspringt geradezu unmittelbar aus*

59 Ebd., 1256a, 35ff.

60 Aristoteles (2011): *Politik*, 1258a, 30ff.

61 Ebd., 1259b, 10ff.

der Freiheit freier Vernunft zur Vermögensvermehrung als Substanzbildung der »Seele«! Wissen und Vernunft sind die Wurzeln des Kapitals gleich zu Beginn von Wissenschaft und der dichotomen Ökonomie. Diese verselbständigt sich zugleich aus der Begrenztheit der Beschränkungs-fähigkeit eines politischen Willens, denn der Polis, dem Staat, ist die Kaufmannskunst zunächst noch kein Telos des guten Lebens, sie wird es aber aus praktischer Vernunft heraus. Kapital ist das Vermögen zur Unbegrenztheit der sich ent-grenzenden Vernunft praktisch konkreter Kaufmannskunst. Diese wird zur bestimmenden Entwicklung real bezweckter Werte und Ziele.

»Als nun schon das Geld aus den Bedürfnissen des Tauschverkehrs geschaffen war, entstand die zweite Art der Erwerbskunst, die Kaufmannskunst, anfangs wohl nur ganz einfach, später kunstmäßiger auf Grund der Erfahrung, woher und wie man Güter vertauschen müsse, um den größten Gewinn zu erzielen.«⁶²

Tausch- und Gebrauchswerte entstehen sogleich mit. Ihre Werte sind die Güter der praktischen Vernunft, also die Werte des konkreten Handels. Sie werden auf den inhärenten Zweck hin vorgestellt, sind also selber Akzidenzien, das meint Inhärenz. Sie sind abgeleitet aus der theoretischen Vernunft als die prinzipielle Substanz, die die Werte hervorbringt, und dann für einen vorgestellten praktischen Nutzen als Subsistenz (= Gebrauchswert) und die Substanz selbst (=Tauschwert) des sich entwerfenden Subjekts erscheint. Sie hängen quasi an dieser Substanz. Aus der Idee des Guten lassen sich auch die Werte des Guten für den Gebrauch wie für den Tausch ableiten. Sie alle sind Werte des »um ... zu«, also eines bezweckten »höheren« Zieles. Dafür steht der Begriff des Guten an sich. Der ökonomische Vermögensbegriff entsteht in diesem Zusammenhang:

»Vermögen nennen wir alles, dessen Wert mit Geld bemessen wird.«⁶³

Dieser Vermögensbegriff hat seine Gültigkeit noch nicht eingetauscht. Die Kommensurabilität der sich denkenden Substanz bemisst sich und die Güter als Geldwerte. Heute als Quoten am Kapital.

»Das Geld macht also wie ein Maß die Dinge meßbar. Und stellt eine Gleichheit her. Denn ohne Tausch wäre keine Gemeinschaft möglich, und kein Tausch ohne Gleichheit und keine Gleichheit ohne Kommensurabilität. ... Darum muß alles seinen Preis haben.«⁶⁴

62 Ebd., 1257 b ff.

63 Ders. (2010): *Nikomachische Ethik*, 1119b.

64 Ebd., 1133b.

Damit wird auch die Kaufmannskunst notwendig, denn ohne Tausch ist keine Gemeinschaft mehr substantiell. Sie könnte sich nicht mehr zur Wirklichkeit entfalten. Das sogenannte ökonomische Prinzip lässt sich neu bestimmen.

Das ökonomische Prinzip und der oberste Wert

Im Kern besagt das sogenannte ökonomische Prinzip: man handle so, dass dem unendlich erscheinenden Mangel und den nur relativ knappen Gütern in dieser Relation effizient entsprochen wird. Von dieser Figur kursieren vielfältige Varianten.

Das sogenannte ökonomische Prinzip wird synonym auch als sogenanntes Rationalprinzip verstanden. Es entspricht der Figur des *homo oeconomicus* in der Intention seiner vorgestellten und unterstellten Handlungsabsicht. Das Prinzip selbst ist aber bislang unklar geblieben. Zunächst bleibt festzustellen, dass es sich hier nicht um ein Prinzip im eigentlichen Sinne handelt. Es benennt keinen herrschenden Anfangsgrund von Ökonomie als konstitutiven Ursprung, sondern drückt vielmehr es eine Handlungsmaxime der bereits existierenden Vernunft ökonomischen, insbesondere kaufmännischen Handels aus. Eine Maxime ist von einem Prinzip geradezu im Grunde verschieden. Kant hat den Unterschied am deutlichsten gesehen. Ein Prinzip herrscht immer aus Notwendigkeit heraus mit strikter Allgemeinheit und ist insofern eine Erkenntnis der theoretischen Vernunft mit Anspruch auf Kausalität. Demgegenüber referiert eine Maxime nur ein bloß subjektives Prinzip der Handlungsfreiheit der praktischen Vernunft. Diese verbleibt also in der Beliebigkeit des Horizonts des empirisch-konkreten Einzelsubjekts.

»Ich nenne alle subjektiven Grundsätze, die nicht von der Beschaffenheit des Objekts, sondern dem Interesse der Vernunft, in Ansehung einer gewissen möglichen Vollkommenheit der Erkenntnis dieses Objekts, hergenommen sind, M a x i m e n der Vernunft. So gibt es Maximen der spekulativen Vernunft, die lediglich auf dem spekulativen Interesse derselben beruhen, ob es scheinen mag, sie wären objektive Prinzipien.«⁶⁵

Eine Maxime ist letztlich eine Suggestion, eine Fiktion des bloß subjektiv Interessierenden, die zur allgemeinen Vernunft erhoben werden möchte. Mit Kant gesprochen handelt es sich um eine Möglichkeit und zwar um die eines allgemeinen (kategorischen) Imperativs, eines Konjunktivs der Vernunft als Option des Handelns:

65 Kant (1956): *Kritik der reinen Vernunft*, B 694 / A 666.

»[...] so könnte der allgemeine Imperativ auch so lauten: handle so, als ob die Maxime deiner Handlung durch deinen Willen zum *allgemeinen Naturgesetz* werden sollte.«⁶⁶ Oder derselbe später noch prägnanter: »Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Vernunft gelten könne.«⁶⁷ »Die Imperativen gelten also objektiv und sind von Maximen, als subjektiven Grundsätzen, gänzlich unterschieden...Maximen sind also zwar *Grundsätze*, aber nicht *Imperativen*.«⁶⁸

In diesem Dilemma des Halbvernünftigen ist das sogenannte ökonomische Prinzip steckengeblieben. Es mischt Gefühle (Mangelempfindungen) mit Bewirkungsrationalität (Effizienz) entlang der Werte (Güter und Geld) als Ausdruck unklarer, aber bezweckter Vernunft wie eine Maxime mit Anspruch auf Allgemeinheit, aber ohne Prinzipienklarheit im Grundsatz und am obersten Wert vorbei. So bleibt die Figur des *homo oeconomicus* eher ein komischer Terminator im Namen dieses »Prinzips«. Je nach rein subjektiver Wissenschaftseinstellung wird diese Figur als rationale, als quasi- oder pseudo-empirische, als idealistische oder bloß modellhafte Variante vorgestellt. Unglaublich! Hier wird über das Ursprungs- und Herrschaftsprinzip der mächtigsten Ideologie in der Geschichte der Menschheit gesprochen wie über ein Märchen und dessen bloß relativen oder fiktiven Wahrheitsgehalt. Bloßes Meinen tritt hier an die Stelle des Wissens. Das sogenannte ökonomische Prinzip bietet nach alter Kaufmannssitte für jeden etwas. Es ist erst noch zu bestimmen. Ökonomie ohne Erkenntnistheorie in eigener Sache ist begriffsblind und erfüllt so Kants Kritik, damals auf die alte Metaphysik gemünzt: »Es ist kein Zweifel, daß ihr Verfahren bisher ein bloßes Herumtappen, und was das Schlimmste ist, unter bloßen Begriffen gewesen sei.«⁶⁹ Ökonomie lässt sich weder aus der Empirie noch aus der Mathematik ableiten. Sie ist in ihrer Substanz ein Produkt unserer Vernunft, also eine begrifflich-kategoriale Anschauungsform unseres Bewusstseins. Dies ist an der tiefsten Stelle, am Grundprinzip des Gegenstandes, evident, denn Prinzipien wie Maximen gründen in der Vernunft und nirgendwo sonst. Diese Prinzipien spiegeln nicht die Natur als Natur, sondern nur die Natur des sich so definierenden Subjekts. Die Natur kennt keinen Mangel! Knappheit ist kein Term des Energieerhaltungssatzes. Alle Ökonomie ist im wahrsten Sinne subjektiv. Nur das Bewusstsein der nach Unendlichem strebenden Seele empfindet sich als

66 Ders. (1986): *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*. Stuttgart: Reclam, A 421, Hervorhebungen im Original.

67 Ders. (1974): *Kritik der praktischen Vernunft*. 9. Auflage. Hamburg: Felix Meiner Verlag, A 30.

68 Ebd., AA 20, § 1, Hervorhebungen im Original.

69 Kant (1956): *Kritik der reinen Vernunft*, Vorrede zur zweiten Auflage, B XV.

»knapp« und minderwertig im »eigenen« Körper oder Leib oder kurz: als endlich, und das bedeutet knapp *en fin*. Das ist der Humus für ihr sogenanntes Prinzip.

Das *wahre* ökonomische Prinzip ergibt sich aus der Destruktion der Genese seiner eigenen Begriffsgeschichte und als Einsicht der Vernunft in die Hervorbringung, d. h. in das Produkt derselben. Dies sind die Werte, die das Streben als Effizienz dieser Rationalität, eben als Ratio, als Verhältnis von Werten, zum allgemeinen Maßstab des Handels und der sie leitenden Vernunft gemacht hat. Deshalb muss dieses Prinzip auch konsequenterweise wie folgt lauten: *Das ökonomische Prinzip bezeichnet die Rationalität der Werte effizienz als Anfangsgrund und Handlungsmaxime*. Das ist die substantielle Definition und die handlungsleitende Maxime zugleich. Diese Ratio drückt den Willen der Vernunft zur optimalen Effizienz der Werte aus. In dieser Bestimmung ist sie Ratio im quotalen, d. h. im kommensurablen Sinne des obersten Wertes und aller anderen Güter und Subjekte. Auf diese Ratio, auf das Quantitative, das reine Verhältnis der Werte mit Anspruch auf Effizienz zur Wertevermehrung, und das heißt der Substanzsteigerung als Vermögensverwirklichung, ist Ökonomie hin fokussiert und zwar anfangsstiftend wie final. Ökonomie hat einen Endzweck, da mag die Wissenschaftstheorie den Telos als alte Metaphysik überwunden glauben. Aber dieser Endzweck perpetuiert sich in sich selbst. Das ist das offenkundige Geheimnis, das dieses permanente Wollen nach Mehrwert, nach dem Mehrwert des vorhandenen Vermögens als weitere Kapitalvermehrung, immerzu erzielen will. Das ist zugleich der Ausdruck der sich ständig radikalisierenden Subjektivität, also der Verbreiterung der eigenen Substanz. Nicht behauptet ist hier, dies sei in irgendeiner Natur begründet, vielmehr zeigt sie hier die reale Geschichte der Seele als Selbstentwurf des empirisch-konkreten Subjekts in seiner verwirklichten Erscheinung. Und dieses Subjekt will immer mehr vom immer selben: noch mehr Subjektivität und noch mehr vermögende Substanz.

Im Verhältnis der Werte, die dieses Vermögen geschaffen hat, ist der Endzweck und Telos der Ökonomie enthalten. Ihr inhärenter Zweck ist rein quantitativ, immer als Quoten auf das Kapital bezogen. Aber in dieser Bestimmung transzendiert sie ununterbrochen die Qualität des Lebens, das sich entlang dieser Wertrationalität als erlebte Empirie ereignet, als unser reales Dasein. Kapital und Subjekt sind sich wechselseitig Substanz und Akzidenz zugleich.

Das ereignet sich nur in dieser Konstellation, weil beide »Gegenstände« keine Gegenstände unserer sinnlichen Wahrnehmung, sondern Kardinalkategorien unserer Seele, unseres selbstverschuldeten »Prinzip-Seins« sind. Die klassische Auffassung der Erkenntnistheorie, die immer ein Bleibendes im Veränderlichen als Begriff der Substanz sieht, ist hier zurückzuweisen: »bei allen Veränderungen in der Welt bleibt die

Substanz, und nur die Akzidenzien wechseln.«⁷⁰ Beide Substanzen sind hier die Begriffe der Veränderung selbst. Vermögen und Substanz gehorchen nicht der alten Logikregel, sondern gehören sich selbst (als Substanz) und sind zugleich einander zugehörig (als Akzidenz). Ihre *Ambiguität*, die dichotome Gegenzüglichkeit, lässt sie bloß als das jeweils andere und so überhaupt erst als etwas Äußeres erscheinen. Beide Begriffe drücken eine permanente Veränderung aus. Sie haben Identität in und durch ihre Veränderung. Das Subjekt ist wie die Substanz stets im Werden. Darinnen sind sie bleibend.

Aus der Seele wird das Gemüt des sich entwickelnden Subjekts des Mittelalters. Sein oberster Wert wird nun gar selbst zum obersten Subjekt und somit zum »beseelten«, d. h. zum »lebendigen Gott (*summam intelligentiam*)«, ⁷¹ der als oberste Ursache und als höchstes Prinzip, als *causa prima*, vorgestellt ist.

Der oberste Wert wird aber nun bereits in der unmittelbaren Nachbarschaft zu den ökonomischen Werten in der Zielhierarchie begründungsbedürftig. Thomas von Aquin bestimmt das in seiner Erkenntnistheorie so:

»Wenn irgendein äußeres Ding das Ziel eines Dinges ist, so wird jene Tätigkeit letztes Ziel heißen, durch die es zuerst dieses Ding erreicht: so heißt für diejenigen, denen das Geld Ziel ist, auch das Geldbesitzen Ziel, nicht aber das Lieben oder Begehren (des Geldes). Das letzte Ziel der geistigen Substanz aber ist Gott (*Finis autem ultimus substantiae intellectualis est Deus*). Jene Tätigkeit des Menschen also ist der Substanz nach Seligkeit oder Glückseligkeit, durch die er zuerst zu Gott gelangt. Diese ist aber die letzte Glückseligkeit des Menschen der Substanz nach in der Erkenntnis Gottes durch den Verstand, nicht aber in seiner Aktualität des Willens.«⁷²

Der oberste Wert ist nicht mehr die Idee des Guten mit der Glückseligkeit und Autarkie als Entsprechung der praktischen Vernunft. Die christliche Theologie, die die Begriffe der antiken Erkenntnistheorie usurpiert hat, versucht diese nun umzudeuten, verbleibt aber im Schema der alten Vernunft und ihrer Ziele. In gewisser Weise soll nur deren »Stofflichkeit«, die *byle*, getauscht werden, die Form selbst aber, die *idea* und das *eidos* als Gestalt dieser Stofflichkeit verbleiben unberührt: *Gott wird zum Objekt*. Als Objekt der Erkenntnis des Subjekts wird er selbst als die erste Substanz vorgestellt. Er ist das Objekt reiner Subjektivität, und zwar als das einzig objektive Subjekt seiner Zeit. Nur sein Wille zählt, er

70 Kant (1956): *Kritik der reinen Vernunft*, B 227, 228 / A 184.

71 Ebd., B 661 / A 633.

72 Thomas von Aquin (2009): *Summa contra gentiles*. 3. Auflage. Darmstadt: WBG, III, 26.

ist dieses Alpha und Omega. Er will nur aus sich heraus und sein Wille ist allmächtig und uranfänglich, er erschafft das Seiende im Ganzen. So besagt es der neue christliche Mythos in der Sprache der heidnischen Vernunft antiker Begriffe, unter dem Label der »Theologie« (auch ein Begriff des Aristoteles). Gottes Gutsein wird zum Inbegriff des Guten in seiner Eigenschaft als höchste Substanz. Platon und Aristoteles hätten sich über diese Treue zum höchsten Gut der Erkenntnis gewundert:

»Das Gutsein Gottes ist also nicht etwas seiner Substanz Hinzugegebenes, sondern seine Substanz ist das Gutsein.«⁷³

Vor dem Hintergrund dieser metaphysischen Vorstellung von Gott entwirft sich das mittelalterliche Gemüt nach erprobten Schemata:

»Es wurde aber dargelegt, daß Gott die erste Ursache ist (*Ostensum autem est Deum esse prima causam*).«⁷⁴

Der so vorgestellte Gott ist Kalkül logischer Vernunft und zweckbehaftet. Er hat als Gott die Arbeit der Schöpfung zu verrichten und ist Inbegriff dieser Kausalität als lebendes Stiftungsprinzip. Seine Seele ist die Substanz aller Substanzen; er gilt als höchster Willensträger und nunmehr als Inbegriff des Guten an sich. Glückseligkeit heißt nun Übereinstimmung mit der Vorstellung des so vorgestellten Gottes. Das hat eine tiefe Konsequenz für das sich weiter entwickelnde Subjekt und seine tatsächlich erstrebten Werte. Übereinstimmung mit Gottes Willen setzt ein Gemüt voraus, das eine rudimentäre Freiheit selbst dem Leibeigenen und dem ungebildeten Bauern oder Handwerker zukommen lassen muss. Es ist diese Freiheit der Seele, die die Entscheidung der Vernunft über den Gegenstand des Glaubens nun auch »eigen« zu treffen hat. Jedermann muss hier urteilen, nicht nur der Philosoph oder Kleriker! Dies ist die Zwickmühle jeder Religion im Angesicht der Vernunft. Diese Entscheidung und dieses Urteil kann auch das brennende Schwert des herrschsüchtigen Bischofs von Rom dem ärmsten Teufel nicht ersparen: Hier muss er tatsächlich um seiner Seele willen diese Entscheidung eigens treffen, also *ad personam* not-wendig entscheiden. *Diese neue Seelennot ist die Geburtsstunde des allgemeinen ICH.*

Der sündige Büsser wie der gläubige Enthusiast, sie beide müssen entlang der Gebote des Gut oder Böse theoretisch wie praktisch entscheiden. In der Kontemplation (*contemplatio*) mit Gott, im »Gebet«, soll das »Wahre« und das »Gute« geschaut werden. Das ist der *Theoriebegriff* des Mittelalters: Entweder oder. Im empirisch-konkreten Dasein

73 Ebd., I, 38.

74 Ebd., Kap. 15.

kann sich in dieser mittelalterlichen Welt und ihren Geltungsansprüchen keiner verstecken, die Kehrseite der *contemplatio* brennt lichterloh. Wahrheit strebt hier nach absolutem Gehorsam gegenüber dem obersten Wert als absolutem Herrscher. Das ist das Perfide der Moral; sie zwingt ihre Jünger immerzu in diesen Gewissenskonflikt hinein; es ist ein Urteil der Seele auf Leben und Tod. Der Gewissenskonflikt ruft aber das Wissen selbst wieder auf die Bühne, wie verdreht auch immer. Denn statt Vernunft herrscht nun zunächst vernünftig erscheinende Moral. *Sie will das Gute durch das Gewissen erzwingen.*

Aber dies ist auch der Pivot der späteren Aufklärung, die Wurzel der sogenannten Dialektik der Aufklärung. Denn eine Gewissensentscheidung kann nur mit Wissen(!) getroffen werden, und sei es auch nur die eines bloßen Scheinwissens. Gewissen bedeutet Mitwissen (*consentia*). Auch der Ungebildete muss sich ein Bildnis, ein *eidos*, von Gott und sich selbst machen. Er steht in dieser Gewissensnot. Entlang dieser Not zu notwendiger Entscheidung über höchstes Seelenglück wird das Gemüt zum wissensbedürftigen Gewissen. *Das ist die erste wirkliche Demokratisierung des aufbrechenden Bewusstseins auf dem Weg zum sich wissenden und um sich wissenden ICH.* Nur das sich entwickelnde Ich kann über sich und sein Seelenschicksal urteilen. Urteilen ist ein Akt des Verstandes aus dem Vermögen der Vernunft heraus. Hier wird auch über den Glauben selbst geurteilt, ein Problem, an dem die Kirchenrhetoriker noch heute krankten. Es ist ihnen das leidlich erscheinende Problem des Glaubens durch vernünftige Einsicht; also eine Karikatur des echten Glaubens. So fordern sie noch heute den eigentlich vernunftwidrigen Primat des Glaubens über die Vernunft aus der Vernunft heraus! Dies der ewigen Glückseligkeit halber oder der Vermögensvermehrung ihres heutigen obersten Wertes wegen. Immer dient auch der Glaube der Substanz, sie wächst beständig mit.

Das beginnende allgemeine Subjekt weiß um den Wert der zweifelnden Vernunft in diesen »Glaubenstatsachen«. Lange vor Descartes gebärt die erkennende und zweifelnde Vernunft diese Figur aus den Gottesbeweisen heraus. Die Not der Vernunft an sich selbst ist der Zweifel, den die sich selbst denkende Substanz *diskursiv* zum vollen Subjekt macht. Schon Augustinus wusste viele Jahrhunderte vor Descartes und Kant:

»Bei diesen Wahrheiten machen mir die Akademiker keinerlei Sorge. Mögen sie sagen: Wie, wenn du dich täuschst? Wenn ich mich täusche; bin ich ja. Denn wer nicht ist, kann sich auch nicht täuschen; also bin ich, wenn ich mich täusche. Da ich demnach bin, wenn ich mich täusche, kann es keine Täuschung sein, daß ich bin; denn es steht fest, daß ich bin, wenn ich mich täusche....Da ich also, auch sein müßte, um mich täuschen zu können, täusche ich mich darinnen gewiß nicht, daß ich weiß: ich bin.

Folglich täusche ich mich auch darin nicht, daß ich weiß: ich weiß es. Denn wie ich weiß, daß ich bin, weiß ich auch um eben dies mein Wissen.«⁷⁵

Wissen ist auch hier die Macht, aus der sich die Substanz der Seele zum Ich schöpft. Es ist das Wissen der Gewissheit der Vernunft des vernünftigen Erkennens, die sich auch im Namen des Glaubens gegen ihn wirkend durchsetzt. Dieses Wissen ist auf jeder Stufe der Subjektentwicklung das, was wirklich herrscht, und kein Mythos und kein Glaube hat dies je aufgehoben. Primär ist nicht die Religion das »Opium des Volkes«,⁷⁶ wie Marx seine erkenntnistheoretische Methodenkritik als Religionskritik vorbereitet hat, die Vernunft ist immerzu an sich selbst berauscht, selbst in den Abgründen irriger Verirrungen. *Vernunft herrscht immer als Prinzip*, nicht als Mode oder Attitüde und niemals aus dem Mythos oder Glauben heraus.

Diese Herrschaft hat auch in dieser Epoche ihre konkrete ökonomische Entsprechung. Als Vollzugsorgan, als Werkzeug (*organon*) eines nun lebendigen Gottes, in dessen Reich »*Glückseligkeit während des Erdenlebens unmöglich*«⁷⁷ erscheint, tritt der absolute Fürst als subjektives Objekt den Willensvollzug an. Nur er denkt sich als die Substanz, die zugleich auch konkretes ökonomisches Vermögen ist. »L'état c'est moi« lautet das korrekte methodische Prinzip von Louis XIV. Der absolute Fürst ist das personifizierte Kapital als der oberste Vermögensverwalter des »Fond des allerbreitesten Vermögens«.⁷⁸ Und: »Gott selbst ist also der erste Stifter dieses Grundes.«⁷⁹

Dieses Vermögen erkennt bereits intuitiv das wahre ökonomische Prinzip, es differenziert bereits zwischen »wirtschaften« und »gut wirtschaften«, denn »Geschäfte mit einem Vermögen treiben heist: wirtschaften«,⁸⁰ Die Geschäfte, die zu »Überfluß davon (führen); welches man Reichthum nennet...so heist solches gut wirtschaften«.⁸¹

Die ökonomische Wissenschaft des Mittelalters, wie die der Neuzeit, war ihrem ökonomischen Prinzip noch dicht auf der Spur. Der deutsche Kameralismus weiß noch um den Ursprung des Begriffes »Wirtschaft«,

75 Augustinus (2007): *Vom Gottesstaat*. Vollständige Ausgabe. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 11, 26.

76 Marx, Karl (1981): *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie*. MEW 1. Berlin: Dietz Verlag, S. 378.

77 Augustinus (2007): *Vom Gottesstaat*. 14, 25, Hervorhebung im Original.

78 Zincke, Georg Heinrich (1751): *Cameralisten-bibliothek*. Leipzig: C. L. Jacobi, S. 27.

79 Ebd.

80 Ebd., S. 31.

81 Ebd.

er ist »abgeleitet von Werth, Werthschaffen, Wirtschaft«⁸². Werteeffizienz stellt sich in »inneren« und »äußeren Gütern« dar, die einem »inneren« und »äußeren Vermögen« entsprechen. Hier folgt die Tradition über viele Jahrhunderte hinweg der Klassifizierung der Güter, wie sie bereits Aristoteles vorgenommen hat.

»Wenn nun die Güter dreigeteilt werden, und zwar so, daß die einen äußere Güter genannt werden, die zweiten körperliche, die dritten seelische, so nennen wir die seelischen die eigentlichen und die hervorragenden Güter.«⁸³

Die Kameralisten Zincke und Baumstark knüpfen entsprechend an. Die Güterwelt differenziert sich zunehmend, ihr Ziel wird aber umso klarer. Baumstark definiert:

»Die Summe von Gütern von Gebrauchs- und Tauschwerth, welche man ausschließlich besitzt, bildet das Vermögen. Die Thätigkeit des Menschen zur Beschaffung des Vermögens heißt man Wirtschaft. ... Die systematische Darstellung der Grundsätze und Regeln von der Wirtschaft ist die Wirtschaftslehre.«⁸⁴

Das Subjekt und das Kapital sind äquivalent in der Metamorphose von Vermögen und Substanz als Realität präsent. Diese Präsenz ist die buchstäbliche Wirklichkeit, das Bewirken der Effizienz als Ziel der Selbstwertschöpfung, einem Prozess wiederum, der keine immanente Grenze kennt – und ob eine Grenze überhaupt existiert, ist im Horizont des Subjekts eine Grenzfrage des Denkens. Eine empirische Gewissheit kann das Subjekt aus seiner Substanz heraus nicht bestimmen und spekulativ ist eine Antwort wissenschaftlich nicht mehr begründbar.

Der »seelenlose« Kapitalismus und die wissenschaftliche Aufgabe im *brain capitalism*

Die Aufgabe einer ökonomischen Wissenschaft war schon früh klar beschrieben. Als Wissenschaft war sie jahrhundertlang systematisch auf Grundsätze und Prinzipien des eigenen Gegenstandes hin orientiert, sie war die Theorie ihrer Zeit und damit das Bewusstsein des *homo oeco-*

82 Baumstark, Eduard (1835): *Kameralistische Encyclopädie*. Heidelberg/Leipzig: Groos, S. 58, Hervorhebungen im Original.

83 Aristoteles (1930): *Nikomachische Ethik*, 1098b.

84 Baumstark (1835): *Kameralistische Encyclopädie*, S. 56, Hervorhebungen im Original.

nomicus. Dieser hatte sein Bewusstsein im Durchgang durch die Bestimmung dieser Begriffe und Prinzipien als Ziel der Werte der Vernunft und diese als Entsprechung des Prinzips der Vernunft begriffen. Wissenschaft war buchstäblich theoretisch, also an Wahrheit orientiert, und Empirie war Teil der praktischen Detaillierung dieser theoretischen Vernunft in ihrer zumeist praktischen Entsprechung. Mit der zunehmenden Dominanz der Wertintegration und der Tauschwertrationalität wurde Mathematik immer mehr zum Hauptwerkzeug instrumenteller Vernunft. Dies entspricht durchaus dem quantitativen Charakter der Werteffizienz in ihrer *immanenten* Bestimmung als eine Form der Übereinstimmung mit dem Gegenstand. Ökonomie ist der Gegenstand quantitativer Werte, alle werden in Geld gerechnet und lassen sich als Quoten am Kapital darstellen. Der *Preis* ist die quantitative Erscheinung der Übereinstimmung von den Werten der Waren, der Werte des Subjekts sowie der Werte der Subjekte in dieser *Kommensurabilität* als Kategorie. Preise drücken die quotale Repräsentanz des Kapitals wie die des Wertbewusstseins des Subjektes aus. Der Selbstwert des Subjekts und sein Vermögen spiegeln sich im Preis und konkretisieren sich dort zur empirischen Entscheidung. »Alles und jeder hat seinen Preis«, weiß der Volksmund. Effizienz ist das vernünftige Bewirken dieser Werterationalität und das Prinzip des Handels aller Beteiligten im Grundsatz. Die Begründung der besonderen Rolle der Mathematik in der Ökonomie wurzelt in der Kommensurabilitätsproblematik. Sie ist ein substanzielles Thema, denn die immanente Substanz der Ökonomie ist rein quantitativ. Ihr transzendenter Charakter liegt in der begrifflichen Rationalität der Wertevermehrung als teleologischer Selbstzweck. Sie entspricht der Willenssetzung des Subjekts und seiner Begrifflichkeit. Empirie kommt nur als beobachtbares Verhalten oder als Erinnerung erlebter Erfahrung vor. Sie berührt, anders als die Rationalität und die Mathematik, nicht die ökonomische Substanz. Kapital ist kein empirisches Phänomen. Vielmehr bestimmt es Empirie in ihrer Vermögenswirklichkeit; anders gesagt: in unserer und als unsere Realität.

Das Kapital hat bislang alle seine Kritiker überlebt. Das Kapital zeigt sich stets substantieller als das Vermögen der Kritik, es wurzelt in der Substanz der Subjektivität und enthält demnach auch bereits die Möglichkeit der Kritik an sich selbst. Marx denkt die Schranke des Kapitals zu eng:

»Die *wahre Schranke* der kapitalistischen Produktion ist *das Kapital selbst*, ist dies: daß das Kapital und seine Selbstverwertung als Ausgangspunkt und Endpunkt, als Motiv und Zweck der Produktion erscheint; daß die Produktion nur Produktion für das *Kapital* ist und nicht umgekehrt diedie Schranken, in denen sich die Erhaltung und die Verwertung

des Kapitalwerts, ...allein bewegen kann, diese Schranken treten daher beständig in Widerspruch mit den Produktionsmethoden...«⁸⁵

Marx irrt – und zwar im Grundsatz. Die wahre Schranke des Kapitals, wenn überhaupt vorstellbar und bestimmbar, liegt in der Grenze der Substanz des Subjekts. Und die Produktionsmethode des Subjekts war und ist die Vernunft und das Wissen aus der Vernunft heraus. Maschinerie erscheint nur als eine Episode, wie zuvor die Muskelkraft von Sklaven und Banausen, von Bauern und Tagelöhnern. Für die Substanz des Subjekts wie für Wissen und Vernunft hat noch niemand eine Grenze plausibel benennen, gar empirisch aufzeigen können. *Unsere Sinnlichkeit hat auch die Freiheit zur Übersinnlichkeit*. Davon haben Subjekt und Kapital reichlich Vermögen akkumuliert. Beide entstammen der Freiheit, die entsteht, indem die Seele den Leib als bloße Notwendigkeit begreift. Das ist die Geburt der Kausalität; der Welt der Notwendigkeiten (*mundus causalis*) und der Aufgang der Werte am Himmel der Seele. Das Wissen um die Substanz des Kapitals und seine Begriffsgeschichte als die Begriffsgeschichte der sich denkenden und wollenden Substanz, das ist das Subjekt in jeder Epoche als Entsprechung seiner obersten Werte. Dieses Wissen ist weitgehend verloren gegangen. In der Vielfältigkeit empirischer und vermeintlich-empirischer Erscheinungen hat ökonomische wie erkenntnistheoretische Wissenschaft die Synthesis des Mannigfaltigen nicht mehr vollzogen. Ihr Bewusstsein destruiert sich schleichend selbst. Das Subjekt grenzt an seine Vorstellungskraft als reflektorischer Selbstbezug. Die fragmentierte ökonomische Wissenschaft hat – anders als die Theorie der Physik – kein ganzheitliches Projekt ihres Gegenstandes mehr. Insofern »denkt sie sich nicht mehr«, wie Aristoteles Wissen bestimmt hat.

Im Übergang zum Wissenskapital steht aber das Wissen selbst wieder und unmittelbar als jemals zuvor als die fundamentale Kardinalsubstanz von Kapital und Subjekt zur Bestimmung an. Wissensproduktion ist schon lange herrschendes Produktionsprinzip, Verwissenschaftlichung durchdringt stetig mehr und mehr Bereiche von Wirtschaft und Leben. Die kommunikative und informative Interaktionsfähigkeit hat sich längst entlang einer wissensbestimmten Mediation des modernen Subjekts etabliert. Daten, Informationen und Wissen laufen zwar unscharf ineinander, wie früher Wissen, Glauben und Meinen, aber sie bilden doch bereits einen *kontingenten Rahmen* der Wirtschaft im *brain capitalism*. Dieser kontingente Rahmen ist der Vermögenshorizont nur in sich limitierter Substantialität von Möglichkeiten des Subjekts wie des Kapitals. Das heißt, Wissen und Wissensvermehrung und die Poten-

85 Marx, Karl (1964): *Das Kapital*. Band 3. MEW 25. Berlin: Dietz Verlag, S. 260, Hervorhebungen im Original.

tiale dafür sind die Tauschobjekte der Wertrationalität dieser Epoche als effizienteste Form der Wirklichkeitsgestaltung. Dieser sich neu entwickelnden Form steht noch das irritierte Subjekt des Finanzkapitals entgegen, wie weiland alle Subjekte im Übergang von einer Kapitalerscheinungsform in die nächst höhere Stufe zuvor auch. Zu keiner Zeit hat das Subjekt seine eigene Metamorphose wirklich begriffen. Die zeitgemäße Bestimmung dieser Metamorphose des Vermögens zur Vernunft, zur Substanz des Kapitals, ist deshalb die erste und edelste Aufgabe ökonomischer Wissenschaft.

Das Lamento des heutigen Subjekts über den vermeintlich »seelenlosen Finanzkapitalismus«, der als »Monster« politisch diskutiert wird, wirft aber auch ein deutliches Schlaglicht auf den langen Schatten theorievergessener ökonomischer Wissenschaft. Ihr selbst ist die Frage der Fragen jeder Wissenschaft abhandengekommen: Was bedeutet Ökonomie als Wissenschaft – erkenntnistheoretisch bestimmt – uns heute? Dies ist die primäre Forschungsfrage. Die Antwort steht aus. Die heutige Ökonomie hat keinen zeitgemäßen Begriff mehr von ihrem Gegenstand, weder von ihrer Kardinalsubstanz noch dem Bewusstsein ihrer selbst, mit dem sie diese Frage thematisieren könnte. Aber sie kann dieses Wissen aktiv zurückgewinnen. Zu ihrer Ausarbeitung stehen drei Perspektiven zur Verfügung: die empirische, die mathematische und die begrifflich-rationale. Diese Perspektiven sind nicht mit der Vielzahl unüberschaubarer Methoden zu verwechseln. Alle drei Perspektiven sind gleich alt. Aber nicht alle sind gleich effizient. Hier beginnt die Frage gegenwärtiger Zukunft ökonomischer Wissenschaft in ihrer eigendefinitorischen Aufgabe konkret: ein Wissensprojekt in ureigener Sache als eine wirklich substanzielle Aufgabe!

2. Der Radius des kantischen Standpunktes der *Kritik der reinen Vernunft* in der heutigen Blickrichtung der Wissenschaft

Der Horizont der Philosophie von Kant gründet in der verdeckten Ökonomie der Aneignung der Anschauungsformen eines ewig erscheinenden Raumes und einer ebensolchen Zeit als Ausgangspunkt seines ICHs. Dadurch gewinnt seine Theorie der gegenständlichen Wahrnehmung ihre Plausibilität und ihren Radius. Gegenstände erscheinen als notwendige Denkstrukturen einer transzendental vorverfügten Sinnlichkeit eines eigentümlichen ICHs. Dieses ICH ist der Eigentümer von Identität und Kausalität. Alle Relationen sind für Kant im Eigentum des sich vorstellenden ICHs als transzendentes und empirisches Doppel-ICH ursprünglich und ursächlich notwendig begründet vorgestellt. Damit wird dieses Doppel-ICH aber zugleich erstmalig selber zu einer Tauschrelation. Das ist die Geburtsstunde der Relativität in der Philosophie. Mit der zunehmenden marktbreiten Allgemeinheit dieses ICHs beginnt aber auch seine Relativierung und prinzipielle Tausch- und Austauschbarkeit als absoluter Vorstellungspunkt. Das alte *ego* wird sukzessiv zu einem ökonomischen Marktgegenstand des doxa-demokratischen Jedermann-ICHs. Heute sind die Koordinaten der Identität eines ICHs – und damit auch die Kausalität der Person – im ökonomisierten Datenraum vertauschbar. Die Vorstellung von »einer Realität« wird immer relativer, sie folgt damit dem Mehrwertprinzip auch in der physikalischen Analogie von Inflation und Entropie. »Transzendental« ist nicht mehr ein »natürlicher« absoluter Haltepunkt, wie Kant ihn noch für »gegebene« Gegenstände gesehen hatte; der ökonomische Datenraum unserer Zeit ist ein technischer Rahmen einer *neuen relativ realen Realität*. Diese Epoche kennt keinen absoluten Haltepunkt mehr, das eigentümliche ICH ist nicht mehr als natürlicher Standpunkt wissenschaftlicher Horizonte notwendig. Es wird real austauschbar.

Der Ausgangspunkt der Blickrichtung von Kant: Die verdeckte Ökonomie in der Aneignung seines eigenen Standpunktes

Eine Theorie besteht aus ihrem Standpunkt, ihrer Blickrichtung und ihrem Radius. Aus alledem erschließt sich ihr Horizont mit seinen dazugehörigen Punkten. Dieser eröffnet einen *Blickraum*, umgrenzt ihn aber

zugleich auch. Keine Theorie kann Bezugspunkte außerhalb ihres Radius und den durch sie gesetzten Standpunkt als Anfangsgrund ihres Horizontes erkennen. Ihr Blickraum ist daher eine Art von »Feststellung« als Ausdruck *ihrer* Zeit. Diese Feststellungen hat Kant als »Gegenstände« begriffen. Gegenstände sind daher festgestellte Zeit als Quasiraum. Raum und Zeit spiegeln sich im Verständnis des gegenständlichen Produktes des Verstandes in seiner Fixierung selbstbildlich wider, diese Blickrichtung steht damit tief in der Tradition von Platons *eidolon*, deshalb hat Kant sein Hauptwerk mit dieser »Elementarlehre« der »Transzendentalen Ästhetik« als Standortbestimmung seiner Zeit begonnen. Große Theorien setzen diesen Haltepunkt für eine Epoche und wirken erkenntnisleitend über diese hinaus, dies macht ihren Radius aus. Das alte Wort *epoché* meint einen solchen Haltepunkt für den Horizont »in« einer begrenzten Zeit, auf den hin alles Begründbare dann selber bezogen, also *beurteilend angeeignet* wird. Diese Aneignung im Urteil ist die Gegenstandsdetektion der Vernunft, denn diese bestimmt erst durch ihren Verstand, *was* – scheinbar fix – im Werden von Raum und Zeit ist. Alle Ontologie hat ein fixierendes Raum-Zeitverständnis, Ontologie ist die Metaphysik angeeigneter Raum-Zeit als Gegenständlichkeit. Fixe Gegenstände sind ihre Ortungsobjekte. Dies geschieht durch die Vorstellung, dass ein epochaler Haltepunkt diese Feststellungen der urteilenden Vernunft im Urteil selbst fix zum Stand bringt, sich also *aneignet*. Jedes Urteil erscheint als Feststellungsbeschluss. Jeder Feststellungsbeschluss beurteilt aus seinem eigenen Standpunkt heraus. Zwischen dem jeweiligen Standpunkt und der Reichweite seiner Blickrichtung ereignet sich daher ein *vorläufiger* Horizont, dieser wird durch die nachfolgende Theorie dekliniert und relativiert, Gegenstände erscheinen damit weniger fix, sie *relativieren* sich in der Blickrichtung des jeweiligen Horizonts ihrer Epochen (von *nachfolgenden* Standpunkten beurteilt).

Die *Aneignung* von *Gegenständen* ist daher das *überepochale* Ereignis der raum-zeitlichen Struktur unseres Denkens, denn geurteilt wird *grundsätzlich* über ein »etwas«, das wir als Gegenstand vorstellen, zumindest entspricht dies der traditionellen ontologischen Vorstellung, insbesondere der von Kant. Gegenstände sind unbemerkte Fixierungen von Raum und Zeit als Vorstellungsbegriffe, deren *Notwendigkeit* Kant als transzendente Anschauungsformen verstanden hat. Hier beginnt ein tiefes Grundsatzproblem. *Notwendigkeit* ist ein logischer Vorstellungsbegriff strengster Kausalität und zugleich der *ökonomische Konstitutivbegriff* eines metaphysischen Selbstbildes des Menschen als *Mangelwesen*. Dieses Mangelwesen ist die versteckte und unreflektierte Ökonomie in der Blickrichtung einer logisch argumentierenden Ontologie, denn diesem Mangelwesen erscheinen Raum und Zeit immerzu ewig und Gegenstände in dieser Raumzeit damit *immer voraus*. Das Mangelwesen ist im Gegenzug zur Passivität seiner endlichen Sinnlichkeit auf

die Aneignung von Gegenständen als actus transzendental angewiesen. Damit versucht es, den ästhetischen Einbildungsmangel abzuwenden. Notwendigkeit bedeutet Abwendung von der Not der natürlichen Endlichkeit von Leben, um diesem einen *überlebenden Sinn einzubauchen*, nämlich das Prinzip der Seele als Einbildung von Unendlichkeit und ewigem Leben. Hier ist die tiefste Wurzel aller Ökonomie und aller notwendigen Philosophie. Beide sind *gleichursprünglich* in dieser *aísthēsis* ihrer produktiv-notwendenden Einbildung gegründet. Hier liegt das doppelt-reflexive Stiftungsprinzip als logische Dialektik von notwendigen Gegenständen und beurteilendem Denken in einer bestimmten Raumzeit-Dialektik begründet. Notwendige Gegenstände sind die *analogia* einer notwendigen Mangelercheinung eines sich transzendental orientierenden Vorstellens gegen den Raumzeitverlauf, der nichts endgültig fix und fest stellt. Solche Feststellungen sind bloße Metaphysik. Sie erscheinen dem Mangelwesen unabwendbar natürlich, also notwendig transzendental vorverfügt – wenn wir es in der philosophischen Blickrichtung formulieren. Das notleidende Tier als Mangelwesen konstituiert erst alle Metaphysik in dieser Selbst-Setzung gegen seine Endlichkeit. Ihm stehen nun die Gegenstände durch Selbstaneignung scheinbar ewig voraus gegenüber.

Diese Metaphysik immer notwendig vorauserscheinender Gegenständlichkeit einer fixen Raum- und Zeitgegebenheit war auch die Kernprämisse der kantischen Ästhetik. Kants Philosophie steht wie die ihr vorgängige in der Blickrichtung der alten *aísthēsis*, eine *notwendige Orientierung* zu sein, die etwas (also einen Gegenstand) erleiden und erdulden muss in der »Rezeptivität« ihrer Formwahrnehmung als feststellendes Verstandesurteil, und zwar auch dann, wenn der Gegenstand durch eine *poiesis*, wie Aristoteles dies ursprünglich logisch bezeichnet hat und die Kant, an Leibniz anknüpfend, dann »Spontaneität« genannt hat, also *erst durch das Mangelwesen* selber produziert wurde. Immerzu erscheint ein Gegenstand so der Vernunft *voraus*, sonst hätte der Verstand buchstäblich nichts feststellend zu beurteilen. Dieser Raumzeitbezug der transzendental erscheinenden Ästhetik ist die Aneignung. Diese *oikeiosis* ist der konstitutive Akt der Metaphysik und ihr überepochales Prinzip, es ist die Selbst-Feststellung des Mangelwesens durch fixierende Gegenständlichkeit gegen die Endlichkeit der Raumzeiterfahrungsmöglichkeit. Seine »notwendige« Orientierung stellt Raum und Zeit »fest«, das ist seine metaphysische Aussage, keine physikalische Erkenntnis. Dazu muss eine Feststellung getroffen werden, die der Verstand als *sein Urteil* versteht und bewirkt, dazu müssen Raum und Zeit auf *einen Punkt* hin fixiert werden, der in der Sprache der Neuzeit ICH heißt. Der Kernsatz der gegenständlichen Selbstaneignung im Urteil des Verstandes lässt sich auf diesen Punkt der selbstreflexiven Aneignung als Eigegenständlichkeit bringen:

ICH gehöre mir selbst, ICH bin mein Eigentum. ICH entspreche damit meiner Vernunft, die mich als ihr zugehöriges Eigenes erkennt, weil alle Bezüge von Raum und Zeit in meinem ICH fixiert werden und damit logisch meinen mir eigenen Anschauungsformen entsprechen. Deshalb bin ICH mir mein eigener Gegenstand. ICH bin mein Gegenstand. Meine Gegenstände gehören meiner Ästhetik, was nicht zu mir gehört, kann ICH nicht gegenständlich erkennen.

Diese primäre Selbstbezüglichkeit ist das Stiftungsprinzip, das die kritisierte Vernunft sich als Verstand *autorelativ* zuweist. Auf diese Weise existiert ein Verstand, er ist das gegenständliche Eigentum und zugleich das Exekutivkomitee seiner eigenen aneignenden Vernunft. Ohne den Verstand bringt die Vernunft nichts zum Stillstand, es gäbe keinerlei Eigentum, nichts hätte einen bleibenden Bestand, Raum und Zeit würden uns nicht als Anschauungsformen unserer Gegenständlichkeit vorstellig werden. Ohne eine Zueignung gewinnen wir keine fixe Vorstellung von Raum und Zeit. Ein Umschlossenes benötigt einen Punkt, den es umschließt und der diese Vorstellung auf sich bezieht. *Auf diese Weise sieht sich der Mensch im Mittel-Punkt seiner Selbstaneignung.* Er bezieht alle Bezüge auf sich. Dieser Mittel-Punkt erscheint zunehmend als die alles kristallisierende Substanz, in der alle ihre Relationen akzidentell zum Mittelpunkt erscheinen. Der »Mensch als Mittelpunkt« ist das alte und immer neue Problem des Protagoras, das sich – entgegen aller traditionsphilosophischen Anfeindungen – als *das Maß aller Dinge* immer deutlicher in den Vordergrund geschoben hat. Nur der Mensch setzt sich Maße. Nur er beurteilt Fixes in der veränderlichen Bewegung, nur er bezieht diese Fixierungen auf sich als seine Erkenntnisse. Maße sind Menschen-Maße, die wir als psycho-verobjektivierende Notwendigkeiten unserer gegenständlichen Realität selber setzen und so in diversen Maßergebnissen gespiegelt wiedererkennen. Dies ist ein Zirkel wie jeder Horizont. Alle Maße sind relativ, notwendig zu anderen in ihrer Vorstellbarkeit. Kein Maß *steht* »an sich« »für sich« allein und absolut *fest*. Dies sind nur unsere Aneignungsvorstellungen von Raum und Zeit. Diese Relativität ist die Tauschlogik als Konträr der Aneignungslogik. Gäbe es keine Tauschlogik, wäre »nichts« anzueignen. Aneignungen sind deshalb physikalisch nichtige Feststellungen, wir verstecken diese Ökonomie der Aneignung in allen Maßen, aber auch diese Maße ändern und verändern sich.

Dazu muss sich die Vernunft erst kritisieren, sich damit in den diskreditierenden Selbstbezug ihrer Aneignung setzen. Diese Aneignung, die *oikeiosis*, ist der Akt der sich aufspaltenden Vernunft. Sie stiftet Gegenstände der Identität und den Verstand als Differenz zur einfachen Vernunft dieser Erkenntnis als deren fundamentale Identität zugleich. Nur Gegenständen wird ein »Eigenes« als Identisches zugebilligt. Diese Gegenstände sind die *causa* in logischer Hinsicht, sie nehmen wir mit einer

Identitätsorientierung in den Blick. Ohne Eigentum existieren keine Gegenstände mit Anspruch auf eine Identitätsvorstellung und existiert kein Verstand, der sich von der eigenen Vernunft differenzierend unterscheidet, um so zu kausal-identischen Urteilen zu kommen. Tiere gehören nicht sich selbst, diese abstrakte Vorstellung bildet erst die diskriminierte Vernunft als Verstandesurteil. Die Sklaven galten der Ursprungsphilosophie noch als Menschen ohne Eigentum an sich selbst, was Aristoteles in der *politika* deutlich herausgearbeitet hat. Hegel hat diesen Gedanken dann später in seiner Rechtsphilosophie rekonstruiert (»Der Sklave [...] *denkt* sich nicht¹). Der Pivot ist überdeutlich: Alle Lebewesen sind vernünftig, aber nicht alle haben einen Verstand. Der Verstand bringt die Vernunft zu sich, macht sie selbstbezüglich zum Gegenstand ihres Eigentums und damit den Verstand erst zur Entscheidungsinstanz einer gegenständlich fixen Idee. Diese festgestellte Idee (*idéa*) benötigt ihr *idion*, den privativen Kristallisationskern als Eigentum *ihrer* Feststellung. Der Kern dieser Feststellung lässt sich – recht verstanden – als *idiotisch* begreifen, er ist eigentümlich, also selbstbezüglich auf die konstitutiv-verbindliche Form jeder Idee in der Differenz zu anderen Ideen und deren Identitäten notwendig angewiesen und darin begrenzt. Zwei Ideen unterscheiden sich im jeweiligen Eigentum ihrer *causa*, nicht aber in der *causa* ihrer behaupteten *eigenen Identität*. Würde eine Idee ohne ihr Eigentum vorgestellt, wäre sie weniger als eine leere Hülle, denn selbst diese Vorstellung könnte nicht beständig gewonnen werden. Sonst wären alle Ideen zerfließend beliebig flüchtig und somit das Gegenteil einer logischen Identitätsvorstellung und alle *causa* wäre dann bloß idiotisch. Das verhindert der Verstand gegenüber den sinnlichen Wahrnehmungen der Vernunft. Das Verstandesurteil trifft diese fixierende Feststellung.

Verstandesurteile sind gereinigte Vernunft. Nur dieses Urteil kennt die logisch anderslautenden Begriffe in der Sprachlichkeit der Philosophie für das Eigentum der Vernunft, das Zugrundeliegende (*hypokeímenon*) oder die ihrer jeweils zeitgenössischen Varianten im nachfolgenden Blick als *ousía*, *substantia*, *quidditas*, *essentia* und *realitas*. Die Namen haben sich verändert, ihr aller Kern ist der strenge Eigenbezug der behaupteten Gegenständlichkeit als Identität jeder Idee. Würde die Vorstellung vom Eigentum als das Zugrundeliegende in jeder Idee fallen, entfele auch die Vorstellung der Idee an sich, sie hätte keinen sich selbst begründenden Eigenhalt gegen Raum und Zeit mehr. Denn das Substantielle einer Idee ist das Privative (*idion*) in seiner logischen Gestalt, allgemein und damit öffentlich beurteilbar als *idéa* vernünftig vorgestellt werden zu können. Ohne Eigentum existiert kein Gegenstand mit Bestand, keine Idee an sich, kein Urteil des Verstandes gegen eine nur sinnlich-animalische Vernunft. *Die Aneignung der Vernunft im feststellenden Verstandesurteil ist*

1 Hegel (1986): *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, § 21.

deshalb für Philosophie und Ökonomie gleichursprünglich. Erst im Verstandesurteil als reine Vernunft werden Raum und Zeit zu angeeigneten Anschauungsformen der sich diskriminierenden Vernunft. Kant war eine wichtige Etappe in der Blickrichtung dieser Einsicht, er hat diese Anschauungsformen eigentümlich naturhaft gesehen, sie gegen die Zeit eines bewegten Raumes als apriorisch im Subjekt fixiert. Dieses Apriori ist die Selbsttranszendenz des Eigentums der feststellenden Vernunft im Verstandesurteil ihrer gereinigten Sinnlichkeit. Tiere können ein Apriori nicht zum Ausdruck bringen, ihre Anschauungen sind raum-zeitlich nicht abstrakt von ihrer Sinnlichkeit diskriminiert. Darum haben Tiere kein Verstandesurteil, ihnen fehlt das *notwendige abstrahere*, trotz ihrer Vernunft. Tiere reflektieren sich nicht als Mangelwesen in einer Selbstaneignung mit Ewigkeitsblickrichtung über das sinnliche Leben hinaus. Tiere sind nur zeitlich endlich lebendig, sie kennen keinen überzeitlichen Anschauungsraum.

Verstandesurteile sind daher die logischen Blickpunkte einer feststellenden Blickrichtung der Vernunft in ihrer jeweiligen Epoche. Festhalten, Feststellen, Aneignen und Bewerten usw. dienen dem weiteren Fortschritt der Vernunft bei der notwendigen Verwertung dieser ideellen Gegenständlichkeit; diese Blickrichtung ist die metaphysische Symbiose philosophisch-ökonomischen Denkens. Dazu muss die Vernunft sich einer besonderen Prozedur unterziehen, um sich von der Flüchtigkeit zerfließender Sinneswahrnehmungen ihrer animalischen Wurzeln zu *kritisieren*, das heißt zu scheiden. Tiere kennen weder Philosophie noch Ökonomie, aber sehr wohl eine sinnliche Vernunft und auch eine vorausschauende Orientierung. Die animalische Vernunft ist nicht blind, sie stellt sich aber nichts in Begriffen mit kategorialer Struktur vor. Tiere werten und bewerten nicht, sie kennen keinen Mehrwert als Prinzip ihres Handelns und kein Urteilen aus abstrakten Anfangsprinzipien heraus. Tiere stellen nichts fest, sie sind lebendig im Sinne der Teilnahme am Tausch und Austausch mit der Natur. *Tiere sind ohne Prinzip, aber sehr wohl mit Eingewöhnung (ethos).* Ethik teilen wir mit Tieren, Verstandesurteile nicht. Animalische Sinnlichkeit ist ohne die Aneignung eines »an sich«. Das ist das Prinzip der Sinnlichkeit der Tiere, sie haben keine differenzierte Sinnlichkeit, die sie in und mit der Natur und dieser zugleich als gegenüberstehend feststellen. Ihr *nous* ist noch nicht kritisiert. Ganz anders stellt sich der metaphysische Mensch fest und teilt dazu den *nous*. Nur eine geteilte Sinnlichkeit kann über diese abstrakt verfügen. Über das, was wir verfügen können, herrschen wir ökonomisch, und zwar mit philosophischen Begriffen der kritisierten Vernunft. Die Aneignung von Gegenständen zur Verfügung der Vernunft, zu ihrer Bewertung und Wertung, setzt die Feststellung eines raum-zeitlich Unvergänglichen notwendig voraus. Aneignung ist eine Idee, kein physikalischer Akt. Angeeignete Gegenstände existieren nur als be-

griffliche Formen, niemand wird physikalisch zum Eigentümer irgend-eines Atoms, eines Quants oder Quarks oder kann eine elektronische Welle für sich wirklich und wirksam festhalten. Eigentumsfeststellungen sind rein metaphysische Vorstellungen des Mangelwesens im Mittelpunkt seiner angeeigneten Gegenständlichkeit. Natur lässt sich nicht sprichwörtlich feststellen und in einem Gegenstand einsperren, Natur »ist«, indem sie beharrlich alles scheinbar Fixe ändert und verändert. Zeit ist ihr dabei kein Vorstellungsbegriff als Limit einer apriorischen Begrenzung. Feste Begrenzungen sind metaphysische Feststellungen, sie sind Aneignungen unserer kritischen Vernunft. Das ist Metaphysik und es ist nur Metaphysik. Hinter dieser Formulierung steckt das ganze Potential des Problems des metaphysischen Denkens, es beginnt mit der Kritik der Vernunft oder Sinnlichkeit. Nur kritisierte Sinnlichkeit stellt Gegenstände fest. Dazu ist die *Selbstaneignung* eines vernünftigen Lebewesens als konstitutiver Akt der Kritik der Sinnlichkeit notwendig. Die Not dieser Notwendigkeit ist für die Metaphysik konstitutiv, es bedarf eines Willensaktes der produktiven Einbildung, denn ohne Aneignung entsteht kein Eigenes, ohne ein Eigenes kein Eigentum. Natur kennt kein Eigentum und kein identisch fest Bleibendes einer apriorischen Anschauungsform, das ist primär ein philosophisch-ökonomisches Phänomen. Natur produziert Zugehörigkeiten in laufender und destruktiver Veränderung, ohne ein abstraktes »an sich«. Kein Zentralgestirn und kein Planet oder Trabant bleibt auch nur eine Nanosekunde identisch gleich in »seinem Sein« oder exakt am selben Ort. Das ist nur eine vormoderne Vorstellung. *Alle Metaphysik beginnt daher mit der Kritik der sinnlichen Vernunft, die bleibende Feststellungen als Anfangsgründe zu behaupten versucht, um das Eigentum ihrer Vorstellungsart und damit sich selbst zu beständig zu halten.* Das ist sprichwörtlich das *eigentliche* Problem der Kritik. Kritik teilt die Sinnlichkeit, um Gegenstände anzueignen. Der erste und primäre Gegenstand, das *proton* der Gegenständlichkeit, ist der *Mensch als Maß seiner Selbstaneignung*. Daher führt zunächst der Blick in diese Methodik der Vorstellungsart, hier als methodisch-produktive Destruktion des Standpunktes der kantischen Blickrichtung im Horizont unserer Zeit.

Der Standpunkt der Kritik im autorelativen Horizont des eigentümlichen ICHs

Kritisieren bedeutet trennen und unterscheiden, das meint das alte Wort *krinein*. Geschieden und unterschieden ist die vernünftige Sinnlichkeit in ein Zweigeteiltes, in einen sinnlichen und einen vorgestellten übersinnlichen Part. Platon hatte bereits die Vorstellung vom *dia-noein* ent-

wickelt, die Teilung des *nous* in einen sinnlichen und übersinnlichen Teil der Vernunft. Später wurde daraus die sogenannte Zwei-Welten-Theorie, diese Blickrichtung hat also einen langen Vorlauf. Platon hatte in dieser Blickrichtung Kritik als »Reinigung der Seele«, als *katharsis*, verstanden und damit das indogermanische Erbe der antiken Philosophie des Verstehens der Lebendigkeit als *atman*, als das Atmen im Tausch und Austausch in und mit der Natur, radikal verändert. Atmen ist ein dynamischer Tausch- und Austauschvorgang, keine Fixierung. Erst die Deutung als »Einhauchen«, in Doppelbezug mit dem immer daran gekoppelten natürlichen Aushauchen als zirkulärem, aber *endlichem bios-Vorgang*, verändert hin zur mythischen Interpretation eines transzendentalen Urprinzips. Aus dem physischen *atman* wird zunehmend die metaphysische *psyche*, d.h. die *Seele als Lebensprinzip*. Sie erscheint nun *widernatürlich a-biologisch* unvergänglich, ewig und unsterblich und damit gegenständlich und psychologisch. Diese Seele gilt als die kardinale Substanz der Identität des Lebensprinzips und damit als tausch- und austauschresistent. Jede Seele wird philosophisch als unverwechselbar vorgestellt, sonst kollabiert das Identitätskonzept der Person, aber *Person* heißt *Maske* vom Ursprung her betrachtet, was ein *Tauschbegriff* ist.

Die Seele wird zum Festhalteanker gegen die Bewegung einer sich permanent verändernden Natur. Sie steht gegenständlich Raum und Zeit entgegen, auch wenn sie nur *a-physikalisch imaginär* vorgestellt werden kann. Von der Seele, dem *ego*, dem ICH können wir keine einzige mathematisch-physikalische Koordinate ihres Raum-Zeitbezuges gewinnen und benennen. Diese Begriffsvorstellungen sind rein metaphysisch, pure Selbstaneignungen. Das ist die radikalste Vektoränderung der philosophischen Blickrichtung aus der frühen Naturphilosophie, beurteilt aus heutiger Sicht. Die Natur wird ökonomisch-philosophisch zum Gegenstand der »Seele«. Sie erhält eine eigentümliche Fassung, ist nicht mehr unmittelbar eine *analogia* als Entsprechung ihrer Veränderlichkeit in der Natur. Diese Idee der Seele ist die der geteilten Sinnlichkeit, die ein Vergängliches gegen ein ewig Bleibendes stellt und letzterem den höchsten Status der eigentlichen Erkenntnis zuweist. Das nur Sichtbare (*orao*) wird nun minderwertig gegenüber der Einsicht (*ora*) in ein Unsichtbares (*aoraton*), nämlich als Partizipation (*methexis*) am Ewigen und Unvergänglichen, das die Seele zu gewähren verspricht. Diese Blickrichtung ist übersinnlich, übernatürlich und daher metaphysisch, weil sie ein frühes Apriori formuliert, das auch Kant als Standpunkt einer eigentlich uralten Theorie noch weiter in diesem Fundament vertieft hat. Das Übersinnliche und Nichtsichtbare ist dem eidetisch Sichtbaren in dieser Blickrichtung immer voraus, die Geschichte vom Hasen und dem Igel hätte schon in der Antike als Beispiel dienen können. In der zweigeteilten Vernunft ist der »gute« und »göttliche« Teil »immer schon

da«. Die Sinnlichkeit ist daher schon lange kritisiert, das Prinzip an sich als bleibender, d. h. *nicht austauschbarer Anfangsgrund* war so geboren. Kant benutzte die Formel der *Kritik der reinen Vernunft*, um sich im Verstandesurteil nicht von der Sinnlichkeit eidetischer Eindrücke und hinsichtlich der Urteilkraft über Gegenstände in ihrer *reinen Form als Gegenstände* an sich täuschen zu lassen. Dieses Geschäft besorgt bei Kant die Kritik in einer besonderen Formation, nämlich als »reine Vernunft«. Das ist sein Ausdruck für oratische Erkenntnisse, die bleibend immer nur die Formalbedingung des Eigentums des Gegenstandes ohne deren verfänglich-wandelbare Füllung betreffen. Kant hat damit einen traditionellen und doch epochalen Standpunkt gesetzt, insbesondere durch sein Hauptwerk, denn Kant dreht die Blickrichtung der Alten um. Seine Inspiration, also seine spezielle »Beseelung«, war an die neuzeitliche Physik in gewisser Weise angelehnt, er hat sie entsprechend als »kopernikanische Wende« titulierte und das Paradigma im Blickrichtungswechsel seines Standpunktes deutlich formuliert. »Bisher nahm man an, alle unsere Erkenntnis müsse sich nach den Gegenständen richten; aber alle Versuche, über sie a priori etwas durch Begriffe auszumachen, wodurch unsere Erkenntnis erweitert würde, gingen unter dieser Voraussetzung zunichte. Man versuche es daher einmal, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik damit besser fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserem Erkenntnis richten.«² Damit sind der Standpunkt und die Blickrichtung gedreht. Die Vorstellung des mittelalterlichen Absoluten, des von jeder dieser selbst determinierenden Bestimmung freien Eigentums des Allerhöchsten, wird nun in das erkennende ICH als der neue absolute Erkenntnisträger projiziert. Diese Konstruktion ist keineswegs eine simple Umkehr der vorgängigen Blickrichtung, kein plakatives späteres »vom Kopf auf die Füße stellen«, vielmehr wird hier das *Absolute selber relativ*. Das ICH wird in seiner Eigentümlichkeit nun zur epochalen Substanz als der primäre Eigentümer aller Gegenstände, die es sich gleichwohl doch noch anzueignen genötigt sieht. *Das Ich wird damit zum Prinzip der Gegenstände*, es spiegelt sich in seinem Eigentum als seine damit kardinale Substanz, sich selbst zu sehen, wieder und wider. Diese Antinomie ist das kantische Ich in der Erbfolge des *dia-noein*, das sich doch etwas aneignen muss, was – nun – nur ihm zugehörig zu sein vermag, die Gegenständlichkeit, aber diese auch zugleich auf seine Erkenntnisprinzipien zurückzuführen ist, sodass nunmehr die Substanz und die Akzidenz in dieser gegenständlichen Eigentümlichkeit selber als *Relation* begründet wird. Diesem Ich fällt zu, was nur diesem Ich als Substanz zu gehören vermag. Das Ich wird zum Eigentum als sein eigener Gegenstand, das hatten vorgängig Augustinus und sehr ähnlich Descartes in seiner weitaus späteren

2 Kant (1956): *Kritik der reinen Vernunft*, B XVI, XVII.

Formulierung vom *ego cogito* noch nicht gesehen. Nicht das *ego* weiß nur um sich in seinem Wissen, es weiß nunmehr darüber hinaus um die notwendige Konstitution aller Relationen von Gegenständen in seiner eigentümlichen Konstruktion, die nur sich auf diese eigentümliche Substanz beziehen. Im Gegenstand dieser Relationen ist das Ich der Mittelpunkt aller seiner Vorstellungen. *Damit wird das Ich erstmalig autorelativ.* Kant hat es so formuliert. »Das: I c h d e n k e, muß alle meine Vorstellungen begleiten k ö n n e n [...].«³

Der beginnende philosophische Relativitätsgedanke des eigentümlichen Doppel-ICH

Den Relativitätsgedanken der neuzeitlichen Physik von Galilei, Kopernikus und Keppler in der Vertauschung des Standpunktes als Bezugspunkt der Blickrichtung des geometrischen Mittelpunktes im Universum überträgt Kant auf die Metaphysik, um diese aus der Not zunehmend notleidender Geringschätzung wieder zur alten Geltung zu verhelfen. Das kantische Erkenntnismotiv ist daher in einer eigentümlichen Blickrichtung mit doppelter Orientierung zu sehen. Es ist ein Vorwärtsblicken zur *Gewinnung sicherer Erkenntnisse* durch die Bestimmung der transzendentalen Notwendigkeiten dessen, worauf sich Gegenstandsurteile in ihrer Erkennbarkeit überhaupt beziehen können, und zugleich ist es ein rekonstruierender Versuch mit Vorwärtsblickrichtung, ein antizipativer Rückblick zur Wiederherstellung der Herrschaft der Metaphysik über die sich emanzipierenden Wissenschaften. Dazu musste das ICH nun zum *sicheren Fundament* des metaphysischen Erkennens gegen die aufkommende Relativität des Denkens umgedeutet werden. Kant erfindet daher ein Doppel-ICH, es ist die Relation zweier ICHs in einem, eine reine Tauschbeziehung, wie sie alle Ökonomie als Ökonomie betreibt. Alle Gegenstände werden nun zum intellektuellen Tauschgegenstand des Eigentums des scheinbar Mit-sich-selber-Identischen = unaustauschbaren ICH. Dies ist der Kernpunkt des kantischen Denkens und das Problem in der heutigen Blickrichtung. Das ICH ist heute in den Horizont seiner Austauschbarkeit getreten, dabei sollte es doch gerade der stabile Anker sicherer Erkenntnisse mit metaphysischer Blickrichtung gegen die beginnende mathematisch-physikalische Dominanz der modernen Wissenschaften sein, die zunehmend auch die Basis einer sich ebenfalls global und dominant entwickelten Ökonomie geworden ist.

Kants Kritik eröffnete einen Blickraum auf die durchbrechende Moderne, indem er das ICH in den Mittelpunkt des metaphysischen Denkens stellte. Aber die Epochen des Herrschaftsanspruches der alten

3 Ebd., B 132, 133.

Metaphysik, die erst von Platon *philosophia*, anschließend von Aristoteles noch deutlicher als *prote episteme*, als *erste Wissenschaft* vorgedacht war, waren unwiederbringlich nicht mehr zu retten. Mit der Konstruktion des Doppel-ICH wurde die *Unsicherheit einer Relationsbeziehung im substantiellsten Kern* entgegen seiner Intention gleich in den Kern des Ausgangspunktes seines Horizontes gelegt. Diese *krisis* der klassischen Metaphysik war an ein unangefochtenes Absolutes gebunden. Bei Hegel war es nachfolgend ein noch radikaler gewordenes Doppel-ICH als *das Ich = Ich in der reinen Reflexion des Ich in sich*,⁴ bei Marx als das personifizierte Kapital die erste und stärkste Substanz in dieser Blickrichtung. Stufenweise und beharrlich eroberte die Ökonomie den innersten Tabernakel der Philosophie, die Metaphysik, die erst deutlich später Erkenntnistheorie genannt wurde. Vom Eigentum des *ego* zum Kapital als mächtigste Substanz wurden alle Figuren gegen den Tausch und Austausch als beständige Größen vorgestellt, immer spiegelte sich die sich erweiternde Substanz in immer unüberschaubarer werdenden Gegenständen, die ökonomisch Waren heißen, wenn sie allgemein, also auf dem Markt real existent, sind. Physikalisch heißt diese Relativität prinzipieller Vermehrung nicht Mehrwert, sondern Inflation und Entropie, also Zuwachs an immer mehr Entitäten in Relationen in der Ausdehnung von ungeordnet erscheinenden Zuständen. Hier wird das *Relative erkennbar zum Prinzip* der kosmischen Theorie und zugleich der Ökonomie. Diese Gleichursprünglichkeit perpetuiert sich in relativer Veränderung. Sie ist nicht »absolut«, d.h. losgelöst und somit frei von determinierenden Bezügen, sie stellt diese Bezüge nur in die Relation bloß relativer Gültigkeit und damit in ein anderes Raumzeit-Verständnis, wie es auch dem der Ökonomie entspricht. Ihr Raumzeit-Verständnis ist *blind gegenwärtig*, ein »mehr« hat nur eine Blickrichtung, diese ist *prinzipiell notwendig relativ*. »Mehr« ist ein *Relativbegriff*. Diese relativistische Tauschlogik überfordert aber das kontemplative Genie des Denkers als personifizierte Einzelgestalt. Die zunehmende Relativität des Denkens beinhaltet daher auch ein doxa-demokratisches Vorstellungsmodell als kollektive Urteilslogik, *den Markt der Meinungen als oberster Urteilsraum unserer Zeit*. Unser Vorstellungsraum als *Welt* – also als *téchne* der Maß-Begriffe von Werten und Bewertungen im Unterschied zur Natur naiver animalischer Wahrnehmung, d.h. ohne unserer Interpretation mit wissenschaftlich-ökonomischen Vorstellungsbegriffen – leitet unser Mehrwertdenken in relativen Maßen. Ökonomisch sind Maße Bewertungen tauschbarer Aneignungen, die durch Vertauschen als Wert realisiert und gesteigert werden wollen. Wissenschaftlich sind Maße relativierende Feststellungen, also Relationsbezüge mit gradueller Exaktheit. Auch die physikalisch-mathema-

4 Vgl. Hegel (1986): *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, § 5.

tische Relativitätstheorie Einsteins misst an einem vorgestellten fixen Maß-Wert, dem Absoluten als Prinzip seines Relativverständnisses mit festen Maßen, der Ausbreitungsgeschwindigkeit des Lichts als oberster Maßstab einer behaupteten Ungleichzeitigkeit aller Ereignisse in ihr. Alles in Bewegung Gemessene erscheint dann relativ zu diesem absoluten Maß. Immerzu hat die Theorie noch ein Absolutes gegen das rein Relative zu retten versucht. Dieser Standpunkt wird immer zweifelhafter in seiner Legitimationsrolle als begründbarer Standpunkt realer Horizonte heutiger Blickrichtungen.

Das tausch- und austauschbare ICH der Ökonomie unserer Datenrealität

Die Philosophie als erste und oberste wissenschaftliche Ordnungsmacht wird historisch immer deutlicher durch die Tauschlogik, die vor keinem Altar haltmacht, relativiert. Innerhalb der Wissenschaften wurde der traditionellen Philosophie diese Rolle zunehmend weniger zugebilligt. Dem wollte Kant mit aller Macht entgegentreten. Dazu musste aus dieser Krise heraus, der Not dieses Zustandes explizit Rechnung tragend, eine Reparatur des metaphysischen Blickraumes mit neuer Blickrichtung epochal bestimmt werden. Kant setzt das Ich anstelle einer mittelalterlichen göttlichen Absolutheitsvorstellung als das neue *summum bonum* und damit die sich bahnbrechende neue *causa prima* in diese Substanz des Subjektiven und damit in das Eigene des Eigentums an sich selbst. Das Ich wird mit Kant zum *dinglichen Maß aller Vorstellungen*, *muss es doch alle Vorstellungen begleiten können* in der Relativität seiner auf sich als Standpunkt der Blickrichtung bezogenen Vorstellungen, dass diese stets Eigentum der Aneignung *seiner eigenen* Vorstellungen sind. Das ist die Vorstellung vom Doppel-Ich als *notwendig transzendentelem* und *relativ* zu diesem sich so erst auch nachgeordnetem, *sinnlich-empirisch* vorstellendem *Ding als Mittelpunkt aller Gegenstandsvorstellungen*. Sein transzendenteles Ich übernimmt die Rolle des Absoluten, in ihm findet die Aneignung fester und fixierter Raum- und Zeitanschauungen für das demgegenüber bloß relativ gestellte empirische Ich statt. Dies spiegelt Notwendigkeit versus Wirklichkeit wider: »Das Schema der Notwendigkeit ist das Dasein eines Gegenstandes zu aller Zeit.«⁵ »Die Zeit ist also a priori gegeben. In ihr allein ist alle Wirklichkeit der Erscheinungen möglich«⁶ und: »Das Schema der Wirklichkeit ist das Dasein in einer bestimmten Zeit.«⁷ Diese selbstzirkuläre Standpunktfixierung

5 Kant (1956): *Kritik der reinen Vernunft*. B184; A145.

6 Ebd., B 46, 47; A 31.

7 Ebd., B 184; A 145.

ist absolut *und* relativ *zugleich*. *Wirklichkeit wird austauschbar*, also *relativ* zum nicht tauschfähigen Eigentum des neuen autorelativen kantischen An-sich-Selbst, dem Absoluten der Neuzeit. Dies ist die eingebildete Notwendigkeit transzendentaler Selbstaneignung des vorstellenden ICHs als Kristallisation einer notwendig gegebenen Gegenständlichkeit, es ist eine pseudo-religiöse Prämisse, deren *religio* im rückblickenden Relationsbezug dieser transzendentalen Notwendigkeitseinbildung gegründet ist, und zwar als deren fundamentales Elementarprinzip einer Glaubensbehauptung über ein Wesen von Raum und Zeit als ewige Anschauungsformen a priori. Nur deshalb konnte Kant die metaphysische Gleichsetzung menschlicher Erkenntnisse als Gegenstandserkenntnisse rechtfertigen. Ist diese Prämisse aber erst (erneut) geheiligt, kann auch Kant Platons Standpunkt aus dem *Phaidon* – »der *nous* ist es, der alles ordnet und die Ursache aller Dinge ist«⁸ – sinniglich wiederholen und behaupten, »daß die Vernunft nur das einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwurfe hervorbringt«.⁹ Der neue Standpunkt seiner kopernikanischen Wende ist die traditionelle Blickrichtung gegen den aufkommenden Relativismus zur Machterhaltung der Metaphysik als oberste Blickrichtung. Dies erweist sich jedoch als vergeblich.

Mit dieser zwiesgespaltenen Relativität des absolut gesetzten Doppel-Ich wird die moderne Subjektivität *allgemein*. Das ist der *megacausus*. Kant wollte die alte Vorherrschaft der Metaphysik wiederherstellen, ihren Blickraum für die Philosophie als *Eigentum über die Regeln des Denkens* wiedergewinnen und absichern. Sein Erkenntnisinteresse war die Bestandssicherung der Hierarchie der Ordnung des Denkens zugunsten der Metaphysik als primärer und erster Blickraum aller Wissenschaften auch in der Neuzeit. Dazu mussten alle traditionellen Standpunkte der Philosophie einer gründlichen, d. h. neuen, grundgebenden Revision unterworfen werden, um die alte Absicht auf neue Wege zu führen. Bislang war das unmittelbare Urteilen der Vernunft eine Sache der kontemplativen Einsicht *einzelner Denker* gewesen, nun und seit Descartes wird es beständig und mit Kant immer deutlicher zum Standpunkt des urteilenden *ego* für *jedermann!* Aber es wird – aus heutiger Sicht – damit vor allem zum Tausch- und Austauschgegenstand einer globalen Ökonomie in einer naturwissenschaftlich-mathematisch dominierten Tauschlogik als Technik, denn das Jedermann-Ich kann nicht der fix-fundamentale Anker eines *sicheren Standpunktes für diese ersten Begründungen und damit seines eigenen Horizontes sein*. Das kantische Ich ist der höchste Gipfel einer Selbstbildspiegelung der Vernunft, Platons altes *eidolon* in gewandelter Gestalt und zugleich der beginnende Verlust der höchsten Autorität der Philosophie, oberster

8 Platon (2007): *Phaidon*, 97 c.

9 Kant (1982): B XIII, XIV.

Richter im Urteil aller Wissenschaften zu sein. Denn was den Gipfel erlangt hat, kommt an die Begrenzung seines Steigerungspotentials. Das Ich als die konstitutive Substanz aller Gegenstände kann nur mit seinen Gegenständen in dieser Konstitution übereinstimmen. Kant hat deshalb die klassische Wahrheitsfrage geradezu als intellektuell langweilige Problematik eingestuft, so sicher erschien ihm *seine* Erkenntnis. »Was ist Wahrheit? Die Namensklärung der Wahrheit, daß sie nämlich die Übereinstimmung der Erkenntnis mit ihrem Gegenstande sei, wird hier geschenkt, und vorausgesetzt; man verlangt aber zu wissen, welches das allgemeine und sichere Kriterium der Wahrheit einer jeden Erkenntnis sei.«¹⁰ In diesem Zirkel ist der kantische Horizont begrenzt. Die Vorstellung einer allgemeinen, d. h. kategorialen und darin transzendental begründeten Sicherheit einer jeglichen Erkenntnis ist die Kontinuität eines absolutistischen Denkens, das sich in der Relativität des Jedermann-Ichs unweigerlich verlieren muss. Deshalb liegt hier der Pivot zur kantischen Kernfrage und ihrer heutigen Relevanz als denkoffenes Problem. Gegenstände und Ich bilden daher die strengste Analogie, die *analogia*, die diese Verhältnismäßigkeit als Relation reinsten Vernunft aus dem Standpunkt des notwendigen Bezugspunktes heraus je gedacht hat. Mit der allgemeinen Gegenständlichkeit des Ich werden aber alle Gegenstände vorstellbar und damit allgemein, d. h. auch für jedes beliebige Ich. Der besondere Gegenstand des alten *ego* verschwindet in der Allgemeinheit seiner nunmehr eigenen allgemeinen Gegenständlichkeit. Das ist die Konsequenz aus dem kantischen Standpunkt. *Das Ich wird zur marktbreiten Doxa und damit zugleich zum Tauschgegenstand des Marktes selbst.* Ein allgemeines Ich hat keinen besonderen Standpunkt mehr, außer eben diesen im Blick seiner eigenen Mehrwertsteigerung zu verlieren. Hier erscheint die Notwendigkeit der Relativierung des Ichs in seiner substantiellen Relevanz. Das Absolute kommt ins Rutschen, ist der Gipfel erst erreicht.

Mit dem Durchbruch zum Doxa-Ich des Jedermann wird es selbst zum beliebigen Standpunkt innerhalb des Tauschraumes aller Ichs. Dieser Tauschraum ist nunmehr die sich breit entwickelnde *Marktdemokratie*, die Herrschaft der *agora* als Urteilsraum für eine sich zunehmend radikaler gerierende Subjektivität, die Standpunktbestimmung aller Teilnehmer zueinander. Jedes Doxa-Ich besteht geradezu mit einem nunmehr quasi-natürlich anmutenden Anspruch auf *seinen* Standpunkt in der Beurteilung beliebiger Gegenstände in seiner Aneignung durch *sein* Ich. Dies kennzeichnet eine Marktdemokratie, es macht die prinzipielle Herrschaft einer allgemeinen Meinungsagora notwendig aus. Meinungen konkurrieren mit- und gegeneinander, eine Hierarchie außerhalb oder gar jenseits dieses Meinungsraumes, die diese

10 Ebd., B 82, 83; A 58.

Meinungsbildung aus der Blickrichtung eines absoluten Standpunktes heraus transzendiert, zerfällt sukzessive zugunsten der Relativität der unüberschaubaren Vielfalt konkurrierender Subjektivität als modernes Marktprinzip. Je dominanter das Jedermann-Ich sich selbst zum Bezugspunkt seiner Denk- und Handlungsweisen setzt und begreift, desto *florierender kommt der Austausch dieser Ichs in den Rang eines allgemeinen Horizontes. Das Streben nach Gleichheit als prinzipiell gleichwertiges Ich ist diesen Ichs die allgemeine Selbstverwertung ihrer Selbstaneignung*. Das ist das markt-reale neue *summum bonum* in der Relativität der Vielheit vieler und gleichbestrebter, aber deshalb nicht notwendig gleichgestellter *oi polloi*. Die Ökonomie stellt diese Gleichheit als *Vergleichbarkeit* allgemeiner Subjektivität her. Jedes Markt-Ich erhält seinen Wert und damit seinen Preis. Der Preis ist die gespiegelte Variante einer vorgestellten »Synthesis des Bewusstseins«, denn jeder Preis reflektiert das allgemeine Wertgefüge und damit die Besonderheit der subjektiven Situation einer speziellen Wertschätzung. Das *unscharfe Schätzen* ist daher logisch im kategorialen Verstandesurteil zu verorten, wie reflektiert auch immer dies für die Teilnehmer in ihrem je eigenen Bewusstsein sein mag, denn der Doxa-Charakter des bloß Erscheinenden spiegelt sich in jeder Wertvorstellung stets wider. Kein Subjekt hat ein absolutes Wissen über eine transzendente Allgemeinheit *in concreto*, aber der Markt wirkt wie ein transzendentaler Rahmen für alle Preisurteile, die in diesem real möglich sind und werden. Markturteile sind nicht bloß beliebig, sie erscheinen nur wie an einer Beliebigkeit an der Ästhetik der Ware als dieser und ihr zugehörig zugefallen. Dieser Zufall kaschiert die Kausalität der antizipativen Mehrwertorientierung aller Marktteilnehmer, keiner agiert prinzipiell entgegen seiner Wertschätzung für sich selbst und gegen sein Eigentum. Dann würde diese Struktur kollabieren, was erkennbar nicht der Fall ist. Diese letztere *causa* ist utopisch, sie ist ein Nichtort (*utopia*) und hat keine diskrete Zeit als Realität. Raum und Zeit sind niemals utopisch-real. Der Markt ist keine *utopia*, er ist ein quasi-transzendenter Bedingungsrahmen für realisierbare Möglichkeiten. Wirklich wird, was der Markt aller notwendigen Meinungen als Preisurteil feststellt. Bloße Ideen werden nicht handlungsleitend für eine Allgemeinheit mit Anspruch auf preisliche Wertschätzung. Als allgemein gilt, was in Geltung relativ legitimiert ist, um eine Tauschrelation gegenständlich konkret werden zu lassen. Das alte Wort dafür heißt *nomisma*, Geld. Geld wird zur Allgemeinheit des Maßstabes metaphysischer Realitätskonstruktion als orientierendes Prinzip realer Handlungen. Alle Ichs sind heute in Geld bewertet, niemand steht außerhalb dieser relativ realen Realität.

Heute begreift sich jedes Ich daher zu jeder Zeit zuerst als das primäre Ich in seiner Blickrichtung. Damit wird aber genau dieser *allgemeine und öffentliche Urteilsplatz*, die *agora*, nun zum Jedermann-Standpunkt für seine tauschbaren Begründungsansprüche. Dies gilt ohne

Einschränkung auch für die Wissenschaft selbst, kein religiöses Anfangsprinzip stoppt mehr ihre relativierenden Positionen effektiv in diesem neuen Tauschraum. Hier schiebt sich quasi, und auch von Kant unbenutzt, die Ökonomie an der Philosophie in der praktischen Bedeutung der Faktizität dieser Urteilskraft vorbei. Was ist, ist nun das, was in dieser Marktdemokratie als anerkannte Meinung gilt! Die Herrschaft des Marktes der Meinungen wird allmählich zum allgemeinen Prinzip der urteilenden Vernunft. Die moderne *agora* beurteilt alle ihr zugetragenen *causae*, ungeachtet, wie viele der »Vielen« dabei nun numerisch als mitwirkend gezählt werden. Das wird immer deutlicher und ist bislang das dominante Strukturprinzip des allgemeinen Ichs, dessen Allgemeinheit in der prinzipiellen Universalität seiner subjektiven Standpunktperspektive im Horizont der marktbreiten Repräsentanz seines Vorstellungshorizontes liegt. Damit erweitert sich sein subjektiver Horizont quantitativ in quasi unbegrenzter (unendlicher) Wirklichkeitsermöglichung, die Flut und Fülle der Gegenstände wird zum korrespondierenden ökonomischen Prinzip. *Entropie und Warenökonomie entsprechen sich*. Deren qualitative Prästrukturierung der Prinzipien der Erkenntnisse, die den konkreten empirischen Gegenständen unabhängig von diesen, aber dadurch wiederum erst diesen selbst gegenüber scheinbar apriorisch vorauszuweisen scheinen, wird zur Tragödie des Erfolgs der Philosophie der Aufklärung. Mit dem allgemeinen Ich tauschen Ökonomie und Philosophie die Machtpositionen über diese Marktdoxa als Konstitutiv der Wirklichkeit, wirklichen Meinungen Geltung zu verschaffen. Eine ökonomische Meinung besitzt heute jeder, eine schwierig zu erlangende philosophische Bildung, dazu in Relation gesetzt, immer weniger. Aber die Geltungsansprüche werden dominant durch den Warenmarkt geregelt. Diese *agora* urteilt zunehmend aus der Urteilskraft des Relativen heraus. Das Ich, das sich mit Kant nun deutlich selber zum Absoluten erhoben hat, wird tendenziell zur *causa* seiner eigenen Tausch- und Austauschlogik. Das heutige Motto als Wirkfolge dieser Entwicklung, als künftiges und relativ austauschbares Prinzip gefasst, lässt sich so formulieren:

Wer Ich bin und was Ich bin und was Ich weiß und wissen kann, weist der marktbreite Datenraum mir und für mich mit »seinem« Wissen zu. »Er« weiß auch, was Ich selber nicht weiß über mich, und jedes mögliche Wissen, das er bereit hält und das Ich auf mich beziehen kann und könnte, wenn ich es auch wüsste, gehört zu ihm. Ich bin nur ein Teileigentum dieser Relation des marktbreiten Datenraumes. Dies ist das transzendente Ich unserer Zeit, es ist ein sehr reales Meta-Ich, das hier entsteht, kein nur psychologisch eingebildetes. Die Synthesis meines Bewusstseins liegt in dieser Relativität der ökonomisch-technischen Tausch- und Austauschrealität. Mein empirisches Ich ist mir daher notwendig relativ zu dieser modernen Transzendenz dieser übergeordneten Notwendigkeit.

Dieses neue Wissen entstammt zunehmend dem Rahmen des markt-breiten Datenraumes, denn dieser wird beständig deutlicher zur neuen Transzendenz. Virtuelle Datenräume schaffen *relativ reale Realitäten*. Dieser marktorientierte Datenraum ist die neue Transzendenz für das Denken und Handeln in unserer Epoche. Raum und Zeit als Datenraum gedacht machen auch aus dem Ich eine *causa* als tausch- und austauschbares Datum. Wer meine Daten ändert und verändern kann, herrscht auch über mein Daten-Ich und damit über die *Person meiner Identität*. Das war für Kant noch unvorstellbar. Die Vorstellung, ein autonomes, natürliches Ich eignet sich sein Wissen an, gehört deshalb heute in die alte Vorstellungswelt. Das neue Ich ist autorelativ in die relativ reale Realität des marktbreiten Datenraumes unserer Zeit eingetreten. Die moderne *oikeiosis*, die Aneignung, wird zu einer tauschbaren und austauschbaren Datenware der Ökonomie unserer Zeit. Das kantische Hauptwerk beginnt noch mit der Aneignung von Raum und Zeit durch das transzendente Ich, das sich gegenüber Raum und Zeit als den sogenannten Anschauungsformen a priori in deren transzendentaler Wirkung als notwendiges Wesen passiver Rezeptivität primär erkennt, sich Raum und Zeit als Anschauungsformen aneignet. Diesem kantischen Ich erscheinen seine Gegenstände notwendig und gegeben, Gegenstände erscheinen dem Verstand gegenüberstehend, der Gegen-Stand im Ver-Stand ist das Erbe des alten Wortes *farstän*. Der Verstand stellt das ihm Gegenüberstehende in seinem Urteil fixierend fest. Diese Gegenüberstellung löst sich im Datenraum als feststehende Vorstellung auf. Daten stehen uns nicht gegenständlich gegenüber, sie sind *künstliche Anschauungsformen* und sie wirken wie ein Apriori als reine Relationsartefakte. Technisch mögen wir sie als Impuls und Welle in der Sukzession dieser Dualität oder in der relativen Gleichzeitigkeit der ungleichzeitigen Quanteninformationen vorstellen, aber auch das sind Begriffe einer raumzeitlichen Struktur ohne apriorische Notwendigkeit in ihrer *Ur-Sache*, denn es gibt keine *aitia* der Datentechnik, die dieser selber bereits notwendig apriorisch schon immer selber vorausgeellt sein könnte. Auch eine *anamnesis* ist hier nicht logisch vorstellbar. Diese Vorstellung der Rezeptivität einer fortschreitenden Spontaneität und virtuell-vernetzen Struktur *ohne festen Ort als lokalen Zeitraumbezug* einer natürlichen Gegenständlichkeit hat das traditionelle Verständnis in seiner Plausibilität merklich eingeschränkt. Kantische Gegenstände existieren nur für ein ästhetisch-passives Ich (und für die eigene Hervorbringung seiner Spontaneität), das sich in diesen wiedererkennend mit seinem Standpunkt ihnen gegenüber noch als kardinales Ich begreifen konnte. Diese Vorstellung entschwindet im Datenraum zunehmend. Das Ich wird durch ein virtuelles Datenkonglomerat zunehmend tausch- und austauschbar. Identität und Kausalität sind in den Horizont ihre Tausch- und Austauschbarkeit getreten: physikalisch seit dem Konzept

der Hawking-Strahlung durch überlichtschnelle Tachyonen, datentechnisch-ökonomisch durch vertauschbare Identitäten der Person, auch und besonders aus der Mehrwertorientierung einzelner Marktakteure heraus. Wer Identitäten umdefinieren kann, wird zum Metaeigentümer und damit zur *causa prima* der Person unserer Epoche.

Das alte Ich der kantischen Konstruktion und sein sich destruierender Standpunkt

Auf der vorläufigen Höhe des augustinisch-cartesischen Ichs, das nicht an sich zweifeln kann, ohne sich in diesem Zweifel selber als die bleibende Substanz zu vergewissern, um sich dadurch scheinbar übernatürlich zu verfestigen, wird das Ich nun geradezu zum Unsicherheitsfaktor seiner allgemeinen marktbreiten Doxa. Je absoluter die Philosophie die Urteilshoheit des Ich betont und begründet hat, desto relativer ist dieses in der Jedermann-Doxa wirklich wirksam geworden. Der gelernte Dialektiker hätte es voraussehen können. Das heute entstehende Daten-Ich gründet nicht in apriorischer Eigensubstanz, sondern zunehmend aus reversiblen Datenrelationen, es ist also stets relativ zu anderen Daten und nur vorläufig zu deren Koordinaten gestellt und kann durch den Datenraum innerhalb seiner vielfältigen Relationen variierend getauscht werden. *Identität und Kausalität werden damit zu tauschbaren Vorstellungen im Horizont des Standpunktes der Person als zu beurteilendes Ich.* Diese Austauschbarkeit der Kausalität der eigenen Identität, *die Person als Maske der Datenrelationen*, das lag noch völlig außerhalb des Blickraumes von Kant, und doch hat er gerade, rückblickend betrachtet, diese Entwicklung stark begünstigt. Das Konzept einer reinen Vernunft entspricht dem einer ökonomisch-technischen Datenwelt, aber als gereinigte Vernunft in nun virtuell vertauschbaren Verstandesurteilen eines transzendental verfügenden Wissensrahmens reiner Daten, also nichtsinnlicher Informationen, und das bedeutet damit in eine neu gesetzte Form einer technischen Tauschbarkeit ihrer Inhalte. Diese können erkennbar nicht einer allgemeinen und stets, d. h. apriorisch, vorgegebenen Natur an sich entsprechen, sie sind ein künstlich-technisches Pseudo-Apriori unseres Verstandes; wir haben dieses Techno-Apriori produziert, und zwar vermöge der reinen Vernunft. Der kantische Blickraum ist daher nun anders zu diskutieren.

Dieser Blickraum beginnt nicht irgendwo in der Natur mit einer Vorstellung von einer einsehbaren, aber umschlossen-begrenzten Endlichkeit, denn sichtbar umgrenzte Räume sind Vorstellungen, die wir *ökonomisch-technisch und philosophisch-logisch erschaffen* haben. Tiere erkennen *Zugehörigkeiten* in territorialen *Zuordnungen*, aber

keine geometrischen Räume einer ästhetischen Prinzipienvorstellung reiner Vernunft. Erst wir erschaffen diese An-sich-Räume und weisen sie allen Lebewesen ordnend und begrenzend zu. Räume bestehen nicht primär aus Mauern, *die Vorstellung Raum ist eine Ordnungskategorie des Verstandes*. Räume sind Verknüpfungsvorstellungen von deklinierten Punkten, die wir zu Linien und dann zu vielfältigen geometrischen Figuren unserer Vorstellungskraft erhoben haben. Räume sind intellektuelle Produkte unserer Vorstellungsweise und keine ursprünglichen sinnlichen Wahrnehmungen des *nous* als orientierende animalische Vernunft. Erst durch willentliche Abstraktion in der Bedeutung des *trennenden Absehens* (*abstrahere*) von einer sinnlichen Orientierung wird die Idealität eines »Raumes« zur Begrenzung für die Sinnlichkeit unserer Sinne. Sinne ohne Zuordnungsvorstellungen durch den urteilenden Verstand kennen und erkennen keine Räume. Diese Zuordnungsvorstellungen erwirken wir durch *aneignende Kritik*, also durch das zeitgleiche dezidierte Trennen von »etwas« von »anderem«, sodass wir es uns erst dann umgrenzt und bestimmt intellektuell aneignen.

Jegliche Vorstellung von Gegenständen erzeugen wir durch diese Urteilserwirkung unseres Verstandes, wir erzeugen sie durch feststellende Zeit mit einer zuordnenden Räumlichkeitsvorstellung. In dieser Bedeutung bilden die alten Begriffe *krinein* und *oikeiosis* die tiefste Verknüpfung von Philosophie und Ökonomie, denn die Handlungsakte *Trennen* und *Aneignen* bilden sich als der dialektische Zusammenhang durch den urteilenden Verstand *uno actu*. In dieser widersprüchlichen Gleichzeitigkeit wird überhaupt erst etwas als etwas für uns *gegenüber* anderem räumlich vorstellig und zeitlich festgestellt. Dies geschieht durch diskriminierende Distanzierung. Sie ist eine Entfernung vom Ausgangstandpunkt des wahrnehmenden *nous*. Diese gegenüberstellende und vergleichende Trennungsaneignung vollzieht der Verstand. Er ist die Institution einer diskriminierenden Distanzierungsmöglichkeit einer nicht fließenden Zeit eines fix vorgestellten Bezugspunktes innerhalb eines Raumrahmens, denn es ist der Verstand, der »etwas« in und durch sein Urteil *feststellt* und dabei notwendig vergleichend zuordnet und kritisiert. Festgestelltes ist räumlich wie zeitlich kritisiert, gegenständlich geordnet. Dazu muss eine diskriminierende Teilung des *nous*, ein *dia-noein*, vorgenommen und an transzendenten Vorstellungen von Raum und Zeit festgehalten werden. Klassisch philosophisch ausgedrückt heißt dies Urteil. Im Urteil wird ein Standpunkt bezogen, er ist dabei von anderen diskriminiert.

Der Horizont wiederum ist der Abstand zum Standpunkt. Ein *Abstand* ist daher auch ein *Begriff für Kausalität in der Mathematik*, der in unterschiedlicher Weise mit identitätsstiftenden Zahlen, also allgemeinen Symbolen, erfüllt werden kann. Zahlen symbolisieren die Punkte im Horizont der Abstände zueinander. Punkte und Abstände sind daher

Aussagen über unsere Vorstellungen von Raum und Zeit, mit ihnen verbunden sind unsere Vorstellungen von Identität und Kausalität. Daten lassen sich als Zahlen begreifen, wenn wir ihre Symbolik aus der Physik in eine Logik übertragen. Das *symbolon* ist das Bedeutungszeichen, es ist allgemein für die, die es verstehen. Früher wie heute öffnet und eröffnet es den Zugang zum Besonderen, zur Teilhabe, nur anders codiert. Dieser Zirkel bleibt, aber er wird beharrlich relativer in seiner Wirklichkeitskraft. Daten sind keine Fixpunkte einer unverrückbaren Ansicht, sie bleiben relativ in der Möglichkeit einer Synthese mit anderen Daten zu einer neuen Erscheinung von Realität, auch das ist mit dem Term der relativ realen Realität gemeint. Virtuelle Realitäten sind relativ in ihrer Reversibilität, auch wenn sie auf die Subjekte situativ nicht in dieser Möglichkeit einer relativen Wirklichkeit einsichtig wirken. *Die moderne invisible hand ist die relativ reale Realität des marktorientierten Datenraumes. Diese hat keinen absoluten Bezugspunkt mehr, einen Mittel-Punkt als nichtaustauschbares Absolutes kennt sie nicht.*

Wissen ist relativ, ergo reversibel, sonst wird es zum Glauben. Diese fortschreitenden Variationen des Relativen in seiner mehr-werdenden Blickrichtung dominieren das alte Absolutheitsdenken immer deutlicher. *Eine offene Geschichte kann nicht plausibel absolut vorgestellt werden.* Kant hatte sich hier mit einer metaphysischen, einer nicht physikalisch-mathematischen Annahme beholfen, er hat eine Glaubensprämisse anstelle einer naturwissenschaftlichen Beobachtung gesetzt. Raum und Zeit waren für ihn unendlich, sein Standpunkt dabei war das metaphysische Ich. Dieses Ich steht aber als naturwissenschaftlicher Messpunkt *ohne jegliche Koordinaten in Raum und Zeit*. Wie einst die Seele ist auch das kantische Ich ein reines *a-physikum*, eine Einbildung ohne naturwissenschaftliche Evidenz, denn die Seele lässt sich in keinerlei Koordinaten bestimmen. Wer von der sogenannten sokratischen Seele spricht, stellt ein unvergängliches Anfangsprinzip vor. Die zum Ich mutierte Vorstellung Seele denkt aber sokratisch das radikale Gegenteil ihrer Austauschbarkeit. Sie stellt in ihrer metaphysischen Selbstfeststellung als Prinzip sich selbst und dann alles andere fest. Seele ist deshalb das Urprinzip des Glaubens, wissenschaftlich ist allerdings keine Seele zu sehen. Der Ort der Seele ist daher wie eine ewige *utopia*. Das ist relative Wandlung; der Tausch der *zeitlosen Raum*-Vorstellung der metaphysischen Seele erscheint heute wie der reale Datenraum in seiner virtuellen Realität, die nichts ewig vorstellt, aber selber unvorstellbar in ihrer möglichen Nichtwirklichkeit geworden ist. Die Seele als *nucleus* des Ich ist dieser Vorstellungsraum, er hat keinen natürlichen Anfang, er ist aber als ewig vorgestellt, das ist sein Prinzip. Die vorstellende Rezeptivität des Daten-Ichs ist zunächst künstlich anfänglich, ihre eigene Spontaneität lässt dies aber als reale Vorstellung immer weniger zu. Der Unterschied zwischen einer natürlichen und einer technischen

Gegenstandswahrnehmung wird *unscharf*. Realitätsvorstellungen werden mit zunehmender Dominanz über die Datenrealität gebildet. Die Seele als Anfangsprinzip wird zum Altmythos in der Virtualität einer relativ realen Realität. Sie kennt keinen »höchsten Punkt« mehr, diese Absolutheitsvorstellung ist dann effektiv ausgetauscht. Kants höchster Punkt, in dem seine Metaphysik kumulierte, der singuläre Verstand individueller Urteilsfähigkeit als Synthese der Apperzeption, wird zur Maske des Datenraumes marktbreiter Relativität, denn das sinnliche »Gegebene«, die Apperzeption (als begriffliche Hinzufügung) in den bewussten Verstand, steht diesem als Differenzurteil nicht mehr als etwas natürlich Gegenüberstehendes zur Verfügung. *Jedes Datenformat ist reine Vernunft*, technisch, der Inhalt aber quasi beliebig modulierbar. Messergebnisse sind reale Maß-Daten, diese sind immerzu relativ. In einer Welt voller Maß-Daten ist ein *Datum*, das heutige und technisch-logische *dare*, das *Geben* aus dem Relativitätszirkel relativer Maße, die höchste Form einer so generierten empirischen Fassung. Sogenannte *empirische Daten* treten heute bereits in einer Ähnlichkeitsstruktur auf, wie einst die seltsamen synthetischen Urteile a priori von Kant. Sie sind nur gegen die Unmittelbarkeit der Sinnlichkeit zu gewinnen, indem die reine Vernunft über sich selber in ihrer Logik urteilt und dabei die Erfahrung simuliert; *in fact*, es sind mathematische Artefakte, also künstliche Figuren mit verbindlicher Allgemeinheit, die wir als natürliche Agenten einer vorverfügten Zusammenfassung vor der Erfahrung als Bedingungen dieser in der Logik ihrer Interpretation erfahrbaren Ergebnisse als Messdaten festlegen. Keine mathematische Figur gewinnen wir aus unserer Erfahrung, aber als Daten erscheinen uns mögliche Erfahrungen a posteriori in der apriorischen Form mathematischer Vorstellungen exakt, vernünftig und einsehbar orientierungsleitend. Sie formulieren das relativ Reale dieser Vorstellungsart als das einsichtige Allgemeine, der relative Charakter willkürlich gesetzter Maße fällt kaum noch auf. Diese Herrschaft der Maße ist die reale Welt des Relativen. Nun sind diese mathematischen Figuren gerade in den komplexen Zahlen in der Form von Daten unsere zunehmend dominante Realitätsform zur Bestimmung des nicht bloß Trivialen. Kant hatte in seiner fixen Standpunktsicht noch einen Punkt als Höhepunkt gesehen, der allerdings noch ein absoluter war: »Und so ist die synthetische Einheit der Apperzeption der höchste Punkt, an dem man allen Verstandesgebrauch, selbst die ganze Logik, und, nach ihr, die Transzendental-Philosophie heften muß, ja dieses Vermögen ist der Verstand selbst.«¹¹

Nun kommt aber dieser Punkt in den Austausch einer Tauschlogik, die *feste Urteile* nicht mehr sinnvoll fällen kann, weil ihr dazu die sichere

11 Ebd., B134, Anm.

Erkenntnis des Absoluten entronnen ist. Die relative Tauschlogik hat sich mit Hilfe der modernen mathematischen Physik in der ökonomischen Blickrichtung gegenüber der feststellenden Philosophie der Tradition durchgesetzt. Alles bleibt relativ, tauschbar und austauschbar, nur das Prinzip dieses Mehrwertes bislang nicht. Das »Vermögen« dieser »Prinzipien« ist durchgängig relativ geworden. Kants Diktum »Vernunft ist das Vermögen der Prinzipien«¹² als Synonyme für Erkenntnisse und deren Vernunft, prägte auch sein Vermögensverständnis des Verstandes als Gleichsetzung mit der reinen Vernunft. Die verdeckte Ökonomie seiner Blickrichtung war ihm nicht bewusst, »so daß der Verstand überhaupt als ein Vermögen zu urteilen vorgestellt werden kann. Denn er ist nach dem obigen ein Vermögen zu denken. Denken ist das Erkenntnis durch Begriffe. Begriffe aber beziehen sich, als Prädikate möglicher Urteile, auf irgend eine Vorstellung von einem noch unbestimmten Gegenstande.«¹³ Diese Gegenstandsbefangenheit muss durch ihre eigene Vermögensrealität relativ werden. Ihr Zirkel suggeriert noch eine bleibende Feststellung als mögliche Ewigkeitserkenntnis, das widerspricht der mehrwertorientierten Tauschlogik aber zutiefst. »Bei allem Wechsel der *Erscheinungen* beharret die Substanz, und das Quantum derselben wird in der Natur weder vermehrt noch vermindert.«¹⁴ Diese metaphysische Annahme entspricht weder der Inflation des Universums in ihrer Expansion, noch der Entropie des Mehrwertes, den wir durch Daten unbegrenzt vermehren können, um Kapital daraus zu generieren. *Alles Kapital ist Wissenskapital. Kapital ist die Vermögenssubstanz der Metaphysik, die auf Wissen basiert, das sich verwerten lässt, nämlich zu Mehrwissen. Dazu muss das Wissen relativ und relativer werden, ein absoluter Standpunkt kann seinen Radius nicht wirklich unbegrenzt erweitern.* Dieses *Wissenskapital* kennt – als Metaphysik – keine natürliche Begrenzung, es ist so unscharf begrenzt wie das ominöse kantische »Ding an sich« als »Noumenon im negativen Verstande«,¹⁵ d.h. als Grenzbegriff der reinen Vernunft, der deren extremste Horizontgrenze bildet. Diesen kann der Verstand nicht mehr gegenständlich fixieren, obwohl er ihn als Negationsbegriff selber für sich *positiv benötigt*. Diese Negation ins Positive liegt in dem vernünftigen Vorstellungspunkt ihres eigenen Vermögens, der alten *dynamis* eines sich nun selber radikalisierenden, aber nicht austauschbereiten Ichs als Quelle dieser seiner eigenen Gegenständlichkeit.

Aber dieses Ich ist nun tausch- und damit austauschbar geworden, die alte Substanzidee der Seele wird wissenschaftlich nicht mehr benötigt,

12 Ebd., A 405, 406.

13 Ebd., B 94; A 69.

14 Ebd., B 225; A 182.

15 Ebd., B 307.

ihre Zeit hat im ökonomischen Datenraum keinen notwendigen Ort als Standpunkt mehr. Das transzendente Denken besorgt zunehmend diese Synthese aus mathematisch-physikalischer Technik und ökonomischem Telos, immer wieder und immer mehr, immer relativer, statt in einem An-sich noch fix verfangen zu verbleiben. Dieses Mehrwertprinzip ist das Vermögen zum Kapital und zu mehr Kapital, es erscheint daher immer als Vermögen voraus, wie die kantischen Figuren der Erkenntnisse der Vernunft und des Verstandes. Die Natur erschafft aber kein »Vermögen«, keine Werte ungleichzeitiger Zweckbestimmung zur entelechischen Verwertung einer passiv eingebildeten Gegenständlichkeit aus Endlichkeitsnot. Diese Not der Einbildung ist menschlich gemacht. Der Mensch erschafft diese Transzendenz in der Not notwendender Endlichkeit, die Natur braucht das nicht, sie kennt weder Werte noch Not. Natur ist Tausch und Austausch ohne antizipativ verwertenden Zweck. Alles andere sind metaphysische Vorstellungen in sich relativ wandelnden Begriffsfiguren. Das Motto der kantischen Epoche aus heutiger Blickrichtung kann so zusammenfassend kritisiert werden:

Ich glaube an ewige Prinzipien als adaequatio des Anfangsgrundes meiner eigenen unsterblichen Seele, aber mein Wissen weiß dazu nichts beizutragen. Da Ich aber für mich dadurch mein Eigentum als mein Gegenstand bin, stimme Ich mit mir selbst als höchste Identität dieser Kausalität überein. Damit ist für mein vorstellendes Ich alles Gegenständliche notwendig, bis diese Gegenständlichkeit sich im Imaginären ihrer Einbildung auflöst und Identität sowie Kausalität nicht mehr als notwendige Anfangsbedingungen der Natur und unserer Erkenntnisse gesehen werden. Mein Ich wird dann austauschbar, seine transzendente Einbildungsnot relativiert sich damit auch.

Dann ist die Tauschlogik frei von ihrer eingebildeten Not einer natürlich vorgestellten transzendentalen Begrenzung. Das Ich ist dann als personifizierte Grenze nicht mehr nötig. Dieser Tausch liegt bereits im Horizont heutiger Standpunkte. Aber dies ist kein Mittel-Standpunkt mehr, diese Absolutheitsvorstellung muss erst ganz fallen, noch sind wir nicht in gehöriger Distanz zum Selbstwert-Ich einer wirklich postkantischen Ökonomie notwendiger Gegenständlichkeit, die eine vorgestellte nicht austauschbare Substanz als Ich transportiert. Diese Tauschlogik ist aber in Bewegung, das Relative bewirkt den Austausch aller fixen Ideen im Streben nach noch »mehr«. Damit wird das Ich als Prinzip austauschbar, seine Notwendigkeit ist endlich. Das Relative kennt keine Not »an sich«, es benötigt kein fixes Prinzip.

3. Der Wert und das Nichts, Ökonomie und Nihilismus

Kritik der Theorie von Friedrich Nietzsche und das ökonomische Prinzip des Mehrwerts

Denken gegen die gewohnte Philosophie – Über den Nihilismus der Wertemoral sinnloser Werte

An Friedrich Nietzsche haben sich schon viele Philosophen versucht. Ihn zu lesen ist eine bleibende Herausforderung. Ihn zu verstehen im Sinne eines: »Ich habe ihn oder seine Theorie tatsächlich verstanden«, ist eher eine Option, eine Möglichkeit ohne Anspruch auf richtige Attestation, denn die gibt es nicht. Nietzsche hat Rätsel zum Denken aufgegeben und keine Modelle erfunden. Ob Nietzsche sich selbst verstanden hat, ist dabei selbst ein bleibendes Rätsel. Aber genau das macht ihn zur Fundgrube und zu der Quelle, die in der Geschichte der Philosophie erstmals das Erkennen-Können und das Erkennen-Wollen selbst so zu denken versucht hat, dass dieses alte Denken geradezu gezwungen wurde, aus seinen härtesten Gewohnheiten auszubrechen. Das bisher vermeintlich sicher Erkannte wird, wie die Wissenschaft selbst, zum Problem erhoben,

»... – denn das Problem der Wissenschaft kann nicht auf dem Boden der Wissenschaft erkannt werden –, ...«¹

Nietzsche hat damit die gewohnte Quelle unseres Denkens, die Wissenschaft selbst und ihre Werte zur Disposition gestellt. Er hat die Wissenschaft geradezu zum Problem des Erkennens erhoben sowie das Leben selbst als Wert und die Kunst unter der Perspektive des Lebens als Gegenwert begriffen. Die Wissenschaft in ihrer Tradition und Gewohnheit wird damit als bestimmte, d. h. *bedingte* Ethik des grundsuchenden Warum ebenso zu Thema und Problem aller traditionellen Werte wie das Festhalten a) an und in der Gegenständlichkeit »an sich seiender Dinge« gegen das Werden und b) scheinbar ewiger Werte. Der Zerfall dieser alten Werte ist mit *Nihilismus* gekennzeichnet.

- 1 Alle Zitate von Friedrich Nietzsche entstammen der *Kritischen Studienausgabe* (KSA), Bd 1–15, München: DTV de Gruyter, 1999. Hier: Nietzsche, Friedrich (1999): *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik*; *Kritische Studienausgabe* (KSA), Bd 1–15, München: DTV de Gruyter; KSA 1, S. 13.

Das Verhältnis von Logos, Epos und Mythos erfährt erneut eine Wandlung. Denken ist bei Nietzsche nicht bloß logisches Vorstellen als antizipatives Vorwegnehmen durch gesetzte und rekurrerbare Prinzipien, in denen die Vernunft sich immerzu selbst spiegelt; denn diese Beschränkung des Blickwinkels hält er ebenjener Vernunft in der Auseinandersetzung mit der Grund-Stiftungssaga entgegen. Er will die Sinne denken sehen, den Leib gegen das Metaphysische stellen und aus den Instinkten heraus unsere Welt erblicken. Ein mutiges Projekt! Keine Philosophie war bislang radikaler, hat die tiefsten Wurzeln unserer Wissenschaftskultur deutlicher freigelegt und problematisiert. Insofern ist er der Maßstab und die Messlatte, die es zu überspringen gilt, vorausgesetzt sie wird erst einmal als solche erkannt, denn sie ist als intellektuelle Hürde schon häufig unterlaufen worden.

Ethik, Moral und Erkenntnistheorie, aber auch einige der ökonomischen Wurzeln sind von ihm anders freigelegt worden als zuvor, aber er hat sie nicht begrifflich serviert, nicht erneut in Ideen eingesperrt. Begriffliches Denken als gegenständliche Fixierung, gemeinhin Definition genannt, ist das Kernanliegen jeder Erkenntnistheorie. Hier wird aber diese Gewohnheit, d. h. die Eingewöhnung ($\eta\theta\omicron\varsigma$; $\epsilon\theta\omicron\varsigma$; *ethos*) nicht auf stets vorgängige Begriffe, etwa auf ein Apriori oder eine Idee an sich bezogen. Vielmehr führt Nietzsche das Denken auf die Instinkte zurück, aus denen das Denken dann *gegen* diese Instinkte als Philosophie und Wissenschaft ethisch hervorgetreten ist. Der $\nu\omicron\varsigma$ (*nous*), der mit Geist, aber auch mit Vernunft und Verstand philosophisch wie religiös verkürzt und ideologisch übersetzt wurde, wird in seiner tiefen Herkunft – seiner Genealogie – gedacht als ein Wille zum Leben und nicht zum metaphysischen *Überleben*, nicht als ein Wollen eines erdachten – geistigen – Zweckes, nicht als ein teleologisches oder eschatologisches Um-zu, nicht als Idee um *über* das Leben *hinaus* zu leben und dieses damit als unwahr oder falsch zu entwerten. Leben bei Nietzsche ist die lebendige, die lebende Immanenz des permanenten Augenblicks eines triebhaften Wollens und nicht die Transzendenz des sich Wegflüchtens in eingebildete Scheinwelten hinein, die für ihn bloß fingierte Hinterwelten eines Jenseits als triebfreies asketisches Ideal eines ewigen, himmlischen Glückes darstellen. Seine Blickrichtung zielt nicht(!) darauf, eine

»unsterbliche Seele, sondern v i e l e s t e r b l i c h e S e e l e n in sich zu beherbergen.«²

Das Wort *Nous* meint in einer seiner ursprünglichen Bedeutungen so viel wie »Witterung aufnehmen« oder »schnüffeln« und war die frühe Ausrichtung der animalischen Orientierung unserer Blickrichtung,

2 *Menschliches, Allzumenschliches II*; KSA 2, S. 386.

in die wir dann »sehen« und nachfolgend erst »erkennen«, bevor der *Nous* auf die *Ratio* von Denken als Entsprechung von Vernunft und Verstand als das Erkennen von Gründen in und vermöge von Ideen hin verkürzt wurde. Damit wurde die Wahrnehmung durch Instinkte als *bloß brutal*, d. h. tierisch denunziert und abgewertet. Ideen lassen sich nicht sinnlich begreifen, nicht erschnüffeln. Eine Philosophie des Leibes und damit der Instinkte, wie Nietzsche sie gefordert hat, ist daher genealogisch ursprünglicher und insofern natürlicher als die gereinigte Erscheinung der *κάθαρσις* (*katharsis*) einer *Seele als Prinzip*, wie sie in der platonisch-christlichen Vorstellungswelt als Anfangsgrund dieser *Ideologie* auftaucht. Bereits hier geht das *rein* Begriffliche dem Leben scheinbar selbst voraus, als Seele, als Prinzip, als Ursache, als Sein, als Gott, d. h. immerzu als Idee und niemals sinnlich. Kein Instinkt kann von diesen Begriffen etwas *begreifen*, sie sind für Nietzsche Scheinwelten. Erkenntnistheoretische Begriffe sind daher die Eigenwertigkeiten des Denkens, sie sind das Selbstbezügliche einer *intellektuellen* Anschauung, nicht aber schon deshalb eine Sicht auf die Werte des Lebens! Solche *Werte des Lebens*, die Nietzsche allerdings auch noch gesehen haben will, sind ein philosophisches Erbproblem, ein *Gendefekt philosophisch-moralischen Vorstellens*, auch in seiner *Genealogie der Moral*.

In der Wertigkeit erkenntnistheoretischer Kernbegriffe und als Ausdruck von Wertigkeit überhaupt wird – mit Nietzsche gesagt – das Leben vielmehr gegenständlich gefasst, es wird schätzend und abschätzend zum Maß des Lebens. In diesen Begriffen spiegelt sich das ideelle Denken wider und wieder, es tradiert sich zur ethischen Denkgewohnheit einer bewertenden Anschauung, die sich zunehmend verstetigt. In dieser tradierten Verstetigung wird dieses Vorstellen scholastisch und denkt sich nicht mehr radikal sinnlich von seinem natürlichen Ursprung her. Es wird – mit Platon – zur Selbstspiegelung, zum *εἰδωλον* (*eidolon*), in der die von den Instinkten gereinigte Seele sich selbst ideenhaft widerspiegelt. Das Trugbild der Selbst-Spiegelung wird zur gesamten Grundlage aller Wissenschaft und ihrer Entwicklung bis heute, als das Ideal reiner Begriffe und Kategorien. Diese Selbstspiegelung in ihrer Verstetigung als Denkgewohnheit zu erkennen und zu durchbrechen, ist ein Denken gegen alle Gewohnheiten, mithin gegen jede philosophisch-religiöse Ethik und Moral, gegen die Ökonomie der reinen Güter und gegen die Erkenntnis eines Guten, gleich ob dieses »Gut(e)« ontologisch als *ἀγαθον* (*agathon*, Gute) oder nur moralisch, heute aber vor allem ökonomisch vorgestellt wird.

In seiner Erkenntnistheorie werden gerade diese Wertbegriffe des Gutseins zum Problem als solchem, denn in diesen Begriffen speichert sich die Zeit als ewige und göttliche Jenseitigkeit, die das sokratische

Denken mit der Ideologie des Nazareners verknüpft und gegen die Natur und damit gegen das Leben selbst stellt. Es ist diese Scheinwelt gereinigter Instinkte, die Nietzsche radikal kritisiert, die Perspektive einer idealisierenden Abstraktion vom Leben, die das Christentum von der sokratischen Philosophie für ihre eigene Doxa (δοξα = Meinung in der Bedeutung dessen, wie es mir erscheint) plagiiert hat,

»... denn Christentum ist Platonismus für's ›Volk‹.«³

Es ist die menschliche Natur, die Nietzsche in der wissenschaftlichen Fassung einer metaphysisch-bewerteten Natur und Erscheinung problematisiert, insbesondere die platonisch-christliche Ideologie, die sich den Menschen als ein moralisch höheres und finales Wesen in einer bereits wesenhaften Vollendung vorgestellt hat. Diesem Moralwesen scheinen Werte gegeben, um sich an diesen gegen den Tod und das Werden festzuhalten, bis die Erlösung diese Werte im Jenseits kassiert. Damit *entwertet* sich der Mensch gerade in seiner Wertsetzung *als Mensch*, denn anstatt sich selbst als Willen zum Leben zu denken und damit auch das Sterben als Natur des Werdens und dieses Werden des Lebens radikal zu bejahen, setzt sich der Mensch als Gegenstand seiner erdachten Werte fest und beugt und verbeugt sich unter und vor diesen. Er will nicht über sich als Mensch hinauswachsen, vielmehr nur aus seinem Menschsein erlöst werden. Der Mensch ist, um seiner moralischen Wertigkeit willen, sein eigener Gefangener gegen das Werden der Natur. Dieser Widerspruch zur Natur und damit zum biologischen Menschsein ist das Kernanliegen seiner Philosophie. Der Mensch ist für Nietzsche nur ein »Übergang«, ein »Wanderer«, ein »Vorübergehender«, der sich erst durch dieses Sich-Verweigern gegen seine Überwindung als feststellendes Subjekt und als Substanz bildet – und dies durch religiöse und moralische Einbildung in Abhängigkeit von einer *scheinbar* höheren Macht und Gnade. Für ihn ist daher diese Einstellung *décadance* gegenüber dem Unausweichlichen und Unabwendbaren, dem *amor fati*, der Liebe zum eigenen Schicksal, dem Untergang des Individuums und seiner Art. Gegen dieses amor fati stemmen sich die philosophischen und religiösen Werte, die dem Menschen in ihrer gespiegelten Gegensätzlichkeit einen freien Spielraum suggerieren, in dem sich der Mensch gegen die Natur stemmt und dafür eine eigene (seine) Wertigkeit erlangt, die aber letztlich bloßer Glaube bleiben.

»Der Grundglaube der Metaphysiker ist der Glaube an die Gegensätze der Werthe.«⁴

3 *Jenseits von Gut und Böse*; KSA 5, S. 12.

4 Ebd., S. 16.

Diese Gegensätze, gut versus böse, gut versus schlecht, seiend versus nichtseiend, wahr versus unwahr, Sein versus Schein, Sein versus Nichts, Wesen versus Erscheinung etc. sind nur nichtige, wertlose Vorstellungen einer platonisch-christlichen Doppelwelt aus Diesseits versus Jenseits, einer sichtbaren versus einer unsichtbaren Welt. Nietzsche zerreißt mit aller Kraft die lieb gewordenen Gewohnheiten der ästhetischen Scheinwelt leidvollen Hoffens und geduldvollen Erleidens zum Wohle der Herrschaft der Priesterkaste und ihrer Nutznießer, die eine »Erlösung von allem Übel« zum eigenen Vorteil und gegen alle Natur erfunden und immer wieder versprochen haben. Nietzsche – und nicht Kant – hat damit die Freiheit zum echten Thema gegen die Herrschaft erfunder(!) Werte erhoben. Es ist der Blick, der ein Freisein von diesen Werten erstmals zu thematisieren suchte.

Die Natur des Obsiegen-Wollens über das Schwache, nicht der Prediger des Mitleidens an der Natur und am Leben mit seiner devoten, als Hoffnung auf Erlösung missverstandenen Schwäche, hat den *Willen zur Macht* aus der Kraft der Instinkte hervorgebracht. Nietzsche schleudert den lustabwertenden Sokraten und Nazarenern mit aller Entschlossenheit die von Platon geächteten »untersten Teile« der Seele, die Begierden als das eigentlich Kraftvolle und Lustvolle, den sich wollenden Trieb zum Leben entgegen. Er sieht sich als »der Antichrist«. Nicht das Asketische und seine Ideale, sondern die Instinkte wollen über sich hinaus, sich durchsetzen und herrschen als Macht. Sie zu bejahren ist die Freiheit eines kunstvollen anstelle eines duldvollen und unterwürfigen Lebens aus eingebildeter »Pflicht« einer Notwendigkeit transzendentaler moralischer »Imperative« gegenüber, wie die Kantische Verdrehung der Freiheit zur moralischen Notwendigkeit diese gar zu einer Jedermann-Maxime erhoben hat.

»Bewegungen sind Symptome, Gedanken sind ebenfalls Symptome: die Begierden sind uns nachweisbar hinter beidem, und die *Grundbegierde ist der Wille zur Macht*. — »Geist an sich« ist nichts, so wie »Bewegung an sich« nichts ist.«⁵

»Unser Intellekt, unser Wille, ebenso unsere Empfindungen sind abhängig von unseren Werthschätzungen: diese entsprechen unseren Trieben und deren Existenz-Bedingungen. Unsere Triebe sind reduzierbar auf den Willen zur Macht. Der Wille zur Macht ist das letzte Factum, zu dem wir hinunterkommen.

Unser Intellekt ein Werkzeug.

Unser Wille

Unsere Unlustgefühle

Unsere Empfindungen schon abhängig von den Werthschätzungen.«⁶

5 *Nachgelassene Fragmente*; KSA 12, S. 25.

6 Ebd.; KSA 11, S. 661.

Aus diesem permanenten Trieb der sich durchsetzen wollenden Instinkte, dem Willen zur Macht heraus gedacht, bestimmt er das metaphysische Leitbild des Menschen neu:

»[D]ass der Menschen das noch nicht festgestellte Thier ist«.7

Dieses Tier, das *zwischen seinen Instinkten und seinem Intellekt* unentschieden bleibt und hin und her geworfen ist, ist nur ein »Hinübergehender«, ein »Wanderer«, ein »Tänzer« auf einem Drahtseil über einem Abgrund, der über sich hinaus will, aber nicht den Mut und die Kraft findet, genau diesen Willen zum »über sich als Mensch Hinauswollen« aufzubringen. Diese letzte und entschlossene Konsequenz eines instinktgetriebenen, radikalen Wollens, den puren Willen zur Macht, den sieht nur *Zarathustra* als sein eigenes Spiegelbild im Werden seines Augenblicks im Über- und Durchgang zum Übermenschen, der diese Instinkte bejaht, seine intellektuelle Kraft daraus zieht und sich dieser nicht mehr aus jammervollen asketischen Ideen schämend zu entziehen sucht. Dieser *Übermensch* bricht mit allem, was flüchtig und schwach aus der Natur in eine übersinnliche Welt entfliehen will. Er bricht mit den Grunddogmen der platonisch-christlichen Angstlehre, die das Leben verleugnet und als minderwertig abschätzig, als bloß diesseitig verachtet. Nietzsche macht den Leib statt der Seele zum Thema und Mittelpunkt, er sieht den Geist als Teil des Leibes, nicht als Einpflanzung oder »Einhauchung« aus einer jenseitigen Welt präexistenter Seelen eines »Geistes an sich« oder eines präexistenten Gottes.

Der Mensch, der an sich selbst, seiner Seele (ψυχή) und damit zuerst an dem alten platonischen »an sich« (*kath'auto*) als dem höchsten, weil *reinen* Wert seines Gutseins festhält, steht und stellt sich gegen die Natur und den Willen der Natur: das ewige Werden als werdende Vernichtung des Bestehenden, aus dem Neues und Leben hervorgeht. Der Mensch, der sich *als Mensch* will, aber selbst nicht vergehen will, sondern immerzu Mensch bleiben will, bis er davon erlöst wird, der birgt den Nihilismus nichtiger Werte in sich. Dieser Mensch stellt sich gegen sein *amor fati* und gegen diese produktive Destruktion der Natur, um sich durch diese *scheinbar* ewigen Werte »an sich selbst« festzuhalten. Damit entwertet der Mensch geradezu *durch* sein Gut-Werten das Leben, stemmt sich gegen das Unabänderliche. Er verrät seine Tugenden, d. h. die Einstellung zur Bestheit des sinnlichen Lebens, zugunsten nunmehr hinfallender höchster metaphysischer Werte des Seins, der Einheit und des Zwecks, die ihn kosmologisch, d. h. mit Blick auf das Ganze des Erkennen-Könnens, geleitet haben, aber sich nun in der radikalen Entwertung befinden, weil die moderne Wissenschaft diese Werte nicht

7 *Jenseits von Gut und Böse*; KSA 5, S. 81.

mehr anerkennt und benötigt. Sie verehrt sich nur positivistisch selbst im Begriffe der Wirklichkeit als ihrem eigenen Spiegel-Gegenstand und ökonomischen Eigenwert.

Zudem ist heute anzumerken: Wissenschaft dient ökonomisch verwertbaren Werten, diese erhalten eine Forschungsförderung und die Industrie verfolgt nur verwertbare Zwecke in ihren R&D-Programmen. Mit dem wachsenden Zerfall des platonisch-christlichen Gutseins und dem sich radikal durchsetzenden entelechischen Vorstellens eines ökonomisch verwertbaren Zweckes wird »das Gute« zum wirtschaftlichen Gut, dann zur Ware als Kapital und heute zum Wissenskapital. Die obersten Werte, die Nietzsche kritisierte und deren »Hinfall« den Nihilismus sichtbar machen, sind *Sein, Einheit und Zweck* der alten Ontologie. *Ontologie* ist die logische Vorstellung von den Gründen und der Wesenheit des Seienden im Ganzen und – theologisch umgedeutet – deren Rückanbindung (d. h. Religion von *religio*) an ein göttlich-despotisches Vorverfügt-Sein als Zweck jenseitiger Ziele eines kosmologischen Sinnes. Diese alten Werte haben auf den modernen Menschen, der von positivistischer Wissenschaft, mathematischen Kalkülen und ökonomischer Gier getrieben ist, *keine grundgebende Bindungskraft* mehr. Es sind daher *nihilistische Werte* der hinfallenden Ontologie, die ein nihilistisches Wollen als ökonomische Selbstverwertung nach sich ziehen. Diese Wurzel ist das Problem der Werte und das Phänomen des Mehrwerts als Prinzip.

Wenn die obersten Werte hinfällig werden, dann lügt in dieser Weise der Anfang und nicht die erst heute daraus hervorgetriebenen falschen oder faulen Früchte, gegen die heute immer noch mit Vehemenz und Larmoyanz moralisiert wird. Gegen den Hinfall dieser alten Werte und damit gegen die Kraftlosigkeit ihres vergangenen Glanzes sowie ihrer alten metaphysischen Blütezeit wird immer wieder und immer zu *sinnlos* moralisiert. Diese Sinnlosigkeit ist aus den Sinnstiftungen selbst entstanden und die spürbar werdende Sinnlosigkeit dieser moralischen Werte ist der Hinfall der Orientierungen, die doch immer noch und wieder im Namen eines höheren Guten erneut gerettet werden sollen. Dies ist die *décadance* der Moralisten, wie Nietzsche sie kritisiert. Er hat deshalb die »Umwerthung aller Werthe« verlangt,⁸ sich damit aber selbst in die traditionelle Rolle des philosophischen Besserwissers gestellt, dem die Welt, ähnlich wie Schopenhauer zuvor, auch gestaltbar und d. h. vor allem als Wille und Vorstellung *erscheint*.

Die Entwicklung des »heraufziehenden europäischen Nihilismus«, die moralische Wertentwertung, lässt die alten Werte platonisch-christlichen Vorstellens zur »Wüste« werden, in der das sinnliche Leben nun in eine nihilistische Perspektive umschlägt. Diese hinfallenden Werte sind

8 *Ecce homo*; KSA 6, S. 328.

es, die der Gut-Mensch in sich birgt, die ihm aber nun keine leitende Orientierung mehr zu stiften vermögen. Die moderne Wissenschaft ist weder säkular noch ontologisch ausgerichtet. Ihre Orientierungen entstammen der Zwecksetzung der Wirklichkeit und der Maße ihrer Verwertbarkeit, die aus ihr selbst resultieren. Insofern hat der platonisch-christliche Gut-Mensch diese Wüste selbst hervorgebracht, gerade weil er sie moralisierend zur Pflicht erhoben hat und durch seinen Glauben und sein Streben nach dem *Überleben*, nach der Teilhabe (*methexis*) am Ewigen und Göttlichen fixieren wollte.

Auch der Sozialismus ist nur eine weitere nihilistische Variante der zerfallenden Erkenntnistheorie des »Gut-Menschentums«. Auch er dient solchen Pflichten. Diese sind allerdings nun reziprok der eingebil-deteten Diesseitigkeit verpflichtet, wie Marx sie ausgerufen hat. Er hat die platonische Ontologie nicht als Problem seiner Begriffe durchschaut, lediglich den Spätplatoniker Hegel gedreht, ohne diese tiefe Gegenstands-befangenheit des Jenseits in der gedrehten Verkehrung des Diesseits zu durchschauen: ein soziologisches Projekt. Nietzsche hat Marx als alten Ontologiegläubigen zuerst entlarvt:

»Die wahre Welt haben wir abgeschafft: welche Welt blieb übrig? Die scheinbare vielleicht?... Aber nein! Mit der wahren Welt haben wir auch die scheinbare abgeschafft!«⁹

Die falschen Begriffe, die Marx als Fetisch des verkehrten Bewusstseins kritisierte, sind nur die Kehrseite der jenseitigen Idealisierung. Eine Halbierung dieser Begriffe kann die Wurzeln dieser Ontologie daher nicht überwinden. Der alte Idealismus wird nur als Materialismus gedreht, aber als solcher weitertransportiert. Marx hat durchgängig in den Begriffen der Ontologie gedacht und getextet, ohne hierbei auch nur ein einziges Mal ein *fundamentales* Erkenntnisproblem zu sehen. *Sein, Ding, Gut, Zweck, an sich* und alle anderen kardinalen Begrifflichkeiten der Ontologie hat er unkritisch, wie selbstverständlich, weitertransportiert. Marx war auch ein platonisch-aristotelischer »Gut-Mensch«. An diesem Konflikt der halben Wahrheit und ihrer Werte entzündet sich für Nietzsche das Problem der Wissenschaft und des Menschen, an ihnen geht er *zugrunde*. Die alten Werte werden wertlos, *moralische Werte erscheinen als solche sinnlos*. Der Diesseitsbezug des Materialismus ist auch nur ein Schein, ein anderer Selbstbetrug, der die unreflektierte Halbwelt moralischer Werte als gesellschaftliche Gleichheit und diese Gleichheit als moralisch legitimierte Gerechtigkeit verkauft. Letztere entlarven sich ebenfalls als nutzlose Sinnstiftungen, denen die Bindungs-

9 *Götzen-Dämmerung; Wie die »wahre Welt« endlich zur Fabel wurde*; KSA 6, S. 81.

kraft für das Ganze des kosmologischen Zusammenhangs fehlt und dieser dadurch als Zusammenhang verlorengelassen: passiver Nihilismus. Der »Socialismus« ist nur eine weitere Spielart des Nihilismus:

»Der Socialismus ist der phantastische jüngere Bruder des fast abgelebten Despotismus, den er beerben will; seine Bestrebungen sind also im tiefsten Verstande reactionär.«¹⁰

Der Mensch glaubt nicht mehr an die obersten Leitwerte aller denkbaren Perspektiven. Er resigniert oder versucht diese Werte wieder zu reanimieren, jedoch ohne dass Einheit, Zweck und Sein als Blickrichtung über den Nihilismus hinaus noch glaubhaft gemacht werden könnten. Diesem Menschen, der seine eigenen Sinnstiftungen, in denen er sich selbst zum Gegenstand gesetzt und darinnen befangen und sinnlos gemacht hat, gilt der Satz:

»Die Wüste wächst: weh Dem der Wüsten birgt!«¹¹

Das »Gute an sich« bei Platon, das »Gut-sein-für« des Aristoteles, das »bonum morale« des Augustinus von Hippo, das »summum bonum« des Thomas von Aquin, »das Ding an sich« bei Kant, die »Person als Eigentum an sich selbst« bei Hegel und die »Ware als sinnlich-übersinnliches Ding« von Marx sind die wesentlichen Figuren dieser sinnlosen Gegenständlichkeit, in denen jeweils ein Gut-Sein als Zweck des (eigenen) Seins und der Wert der Seele anstelle des Lebens einheitlich und grundlegend vorgestellt werden. Sie sind die Wüsten, nichtige Werte des ontologischen Nichts, sinnlose Sinnstiftungen.

»Vergiß nicht Mensch, den Wollust ausgelobt: du bist der Stein, die Wüste, bist der Tod...«¹²

Nietzsches Philosophie ist als Ethik zugleich eine Kosmologie. Die »Wollust« ist das Streben nach Glückseligkeit sowohl in der animalischen Lust als auch in der metaphysischen Erhebung über und gegen diese; sie ist der alte und stets bleibende selbstmotivierende Zweck menschlichen Wollens, *die Lust am Wollen*. Diese so verstandene Wollust hat aus diesem Glückwollen alle scheinbar allgültigen obersten Werte als Kristallisationen der wissenschaftlichen Perspektive produziert, um den Tod zu verdrängen. Aber der Mensch ist der Tod, er kann ihn nicht hinweg-wollen. Sein tiefstes Wollen ist der Grund seines

10 *Menschliches, Allzumenschliches I*; KSA 2, S. 307.

11 *Also sprach Zarathustra IV*; KSA 4, S. 380.

12 *Dionysos-Dithyramben*; KSA 6, S. 387.

Über-den-Tod-hinaus-Wollens: die Wissenschaft, die erst diesen Wert als Ziel erschaffen hat!

Die Wissenschaft ist der grundstiftende Wertewille aus eigener Lust zur Selbstbestimmtheit (*autarkia*) einer menschlichen Glückseligkeit (*eudaimonia*) als Entsprechung (*analogia*) des Guten (*agathon*) in der Autonomie (*autonomia*) dieses Willens zum Überleben. Nietzsche sucht daher den Widerspruch zu jeder vorgängigen sokratischen Philosophie, die diesen Werten gehuldt hat, und ist in dieser Rolle der bislang tiefste Kritiker der Wurzeln unserer Kultur. Nietzsche ist daher nichts für Philosophieanfänger, nichts für ideell Gut-Gläubige, nichts für ängstlich-schüchtern Frömmelnde und nichts für pflichtwillige, empörungsbereite Moralisten als Gut-Täter. Er hat eine Philosophie für den erwachsenen Denker versucht. Er spricht den wissenden Leser an.

»Geh nur dir selber treulich nach:–
So folgst du mir – gemacht! gemacht!«¹³

Fünf Kernthemen kennzeichnen seine Theorie:

1. Die ewige Wiederkehr des Immergleichen
2. Der Wille zur Macht
3. Der Hinfall der kosmologischen Werte
4. Der heraufziehende europäische Nihilismus
5. Das Leben als Wert: eine Ethik des Leibes, der Instinkte und der Kunst

Alle Kernthemen sind, modern gesprochen, vernetzt. Kein Kernthema versteht sich nur isoliert aus sich heraus. Es gibt aber keinen Ariadnefaden, wie in einer logisch-systematischen Traditions- und Schulphilosophie. Die Blickrichtung, die er einnimmt, ist der Blick durch die Historie des Erkennenden hindurch, eine *Genealogie*. Damit nimmt er die Erkenntnis im Augenblick des Hier und Jetzt im stetigen Werden des vernichtenden Vergehens, des unabwendbaren Untergehens, dem alles, also ausnahmslos alles unterworfen ist und aus dem alles erst hervorgebracht wird, zugleich in den Blick. Diese Perspektive ist als der Wille dieses Werdens gedacht, aber auch und zugleich als die Vergegenwärtigung der Geschichte dieses Werdens, als historisches Bewusstsein seiner eigenen Denkgewohnheit, die der tiefblickende Zarathustra kennt und kritisiert. Seine Genealogie ist nicht nur rekonstruierende Erinnerung, sie ist vielmehr auch die Vergegenwärtigung unserer Urinstinkte, die wir heute in den »Genen« unseres Leibes, den zutiefst animalischen Instinkten verorten und nicht intellektuell negieren und eigens befehligen können. Diese Vergegenwärtigung ist das Denken von Zeit als

13 *Fröhliche Wissenschaft, Vademecum*; KSA 3, S. 354.

Geschehen unseres Wollens. Zeit und Wille sieht Nietzsche im Zusammenhang.

Zeitdenken ist aber weder eine lineare Gleichung (eines von gestern über heute nach morgen), noch eine Hyperbel, die unendlich (ewig) himmelwärts zeigt. Heilige Werte einer fixierenden Endzeit haben hier keinen Bestand, sie sind nur erdachte, erlogene, selbstbetrügerische Werte. Sie fallen hin, weil sie selbst nichts in sich haben, in ihrem vorgestellten »An-sich-Sein« als etwas Ewiges und Göttliches. Hier hat aber zugleich auch eine produktive Destruktion der Theorie von Nietzsche zu beginnen, an seinem abgründigsten Gedanken, dem Erkennen des Erkennen-Könnens als Wille der Natur im Horizont einer mehrzeitigen Zeit, denn auch Nietzsche denkt Ewiges, wenn auch anders als die Tradition. Ein Wille der Natur, der sich zur »Macht« bringen will, ist immer auch ein unterstellter Wert als Entsprechung einer *Gleichsetzung*, nämlich der von Kraft *und* Richtung *als* Entschlossenheit eines *Bewusstseins zur Macht*, die er bei anderen kritisiert hat.

Dieses Problem der Gleichsetzung im Erkennen des werdenden Erkennens ist ein sehr altes Thema und wohl das älteste und das grundsätzlichste der Wissenschaft überhaupt. Letzte Gründe des Erkennens sind zuerst erste Prinzipien. Diese Gleichsetzung konnte auch Nietzsche nicht umgehen oder abstreifen. Seine Letztbegründung ist der »Wert des Lebens«, also wieder ein Wert. Dieser steht dem »Augenblick« entgegen, denn der sieht keinen Wert, Nietzsche aber scheinbar schon.

Der Augenblick ist Nietzsches bevorzugtestes Wort neben dem »großen Mittag« als Pivot zur Unterscheidung von Sinnlichkeit und Metaphysik, ein Codewort zur Bestimmung des Sichtbaren und des Unsichtbaren, des Ewigen und des Vergänglichen. Es ist ein altes, sehr altes Problem der Entstehung und dann differenzierenden Trennung unserer Denk- und Sprachgewohnheit – letztere stammt aus dem Indogermanischen, das gilt für das Altgriechische, wie für das Deutsche. Erkenntnistheorie ist in die Problematik des *opa* (lat. später *ora*, dt. anschauend) und *opaω* (*oraōo*, später *eidos*, dt. eidetisch sichtbar, sehend oder beobachtend) und des *aoparov* (des Unsichtbaren) ge- und begründet. Immer geht es um eine Variante des Sehens, das Wissen, später Evidenz (von lat. *videre*, dt. sehen) genannt wurde. Diese Problematik ist so alt wie bleibend aktuell und sehr komplex. Die *opaω/opa* Problematik entstammt dem alten Sanskrit, das über den griechischen Mythos, den Nietzsche verehrte und liebte, sich dann später in der europäischen Philosophie wiederfindet und widerspiegelt. Die Religionen sind nur auf das *opa* des späteren *ora* fixiert, einer eingebenden Anschauung, die das spätere Mittelalter als *contemplatio* und dann als *ora* in der Bedeutung von beten *und* noch später als *intellectus* verändert hat. Diese Anschauungen sehen aber nur das stets Unsichtbare, das *aoraton* ihrer eigenen Einbildung, dem nichts anderes vorausgeht. Kant hat diese

Anschauungsweise später als Rezeptivität durch gegebene, sogenannte Anschauungsformen a priori erneut geheiligt und damit tief vergegenständlicht. Er hat den Menschen nur als gegenständlich-sinnlich gesehen und damit erneut passiv und erleidend im Sinne des Pathos bestimmt. Hegel und Marx sind dem gefolgt. Der leidende Mensch ergötzt sich an seiner selbstgeschaffenen Not notwendiger Gegenständlichkeit, dieser passiven Erduldung rezeptiver Wahrnehmung seiner einbildenden Ästhetik (*aisthesis*), die er fremd als Pathos (von *pathein*, erdulden, erleiden) bestimmt sieht. Er sieht die Folge der Gestalten seiner selbstgeschaffenen Kausalität. Wir nennen dies heute sachlich und scheinbar natürlich die *realen Gegenstände der Wirklichkeit* und übersehen dabei deren metaphysische Herkunft und unsere Befangenheit.

Auch das *ον* hat eine spezielle Genealogie. So wurde aus dem Ehren und Verehren vorgestellter Gottheiten genealogisch ein betendes Sich-in-die-Gottheit-Hineindenken, dann ein zunehmend rigoroseres den Gotteswillen exekutierendes Wollen, sodann ein bloß kausal-logischer Begriff einer letzten oder ersten Substanz als Monade ihrer Selbstsetzung und diese damit zum ersten und letzten Prinzip einer *causa prima*, dem höchsten Wert als unteilbarem Ding, wie bei Leibniz. Religion wird als Metaphysik zur »ersten Wissenschaft« und damit zum Zerfall der Erkenntnistheorie selbst. Gerade indem sich die Religion als philosophische Metaphysik ein- und selbst überholt, beraubt sie sich zugleich ihrer tiefsten Wurzeln. Im Grunde dieser Begründung, die auf einen wesenden Prinzipiengott als logisches Kalkül hinzugedacht wird, deprivatisiert sie ihren Glauben zum öffentlichen Tauschgegenstand, der gegen andere kausale Grundbegriffe der Ontologie eingetauscht werden kann. Das Motto dieser Gleichung heißt: Gott, Gut, Güter und Herr, Herrlichkeit, Herrschaft oder Schöpfung, Substanz, Kapital.

In dieser Deprivation eines wissenschaftlich fixierten Gottes wird der Glauben abgeschafft. Nur ein grund-loser Glaube kann gläubig sein! Die feine Unterscheidung zwischen dem sehenden Erblicken und einem einbildenden Anschauen wird verschmolzen und Glauben damit zur Tat-Sache der vorstellenden Vernunft, d. h. zum Gegenstand. Ein Gott und ein Glaube, der erst im wissenschaftlichen Beweis, als Ergebnis des radikalen Zweifels, als ein Produkt der Skepsis auf dem Grunde des zweifelnden Prinzips glaubwürdig ist, ist nichtig und wertlos als Glaube, wie auch das *Gott als Gegenstand* nur noch ein logisches Resultat und eine *Restgröße* der kausalen Logik ist. Das Göttliche als das geradezu Nichtbegriffliche, als ein Unbegreifliches, als etwas, das kein etwas zu sein vermag und was nur als Unsagbares ist, ist dann tot und vergangen, der Glaube nichts mehr wert. Sein Wert als Gott kann nur sein Nichtwert sein, aber das hat noch kein Priester verstanden oder gar gewollt. Die Philosophie als Theologie hat sich selbst eingesperrt und verdingt im dinghaften *Gott*, einer *Substanz*, einer *Monade*, eines logischen An-

fangsprinzips. Der Glaube hat hier nur noch sekundiert. Diese Götterlehre wird zunehmend nichtig. Das Nichts des neuen Scheins der Werte ist der neue und starke Gott und heißt zunächst, ökonomisch gefasst, das Kapital. Hier entsteht das neue Absolute, dem auch die Päpste und Bischöfe huldigen und folgen. Das *Goldene Kalb* des Altertums heißt bei der heutigen Priesterkaste Bank, Immobilie, Wertpapier, Unternehmensbeteiligung und Kirchensteuer oder Palais, Palast, Gold, Marmor, Dienstwagen und anderer Prunk zum Lustgewinn, auch Kinder beiden Geschlechts werden von diesen Priestern noch geliebt! Das ist die reale Welt des Diesseits, ein Eldorado nichtiger Moralität im Namen der Werte einer kausal vorgestellten Gottheit und dies alles aus vernünftigem Glauben und tiefem Grund heraus. Dies sind die augenfälligen Erscheinungen der »hinfallenden Werte«, der Humus für den »heraufziehenden europäischen Nihilismus«, wie Nietzsche dies benannt hat. Er hat dieses Problem spektakulär mit dem Satz bezeichnet:

»Gott ist tot! Gott bleibt tot! Und wir haben ihn getötet!«¹⁴

Er hat das Problem pointiert ausgedrückt, zugleich aber selbst übersehen, dass jede Interpretation oratischen Anschauens ein *ora* bleibt und sei es der Glaube an den Gott in sich als einen Künstler, der nur aus sich heraus produziert, das *Apollinische* und das *Dionysische* gemeinsam gegen sich wirken lässt als das Rauschende einer sich berauschenden Wissenskraft und Macht, als Kunst des Lebens, als Musik.

»– [D]ie Wissenschaft unter der Optik des Künstlers zu sehn, die Kunst aber unter der des Lebens ...«¹⁵

Kein Instinkt kann sich als Wille *eidetisch* – also als etwas Vergangenes des Gesehenen – begreifen, wir müssen uns anschauend selbst verehren, wenn wir über unsere Kunstfertigkeit verwundert sind oder alte mythische Gottheiten als Unseresgleichen in uns wirken sehen. In der Tat, ein sehr schwieriges Problem, an dem auch Nietzsche in lichter Höhe gescheitert ist. Wille ist schon Interpretation des Instinktes. Ein Wille, der auch nur meint und glaubt, weil er nicht wissen kann, was sein Wissen künftig und gegenwärtig wissen will und wissen wird, muss auch sein Wertecredo als blanke Metaphysik verwerfen. Die »Optik des Künstlers« ist schon die eines sich auf etwas Verstehenden im Wissen seines Verstehens. Das bestimmt den Künstler in der Gestaltung von Gestalten, nämlich durch Wissen, Eingebung und Fertigkeit. Ein Künstler weiß um seine Technik, ist ein *technitis*, ein Könnner aus verstehendem

14 *Fröhliche Wissenschaft*; KSA 3, S. 481.

15 *Die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik*; KSA 1, S. 15.

Wissen heraus. Kein Künstler kann Werte schaffen, die nicht als wahre Werte gelten wollen und sollen und damit als etwas scheinen, etwas abbilden im »Umbilden« unter einer Perspektive des Lebens. Nietzsches Schlüsselsatz bleibt befangen in der Tradition des wertenden Anschauens. Auch der Künstler, den er sieht, kann seine Finger nicht vom Werten lassen und auch dieser Schöpfer scheint zu wissen, was ein »zuletzt« ist, wenn es gilt, diesem wieder Geltung zu verschaffen:

»Wahrheit ist die Art von Irrthum, ohne welche eine bestimmte Art von lebendigen Wesen nicht leben könnte. Der Werth für das Leben entscheidet zuletzt.«¹⁶

Diesen Satz vermag kein Instinkt zu sagen oder zu wollen, wenn nicht der Wille den Wert schon zuvor geschaut hat als das Gespiegelte Seinesgleichen. *Incipit tragoedia* Nietzsche!

Denken als wollendes Sehen ist kaum im Intellekt von diesem(!) als Instinkt zu trennen, weil wir nichts sehen, was wir nicht auch denken können, wohl aber etwas uns vorstellen können, was wir niemals sehen können und werden (das Metaphysische), aber nichts von dem sehen, was wir nicht sehen wollen. Denn wir sehen nur etwas, wenn wir unsere Augen *willentlich nicht verschließen*, sonst sehen wir nur das Eidetische, das Oratische müssen wir uns einbilden. Nietzsche hatte ein Gespür für diese Thematik, war aber doch noch zu sehr selbst »Philosoph«, ein Wertestifter aus »höherem Willen heraus«. Er hat das Metaphysische nicht besiegt, ihm wohl aber den Spiegel vorgehalten und ein ungewohntes Spiegelbild dazugewonnen. Das Nichts nichtiger Werte lässt sich nicht umwerten, es herrscht durch uns als unser Wissenskapital, an das wir zutiefst glauben, und niemand ist zugegen, der diesen Glauben erschüttern will!

Der Augenblick als zeitliche Anwesenheit des ewigen unsichtbar Erscheinenden – Das einsichtig Uneinsichtige: Metaphysik mit und gegen Nietzsche als bleibendes metaphysisches Problem des Denkens

Der Augenblick, den wir im geistigen Verstehen von unserer zeitlichen Gegenwart sinnlich gewonnen haben (können), ist stets Ausdruck und Eindruck der gesamten Problematik des $\sigma\mu\alpha$ und $\sigma\mu\alpha\omega$. Außerhalb des Augenblicks gibt es kein Erblicken oder Erkennen – für nichts und niemanden. Aber doch sind wir, wenn wir etwas verstehen, über den

16 *Nachgelassene Fragmente*; KSA II, S. 506.

Augenblick bereits hinaus und in einem anderen gegenwärtig. Wir haben augenblicklich etwas als etwas bereits fixiert, aber der Augenblick unmittelbarer Gegenwart, den unser Blick nimmt, ist bereits vorüber, wenn wir etwas anschauend begreifen, obwohl wir weiter im Augenblick des beständigen Blickens stehen und nichts Begriffliches im Auge sinnlichen Sehens als Begriff erkennen können. Begriffe sind kein sinnliches Sehen, sie überdauern den Augenblick und scheinen ihm stets und beständig voranzueilen. Begriffe sind Fassungen unserer Sinnlichkeit, in denen uns ein *selbstentzündetes Licht aufgeht*. Diesem Problem war Nietzsche dicht auf der Spur. Ein großes Rätsel. Es ist das wohl härteste Problem der Metaphysik und alles spricht dafür, dass es uns auch noch weit nach Nietzsche erhalten bleiben wird. Es ist *das* Grundrätsel unseres Denkens. Wenn wir im Begriff etwas verstehen, hat unsere Vernunft bereits ihr schärfstes Instrument, den Verstand, zum Urteilen benutzt. Aber der Verstand versteht nur, was er auch *nachvollziehen* kann, also etwas Gewesenes, was sich im Augenblick des Urteilens scheinbar losgelöst vom Augenblick dem Verstand *gegenüberstehend* feststellt und damit beurteilt beziehungsweise kritisiert. Urteile halten Augenblicke als Bewertungen fest. Der Instinkt aber folgt nur der Lust des Augenblicks, er trägt nicht nach! Nachtragend ist unser Intellekt. Der Instinkt sinnt nicht auf Rache, dieses Geschäft besorgt erst das aufkeimende Gewissen. Instinkte sind Lust und Frust in einen Willen gefügt, Bewertungen hingegen sind *absehend* von diesem Streben, sonst sind sie nicht abstrakt, nicht kritisiert als Urteil aufgespeichert über den Moment des Augenblicks hinaus. Der Wille will verfügen und zwar über den Augenblick hinaus, das macht ihn erst zum wirklichen Willen. Damit muss er den Augenblick diskriminieren, ihn durch Kritik ein- und abgrenzen, feststellen und dadurch bewerten, ihn also *über* den Augenblick *hinaustragen*.

Mindestens zwei Augenblicke begegnen sich also zeitgleich und das bedeutet, dass ein dritter stets zugegen ist, denn sonst würde alle Gegenwart abreißen, eine gleichzeitige Zeit gäbe es dann nicht und der Verstand könnte weder aus Prinzipien noch aus Erfahrung heraus urteilen und der Wille nicht wollen. Das Werden ist rückblickend vernichtetes Gewesenes und vorausblickend noch nicht entstandenes Entstehendes. Alles spiegelt sich aber in der Anwesenheit eines permanenten Augenblicks, der aber nicht selber statisch ist, sondern sich auch dem Willen des produktiv-vergehenden Werdens fügt, aber nicht vergeht. Denn sonst gäbe es für unsere Augen nichts zu erblicken, also buchstäblich nur das Nichts, aber das ist niemals sichtbar, es ist als Nichts überhaupt nur metaphysische Einbildung eines oratischen Anschauens in der Verkehrung des Vorgestellten. Im Universum geht nichts verloren, ein Nichts existiert nicht als Natur, sondern nur als negierende Vorstellung gegen diese Natur. Alle metaphysischen »Nichts-Sätze« sind Erfindun-

gen der Priesterkaste und sinnüberhöhender Philosophen. Nietzsche hat einen weiteren hinzugefügt:

»... lieber will der Mensch noch d a s N i c h t s wollen, als n i c h t wollen ...«¹⁷

Nietzsche hat zuerst versucht, hier eine Blickrichtung neu zu sehen, war aber vom Nichts selbst noch befangen. Er hätte sehen können, dass ein Nichts im Augenblick nicht einmal nichts ist oder werden wird. Aber er hat es als Epos auszudrücken versucht, in schöner Sprache, aber mit Rätseln bestückt. In *Also sprach Zarathustra* klingt dieses Problem (als Auszug) so:

»Siehe diesen Torweg! Zwerg! sprach ich weiter: der hat zwei Gesichter. Zwei Wege kommen hier zusammen: die ging noch niemand zu Ende.

Diese lange Gasse zurück: die währt eine Ewigkeit. Und jene lange Gasse hinaus – das ist eine andre Ewigkeit.

Sie widersprechen sich, diese Wege; sie stoßen sich gerade vor den Kopf: – und hier, an diesem Torwege, ist es, wo sie zusammen kommen. Der Name des Torweges steht oben geschrieben: ›Augenblick ‹.

Aber wer einen von ihnen weiter ginge – und immer weiter und immer ferner: glaubst du, Zwerg, daß diese Wege sich ewig widersprechen?« –

›Alles Gerade lügt, murmelte verächtlich der Zwerg. Alle Wahrheit ist krumm, die Zeit selber ist ein Kreis.‹ [...]

›[...] Siehe, sprach ich weiter, ›diesen Augenblick! Von diesem Torwege Augenblick läuft eine lange Gasse *rückwärts*: hinter uns liegt eine Ewigkeit.

Muß nicht, was laufen *kann* von allen Dingen, schon einmal diese Gasse gelaufen sein? Muß nicht, was geschehen *kann* von allen Dingen, schon einmal geschehen, getan, vorübergelaufen sein?

Und wenn alles schon dagewesen ist: was hältst du Zwerg von diesem Augenblick? Muß auch dieser Torweg nicht schon – dagewesen sein?

Und sind nicht solchermaßen fest alle Dinge verknotet, daß dieser Augenblick

a l l e kommenden Dinge nach sich zieht? A l s o – sich selber auch noch? Denn, was laufen *kann* von allen Dingen: auch in dieser langen Gasse h i n a u s – m u ß es einmal noch laufen! –«¹⁸

17 Zur *Genealogie der Moral*; KSA 5, S. 412.

18 *Also sprach Zarathustra* III; KSA 4, S. 199f.

Wenn alles im Augenblick zusammenkommt und doch in ihm verschwindet und alles abermals aus ihm werdend hervortritt und genau diese ewige Wiederholung sich in sich wiederholt, ist nur das Werden ewig, nicht das Sein. Aber das Werden würde zugleich auch seinen Unterschied zum Sein verlieren, denn Werden ist dann werdendes Sein im Augenblick seiner eigenen Augenblicklichkeit als vollendete Zukunft im Voraussein seiner eigenen Vergangenheit. Wille und Sein wären dann selbst hinfällig. Nichts gäbe es zu wollen, was nicht sich selbst wiederholend erneut werden würde. Wille wäre ein Begriff für Ohnmacht, für Machtlosigkeit gegen diese Wiederkehr, ein unsinniger Begriff. Sein wäre nur der Schein des augenblicklichen Werdens, nichts Beständiges, ein ebenfalls unsinniger Begriff. Werden würde nur ein gewordenes Erinnern bedeuten, also wieder ein angeschautes Göttliches in anderer Maske. Nietzsche hat damit eine alte Gottheit wiedergefunden, die Einheit von Werden, Zerstören und Dasein als angeschautes Bewahren im Augenblick der Erkenntnis. Dies ähnelt einer alten Sanskrit-Legende, die diese permanent werdende Zerstörung als Dasein, als *trimurti*, thematisiert und diese in der religiösen Bildlichkeit der »drei Formen« den Gottheiten Brahma, Vishnu und Shiva zugeordnet hat. Dieses indogermanische Erbe seines altgriechischen und des noch älteren arischen (persischen) und urindisch verwurzelten Denkens lässt keine Werte als Sinnstiftungen zu, wenn alles, was wird, selbst immer wiederkehrend und zugleich sich selbst zerstörend ist. Ein platonisches »An sich« und ein bleibendes Gut ist dann nur blanker Schein, eine jüdisch-christliche Erlösung, purer *Selbstbetrug*. Dann werden aber auch neue Werte niemals neu und in sich willentlich als sinnhaft gewollt und damit erst zum Wertmaßstab des Werdens, aus dem jede Sinnlichkeit hervortritt. Das ist der tiefste Grund des Nihilismus. Jeder Wille zum Wert wird entwerrend im Augenblick der Gewissheit, diesen Gedanken schon unendlich oft gedacht haben zu müssen, und selbst der Wert dieser Erkenntnis ist wertlos, weil er immer da und flüchtig zugleich ist, diesen Augenblick selbst noch »nach sich zieht«! Im ewigen Werden einer kosmologischen Wiederholung bleibt ihm kein Sinn als Zweck als ein Zugrundeliegendes (υποκειμενον, *hypokeimenon*), als *subiectum*, als Subjekt einer Wesenheit, unterlegt. Aber auch Nietzsches Bild vom Ewigen und Unendlichen bleibt ein *mytho-logisches* Bild, es ist ein »perfektes Nichts« und damit doch traditionell philosophisch gedacht.

Aber auch das Sein in seiner Form als radikales Werden ist selbst nur ein Schein der Vorstellung sinnvoller Zeit als Wert, die sich als Idee anschauen lässt und als angeschaute Idee nur ein nichtiger Wert ist, weil sie die Zeit fixiert, die sich diesem tiefen Augenblick widerstrebend nicht einsichtig fügen will. Das ist der logische Kern und zugleich das logische Problem des Nihilismus. Sein oberster Grundsatz lautet: *nihil est sine ratione. Nichts ist ohne Grund*. Das Nichts einer bloß nichtigen

Vorstellung eines ewigen substanzhaften und bleibenden Seins ist der Wert des erkennenden ideenhaften Vorstellens, d.h. positive Logik. Daher ist der Satz vom Grund auch der oberste Satz der Logik, der immer eine (positive) Ursache hat »... und ohne Ursache Nichts ist«. So hat Aristoteles es Wort für Wort übersetzt, es logisch bestimmt: ... καὶ ἀνευ αἰτιῶν οὐθεν ἐστὶν (Rhetorik, 1400 b). Alles wird ohne einen vorgestellten Grund (ἀρχή, *arché*) oder eine Ursache (αἴτιον, *aition*) zum nichtigen Spiel gespiegelter Einbildung gegen die Zeit eines permanenten Werdens: das Wertdenken, dem auch Nietzsche seinen Stempel aufdrücken wollte, ganz wie es die Philosophie gewohnt ist zu tun und beständig neu zu versuchen bereit ist:

»Dem Werden den Charakter des Seins aufzuprägen – das ist der höchste Wille zur Macht.«... Daß alles wiederkehrt, ist die extremste Annäherung einer Welt des Werdens an die des Seins: – Gipfel der Betrachtung.«¹⁹

Als ursprünglich oberster Wert der sokratischen Philosophie hat das Sein und mit ihm verknüpft die Moral eines ewig Guten als Perspektive einer unsterblichen Seele ausgedient, die zuvor die Lebens- und Leibesbetrachtung zur abschätzenden Perspektive des Denkens begründet hat. Ununterbrochenes Werden hat kein Gutes voraus, aber Nietzsche setzt mit »der ewigen Wiederkehr des Immergleichen« ein neues ewig-erscheinendes Unsichtbares. Eine ewige Wiederkehr entzieht sich der eidektischen Beobachtung, auch sie ist nur als *Prinzip* zu denken. Dieses Prinzip hat *keinen Anfang als Ursache mit kausaler Folge* in der Zeit, es ist das Prinzip der Zeit als Sukzession in sich (selbst). Diesem Anfang, der kein ursächlicher Anfang ist, kann nicht einmal ein Nichts vorausseilen, wie es religiös im *ex nihilo nihil fit* (aus dem Nichts entsteht nichts) vorgestellt wird und dann als eine *creatio ex nihilo* in eine »(göttliche) Schöpfung aus dem Nichts« umgemünzt wurde. Diese Nichts-Schöpfung ist dann jedem anderen kausal-verknüpften und logisch-vorausseilenden Grund selbst die erste und letzte Ursache. Das »Gott« wird zur Ursache und damit zugleich zum Gegenstand der Logik und dem Mythos entrissen. Damit wird das »Gott« logisch gedacht, der Glaube aber entwertet. Diese Entwertung müsste daher ihren vorgestellten Grund aufgeben, sich wertlos stempeln, um dem Glauben überhaupt einen Raum als Glauben zu geben. Das will kein Priester. Der Fetisch beharrt auf seinem schöpfenden kausalen Nichts als Urgrund von allem und jedwedem Etwas. In der positivistischen Religion tritt das »Gott« an die Stelle des Nichts, bleibt aber eine nichtige Vorstellung des ἀορατον, d.h. des Unsichtbaren. Götter bleiben oratische Einbildungen. Götter stellen sich uns nicht vor, wir stellen sie uns vor, als das Produkt unserer

19 *Leben als Wille zur Macht, Nachlaß II*; KSA 12, S. 3.

einbildenden Vorstellung eines prinzipiell Unsichtbaren und ursächlich Grundgebenden. Das haben alle Religionen in all ihrer Unterschiedlichkeit gemeinsam. Götter zeigen sich nicht, sie erscheinen nicht, sie sind nicht eidetisch zu sehen und zu beobachten. Götter sind Vorstellungen von Vorstellungen, die ein Nichts *benötigen*, um etwas Wertvolles vorstellbar zu machen, das nicht im ewigen Werden zerfließt, sondern bleibend Substanz und Bestand hat. Von dieser Glaubensannahme lebt alle Metaphysik, die Religionen wie auch die Ökonomie und die Philosophie. Niemand will einem nur flüchtigen, einem bloßen Scheinwert dienen und gehorchen und auf diesen hin das Leben entwerfen und gestalten. Ohne die Vorstellung vom Nichts sind alle Werte nichtig. Das ist das metaphysische Anfangsprinzip.

Die ewige Wiederkehr von Nietzsche benötigt kein platonisches Erinnern mehr, weil ihm keine Seele mehr *vorausgeht*, sondern alles stets und immer wieder sich werdend begegnet im Augenblick der tiefsten Erkenntnis augenblicklicher Gegenwart. Eine *Anamnesis* ist nur der Schein einer scheinbaren prinzipiellen Erkenntnis aus Anfangsgründen heraus. Diese symbolisiert nur vergegenständlichte Zeit und heißt hier, anders als in der Terminologie Nietzsches, Gegenstandsbefangenheit. Befangen ist das Denken in der Vorstellung ewiger Zeit mit zeitlosen Begriffen, wie sie allerdings auch Nietzsche gedacht hat, in der ewigen Wiederkehr des Immergleichen und in Begriffen wie »doch alle Lust will Ewigkeit–, – will tiefe, tiefe Ewigkeit« oder:²⁰

»Alles glänzt mir neu und neuer,
Mittag schläft auf Raum und Zeit–:
Nur dein Auge – ungeheuerlich,
Blickt mich an, Unendlichkeit!«²¹

Aber alle obersten und unvergänglichen Werte eines natürlichen Seins, einer vorgestellten göttlichen Stiftung oder ebenso eines ewigen Instinktes, der zum Willen mutiert und das Werden vermeintlich noch selbst als Kraft antreibt, sein Wille zur Macht, sind metaphysische Metaphern, wie die der Unendlichkeit. Denn vor dem Instinkt lässt sich kein Wille denken und vor dem Denken kein Instinkt wollen, d.h. bejahen. Nur der Instinkt, der sich will und wollen kann, mithin sich erkennt als sein Streben, kann sich auch radikal wollend steigern. Dieses Vermögen müsste dem Instinkt vorausseilen, sich denkend formen im Wollen seines Werdens und doch die Form schon sehen, die er will, so dieser aus dem Instinkt geborene Wille sich doch selbst formend befehlen will. Ein alter Zirkel, von Nietzsche neu und anders animiert.

20 *Also sprach Zarathustra III*; KSA 4, S. 286.

21 *Fröhliche Wissenschaft*; KSA 3, S. 649.

Nietzsches gewollter, der sogenannte aktive Nihilismus, der nicht einfach das Nichts will, noch nicht nur bloß nichts will, der im Gegenteil umwerten will, wie er es nannte, und zwar »alle Werte«, hat den Tauschcharakter der Werte als ökonomische Kategorien noch nicht erkannt. Sie absorbieren alle Werte, auch Götter und Gottheiten mühelos, nämlich im Austausch gegen andere oberste Werte. Das Sein ist heute begrifflich tot, es ist als Vorstellungsbegriff nicht mehr effizient genug. Gott wird kapitalistisch nicht mehr als Urprinzip benötigt, noch braucht die Menschheit ein (neues) Ziel, wie Nietzsche meinte. Der ökonomische Mensch hat *sich* als Ziel und hält daran fest, mit steigendem Wollen und willentlicher unbedingter Allgemeinheit. Der Ökonom ist wollender Nihilist aus tiefer Lust nach einem beständigen mehr als Mehrwert seiner eigenen Verwertung. Das stets relative »mehr« ist im Willen zum Mehrwert dabei sein absoluter Wert und Maßstab. *Wer* wollte die Ökonomie schon opfern und *welchem* Gotte gar als Morgengabe darbringen, zu *welchem* Nutzen und Zwecke auch immer, um dann nicht »mehr« zu wollen? Und vor allem: Durch *welchen* Willen sollte das dann erwirkt werden? Etwa durch den *ziellosten Nichtwillen*?

Kein Wille kann den Nichtwillen wollen, alles bleibt ein Willensakt. Das reale Nichts gegenständlicher Wirklichkeit ist das ökonomische »mehr«. Dieses »mehr« ist rein relativ und wollend zugleich zu jeder vorstellbaren Wirklichkeitsausprägung. Alles kann wirklich gewollt werden, aber ein nicht »mehr« kann nicht gewollt werden. Es kann nicht wirklich von einem Willen gewollt werden, der Wirklichkeit bejaht und sich dann auf diese notwendig als Faktum bezieht. Diese etwas komplizierte Formulierung benennt das Mehrwertprinzip hier in der alten Sprache der Ontologie. Ein Mehrwert muss in seinem künftigen Werden immerzu gewollt und damit auch sich steigernd sein. Eine wertvolle Wirklichkeit können wir wie in der Physik nur ähnlich der Entropie denken, aber noch strenger als diese. Sie kann nur eine Weile scheinbar anhalten, dann aber muss sie sich weiter steigern, neue und damit weitere Zustände von Unordnung schaffen, deren bestimmende Ein- und Zuordnung wiederum eine gesteigerte Grundlage für einen neuen Entropieschub verfügbar macht. Wirklichkeit schafft immerzu neue Zustände. Ökonomisch begreifen wir diese Zustandsvermehrung als sich steigernde Warenwirtschaft. Waren sind die vorgestellten Gegenstände des Wachstums. Ein Wachstum kann sich reduzieren, auch degressiv und depressiv verlaufen, aber niemand will das als Realität anstreben. Wertreduzierung ist eine Krise, eine *κρίσις* (*krisis*), die zur Entscheidung zwingt. Kritik stammt von Krisis und das Handeln ist auf ein entschiedenes Bestimmen im Urteil des Verstandes angewiesen, wenn es dieser Krise begegnen will. Als Instrument der Vernunft bewertet der Verstand in einer Krise das wirklich Wertrelevante. Krisen erzwingen *Grundurteile*, dann folgt der neue Schub hin zu neuer Wirklichkeit, zu weiterem Mehrwert.

Ein Mehrwert kann sich ebensowenig wie Entropie im System Wirklichkeit reduzierend auflösen. Wirklichkeit ist an die in ihr wirkende Kraft gebunden, beständig neue Gegenstände zu produzieren. Eine stillstehende Wirklichkeit existiert nicht. Ohne eine Mehrwertsteigerung gäbe es keine weitere Wirklichkeitsentwicklung. Das kraftvolle Wirken zur jeder vorstellbaren Erscheinung von Wirklichkeit kann nicht willentlich angehalten werden ohne die Wirklichkeit insgesamt auszulöschen. Letzteres steht heute in der militärischen Macht des modernen Menschen, aber sein Wert und sein Wille zum Mehrwert halten ihn davon ab, seine eigene Wirklichkeit final selbst auszulöschen. Eine Auslöschung kann auch nicht systemimmanent vorgestellt werden. Das Nichts bleibt auch hier unvorstellbar.

Die Wiederkehr von produzierter Wirklichkeit als Perpetuierung des Mehrwertes ist der Maßstab künstlich geschaffener Wirklichkeit. An ihr richten wir Künftiges als Neues einer noch wertvolleren Wirklichkeit aus. Das ist kein kosmologisches Prinzip, es ist ein ökonomisches. Dies hat Nietzsche noch nicht gesehen. Die tiefe Lust, die Ewigkeit will, ist die Perpetuierung einer Wirklichkeit schaffenden Mehrwertsteigerung. Diese Wirklichkeit will immer mehr und immer wertvoller werden, anders lässt sich eine Verwertung nicht wollen. Das Wissenskapital will immer mehr Wissen akkumulieren und dieses Wissen muss immerzu weiter fortschreiten, um es wiederum noch wertvoller, noch effizienter verwerten zu können. Wir nennen das aus Gewohnheit wissenschaftlichen Fortschritt oder Wirtschaftswachstum, was etymologisch Werte-Wachstum heißt. Kein Glauben kann diesen Willen zur Mehrverwertung von Wissen als Form des gegenwärtigen Kapitals umkehren. Revolution als Willensumkehrung (*revolutas*), wie Marx es gesehen hatte, oder eine Umwertung, wie Nietzsche es wollte, bleiben bloße Vorstellungen in und von einer werthaltigen Wirklichkeit. Gegen das Wissenskapital kann der Verstand nicht vernünftig urteilen. Wer wollte schon gegen den Zuwachs von Wert und Wissen sein? Wie sollte eine solche Entgegensetzung ihre Begründung gegen den Grund dieser Wirklichkeit finden?

Aber Nietzsches Theorie gibt auch in der Kritik selbst den hoffnungslosen Nihilisten noch Hoffnung. Selbst er bleibt ein Philosoph mit einer beglückenden Idee, wie andere zuvor, wenn auch deutlich anders. Wenn alles verschwindet in der Auslöschung jeder Erinnerung, die sich doch wiederholt – ewig, ewig wieder und wieder erneut, dann ist jedes Werden ein sinnloses Werden, dem es buchstäblich nichts nützt, wenn ihm irgendein Zweck und Ziel unterlegt oder hinzugegeben werden soll. Hier, gerade hier hat Nietzsche selbst geschwächelt! Der Sinn unserer Sinnlichkeit könnte sich dann nie erfahren, niemals erkennen oder sich eben doch in der Wiederholung wiedererkennen als sein eigenes Werden. Kein Wille wäre verständlich, kein Instinkt anschaulich. Mithin

würde auch ein sinnvolles Leben dann und dadurch sinnlos, wenn es eine »Umwertung aller Werte« herbeiführen könnte, die es aber nur im beharrlichen Tausch und Austausch gegen stets *mehrwertige Werte* zu verändern hätte.

Die Ökonomie hat auch Nietzsche eingeholt. Sein Ruf nach dem Wert, der das Leben zuletzt entscheidet, ist die alte philosophische Absicht, qua Abstraktion (*abstrahere*, absehen, entfernen) von der Unmittelbarkeit der Sinnlichkeit dem Leben doch noch einen *bestimmten* Sinn einzuhauchen. Bei Nietzsche wird das Leben nun zum letzten Wert ausgerufen. Wozu? Wozu um alles in der Welt? Alles Leben ist *wertlos*, bis wir es *wertvoll* zu seiner und d.h. unserer Verwertung machen. Nur der Mensch will ein wertvolles Tier sein. Dies ist der Kraftakt des realen Künstlers. Sein Werk, sein *εργον* (*ergon*) ist der reale ökonomische Mensch, nicht der ideelle philosophische Schögeist oder gar nur der bloß religiöse Schwärmer.

Nur das Leben ist sinnvoll. Leben ist mit Sinn zugleich und jedes Zugleich ist ein sinnvoller Augenblick. Eine ungleichzeitige Sinnstiftung ist im Leben nicht sichtbar, sie ist nur antizipierend und unsichtbar vorstellbar. Das mag kein Priester einsehen, es würde ihm den Grund *seines* Daseins entziehen; er könnte keinen Sinn mehr finden oder erfinden, der sich dem Leben oktroyierend unterlegen ließe als Zweck des Daseins gegen eine bloß unbezweckte Sinnlichkeit. Religionen würden buchstäblich grundlos und als Sinnstifter ohne Halt ihren kardinalen Zweck verlieren, nämlich der Metaphysik eine sinnvolle Wertigkeit einzuhauchen. Aber diesen Zweck benötigt die Metaphysik nicht mehr. Das ökonomische Mehrwertprinzip ist längst ein autarker Zweck, es dient nur sich selbst und ist selbstgenügend und autonom in seiner expansiven Entfaltung. Es benötigt keinen Segen im Namen einer eingebildeten Gottheit und ihrer Fetischoffiziere mehr. Der Mensch hat sich zum Wert seiner Verwertung gemacht und will davon immer mehr. Kein Mensch will weniger wert oder wertlos sein! Die heutige Welt unterliegt nicht der Möglichkeit der Umwertung von Werten, die auch Friedrich Nietzsche nicht explizieren konnte. Das ökonomische Mehrwertprinzip bestimmt den realen »Willen zur Macht«. Es wertet und bewertet alles, was ist. Hier hat die reale Ökonomie die alte Ontologie nicht nur eingeholt, sondern überholt.

Die »Welt« ist nichts anderes als das Kunstwerk künstlicher Werte! Natur kennt keine Welt und keine Werte. Das Universum kennt keine Geltung und kein Geld. Natur begründet auch keine Prinzipien oder Ursachen. Prinzipien liegen in unserem Universum als sichtbarer Teil der Natur erst mit uns als Frage nach der Ursache vor, wie die Formen, in denen wir diese Begründungen fassen und uns in diese Fassungen eingewöhnen. Jede Kritik der Natur ist eine Selbstkritik unserer Welt, die wir als Wirklichkeit voller Werte selbst ausgestaltet haben. Keine

Kritik würde mehr als Kunst zur Entscheidung und zur Trennung von Unterscheidbarem gebraucht, das meint Kritik als κριτική τέχνη ursprünglich, denn sie bezieht sich auf das, was Welt bedeutet, wenn wir diese als primäre Trennung und Unterscheidung von Natur (φύσις) und den *Geld- und Geltungszusammenhängen* (νομισμα, *nomisma*) unserer Welt, den Natur nicht kennt, aufgeben würden. Das aber ist unvorstellbar und unwirklich. Kritik ergäbe keinen Sinn, wenn es keinen Zweck gäbe, den es zu erkennen und zu bestimmen gelte von und in einem Leben, das doch Werte benötigt, weil es sich sinnlich nicht anders begreifen und verstehen will und nur wertvoll und zweckhaft erkennen und dann auch wollen will. Kritik scheidet zuerst das Sinnliche vom Nichtsinnlichen, aber als Werkzeug der Sinne bleibt es Instinkt. Der Instinkt liefert aber keinen Maßstab, kein Maß, nichts Vergleichbares. Ohne das Metaphysische fehlte jeder Maßstab, selbst der einer völligen Sinnlosigkeit, aber genau diese lässt sich nicht denken! Das Denken ist immer ein Sinn in sich, wie das Leben auch. Es muss kein Zweck oder Ziel hinzuerfunden werden, nichts ist umzuwerten. Aber die Werte sind nun bereits im Spiel und dieses Spiel heißt Theorie und das meint ein Anschauen des Unsichtbaren oder in der jedem verständlichen Alltagssprache formuliert: Ökonomie.

Das ewig erscheinende Unsichtbare ist die Ökonomie
des Wissenskaptals als Theorie des Mehrwerts.

Sie ist der Wille des Allgemeinen und
der Nutzen aller Wissenschaft

Wollten wir die Schwere des Gedankens des Mehrwertprinzips bejahren und ihn nicht aus Gewohnheit ablehnen, um uns doch wieder erlöst selbst zu trösten, dann bricht die Wertfrage erst als Tausch- und Austauschprozess und damit als ökonomische Frage des *Grundes und des Wertes* der Philosophie und der Religionen auf. Der Mensch will wertvoll und verwertbar sein. Das ist sein tiefster Wille. Ein wertloser Mensch will der Mensch weder werden noch sein. Das scheint das menschliche Vermögen zu *übersteigen*. Dieser Wille bleibt unmenschlich unvorstellbar.

Nur ein übergroßer Zarathustra wäre stark genug, um diesen Gedanken zum Willen seines Wollens ohne Wollen, zum Wert seines Willens zu machen, diesem sinnlosen Werden, also einem Werden ohne Zweck und Ziel, noch seinen Willen aufzuprägen und diesen damit willentlich unwillentlich zu machen und damit als wertlos zu stempeln! Alle Werte zu entwerten, hieße dann sein Programm! Dann wäre der Nihilismus sinnloser Werte grundlos. Das kann der Mensch aber *als* Mensch nicht wollen.

Nur der fiktive Übermensch kennt den Sinn nichtiger Werte aus dieser Einsicht des Augenblicks tiefer Unendlichkeit ewiger Wiederholung, verstanden als wertloser Wille zur Macht freier Ohnmacht: also zur Sinnlichkeit, d. h. ohne ein Aber, ein Warum und Wozu, ohne die Frage: wohin dann ... und zu welchem Zwecke? Nur er könnte dem sinnlosen Wollen noch willentlich befehlen: dank seiner Tugenden, nicht Werte! Diese Nichtwerte sind dann nur leibliche Tugenden, keine metaphysischen mehr. Dieser Wille ist Natur pur. Nietzsche begreift ihn jedoch noch metaphysisch als Willen zur Macht, als das tiefe Ja-Sagen zum Unabänderlichen ohne Hoffnung auf Erlösung, aber als Nichtentsprechung des bloß leidigen Sterben-Müssens ohne Hoffnung auf einen Sinn, der Zweck dieser kosmologischen Verfügung wäre, aber eben doch als wertendes Wollen um der Stärke willen. Nur der positive Wille zum Wollen wirklicher, aber nichtiger Werte gibt dem Leben den Halt als Augenblick einer gegenständlich vorgestellten Wirklichkeit. Keine Wirklichkeit bleibt, auch ihre Werte nicht, nur die Vorstellungsform von Wirklichkeit und Werten erscheinen unverwüstlich. Wenn diese produktive Kunst das Credo des Menschen ist, stiftet er seinen Sinn selbst.

Ein sinnstiftender Gott wird dann nicht mehr benötigt. Die Not dieser sinnlosen Flucht vor der ewigen Wiederkehr des Immergleichen, die der religiöse Mensch sich tröstend vorstellt, ist als sinnloses Erkennen des ewig erscheinenden Unsichtbaren überflüssig. Die Metaphysik scheint besiegbare. Allein: der Schein bleibt! Der Wert ist dem Menschen als Menschen inhärent. Die Ökonomie des Wissenskaptals ist sein stärkster Wille. Niemand kann ein Nichtwollen, ein »nicht mehr einen Wert oder ein Nichtwissen« wollen. Das Wollen ginge im Willen verloren, was niemand will und wollen kann. Die Selbstverwertung des Menschen in seinem Streben nach immer mehr Wissen schafft die Perpetuierung des Wertes als dieses sich steigende Wissen-Wollen. Dies macht den Menschen und sein Wissen immerzu wertvoller. Nur der wertvolle Mensch ist wirklicher Mensch. Nicht alle Menschen sind gleich – ist das Motto des Wissenskaptals: der »mehr« wissende Mensch ist der wertvollere Mensch. Das ist die reale Gleichung unserer Epoche.

Aus diesem Grundgedanken heraus erscheint die jüdisch-christliche Ideologie als eine sinnlose Moral einer schwachen und an sich selbst leidenden Einbildung des Lebens, die Nietzsche »*décadance*« genannt hat. Ihre ewigen Werte und ihre eschatologische Erlösung sind Trugbilder. Diese Trugbilder sind dem Verfall geweiht, das ist der passive Nihilismus den Nietzsche zugleich als den schleichenden Zerfall der Erkenntnistheorie sieht, er nennt diesen den heraufziehenden europäischen Nihilismus. Es ist das verzweifelte Festhalten an nichtigen Werten unzeitiger Vorstellungen, ein Denken ohne Grund in der Zeit selbst, das den »Hinfall der kosmologischen Werte« nicht aufhalten kann und will. Es ist ein sinnloses Beharren, ein Nihilismus aus Einsichtsunfähigkeit.

Die Wissenschaft selbst wird die Entwertung dieser Werte bewirken, indem sie alles entwertet im Namen des Glaubens an einen unaufhörlichen Erkenntnisfortschritt. Dieses Geschäft besorgt der Positivismus des Glaubens an wissenschaftliche Wertsetzungen und ihre »objektiven« Maße. Diese Wissenschaft ist das Grundprogramm des Nihilismus, wie Nietzsche ihn denkt. Diese Wissenschaft glaubt zunehmend nur noch an das Wirkliche und damit an ihre eigenen Zwecke und deren Produkte. Ökonomisch gewendet glaubt sie an die Selbstverwertung des Wissens ihrer eigenen Produktion als selbsterfüllende und mehrwertige *Glückseligkeit*, die als alte εὐδαιμονία (*eudaimonia*) sich selbst zur autarken Substanz und zum Prinzip erkoren hat. Diese Wissenschaft »blinzelt«, wie Nietzsche den »letzten Menschen« sprechen lässt, sie glaubt, sie habe ihr »Glück gefunden«.

Aber genau dieses Grundproblem lässt sich, wie gezeigt, sehr wohl auf dem Boden der Wissenschaft erkennen und thematisieren. Der wertvolle Mensch ist *Ökonom*. Er wertet, bewertet und entwertet. Er blinzelt und weiß um den Wert seiner eigenen Wertigkeit und den der Wissenschaft. Sein Glück und die »Idee des guten Lebens« werden ökonomisch bewertet. Das ist sein fester Wille. Und niemand will Nichtökonom sein oder entwertet werden.

Der Ökonom und nicht der Übermensch hat die Philosophie *be-erbt*, die Religion *entwertet* und hat die Moral von *gut und böse* nicht mehr *nötig*. Wissenschaft als Vermögen zum Kapital ist unser wirklicher Glaube. Wahrheit ist heute ein bloßer Tauschbegriff. Er wird an ökonomischer Effizienz gemessen. Was nicht effizient ist, wird ausgetauscht. Die einzige allgemeine Weltsprache ist die des Geldes. Sie hat Welt-Geltung. Der gemeine Wille ist nur der ökonomische, als bedingter Wille mit unbedingter Allgemeinheit, als alltägliche Wirklichkeit. Diese Werte gelten *überall*, soweit wir die Welt der Dinge ins Universum exportieren. Ein Nichts existiert in der Natur nicht. Natur erscheint nur in Übergängen und Zustandsänderungen von Energie und Materie, die stets *zugleich* sind und sich doch vielfältig konkret mutierend verändern, sich bewegen, aber keinen Anfangsgrund preisgeben. Das Nichts existiert nur als Vorstellung in der Unsichtbarkeit nichtiger Werte als metaphysische Anschauung. Diese machen das Leben erst wertvoll und sie stiften die Welt als Wirklichkeit. Werte werden immer nur getauscht, kein Nichts tritt an die Stelle des Wertes unseres Wissens. Mehr weiß das Wissen nicht.

II. Horizont: Die Deklination und die Vektoren der Tauschlogik

4. Der sprachlogische Vektor: Wort – Sprache – Voice – Datenschweigen

Über die Entwicklung zur Sprachlosigkeit analoger »Biosysteme« in der Epoche des Voice-Managements¹

Der Titel selbst ist – im historischen Vergleich – Ausdruck einer Zeitenwende. Vektor, Daten und Voice-Management sind moderne Begriffe der Wissenschaften, sie sind nicht mehr »sprachlich« im ursprünglichen Sinne der Bedeutung von Sprache als biologisch gegebene Mit-Teilungsform.

Mit Entwicklung zur Sprachlosigkeit ist ein Entwicklungsprozess zur *Umdefinition des Menschen als analoges Wesen* gemeint, natürliche Sprache befindet sich in einem Bedeutungsverlust. Technische und mathematische Symbole werden sukzessive zu neuen Universalien unserer Kommunikation. Im Alltag bemerken wir das nicht ausdrücklich, obgleich jeder hier dieser neuen Dominanz unterliegt und an ihr mitarbeitet.

Wir haben diese neuen Begriffe und Sprachformen wissenschaftlich-ökonomisch, also künstlich geschaffen. Die Natur kennt weder Daten, noch irgendein Management von Sprache. Das Management von Sprache, das »Voice-Management«, versetzt aber das »Sprache habende Tier« (*zoon logon echon*; Aristoteles) in die Lage, sich hinter diese alte Definition zu bringen. Philosophisch gesprochen bedeutet dies, Sprache aufzuheben. Gemeint ist damit, Sprache auf eine andere Ebene zu transferieren, sich aber zugleich auch von dieser Ausgangsorientierung zu entfernen.

Technischer Fortschritt ist zugleich auch ein räumliches Ereignis, eine Distanzänderung und immer eine zeitliche Relativität der jeweiligen Realität. Menschen können sich im Unterschied zu anderen analogen Lebensformen selber von *sich* wegbewegen. In diesem Sinne ist technischer Fortschritt immer auch eine Selbstdistanzierung. Das wird nur allzu oft übersehen.

Diese Form der Selbstdistanzierung kreiert den physikalisch-mathematischen Abstand des sprachlogischen Vektors zur Kausalität des heutigen Voice-Management. Im Klartext: Nur die natürlich gesprochene Sprache verbleibt »am Ort« in einer quasi-Gleichzeitigkeit. Sie ist angepflockt an den Raum der lokalen Örtlichkeit. Sprache als Voice in

¹ Vortrag vor IT-Managern & Wissenschaftlern im Kloster Andechs, Wintersemester 2015/2016

Form von Daten hingegen ist tendenziell universell ausgerichtet. Sie ist Teil eines Vektors mit unübersichtlichen Koordinaten. Sie ist noch hörbar, wo nie ein Mensch war und wo er wohl auch nie hinkommen wird, nämlich an den »selben Ort« dieser Voice-Daten, dies geht auch physikalisch nicht wirklich. Dieses Phänomen ist eine sehr konkrete Form des modernen Datenschweigens.

Universalität der Sprache ist auch ein physikalisch-mathematisches Abstandsphänomen, nicht mehr nur ein ökonomisch-philosophisches Verständigungsmoment, wie zu Beginn des wissenschaftlichen Aufbruchs.

Eine weitere Ebene ist die Mit-Teilung durch Daten. Daten sind physikalische Impulsergebnisse mit bestimmten Koordinaten, also Raum-Zeit-Bewegungen innerhalb eines Richtungsvektors. In der alten Sprache der Nachrichtentechnik sind die mobilen Daten die Anfangs- und Endzustände (Ein- und Auslenkung), die zwischen einer Quelle und Senke als Welle oder Schwingung mit fixer Orientierung bewegt werden. Mathematisch wird dies in der Grundstruktur einer Sinusfunktion dargestellt. In der klassischen Physik gilt hier das lineare Wellentheorem, in der Quantenphysik sind diese glatten Linearcurven durch Unschärfe gekennzeichnet. Quanten lassen sich nicht scharf (exakt) zur gleichen Zeit am selben Ort bestimmen. Teilchen und Wellen sind nicht gleichzeitig räumlich zusammen, sie sind durch Abstände voneinander distanziert. Werden diese Wellen durch Schwingungen einer Sinuskurve dargestellt, durchbrechen diese die glatte Linearität in ihrer kontinuierlichen Ästhetik. Die Partikel bei der Ein- und Auslenkung sind in dieser Blickrichtung am jeweiligen Ort nur stochastisch vorzustellen. Die Mathematik der Wahrscheinlichkeiten tritt hier an die Stelle exakt-kausaler Gleichungen.

Die konventionelle Physik der Nachrichtentechnik war anders vorgestellt. Das alte Telefonat ist (war) die *Fern-Stimme*. Diese doppelte Vermittlung war noch klar oder unklar, präzise oder unscharf, je nachdem wie die analoge Mit-Teilung in ferner Reichweite als Wellenlänge moduliert und decodiert werden konnte. Analoge (natürliche) Sprache wurde auch analog vermittelt. Ungleichzeitige Raum-Zeit-Phänomene und ihre Wahrscheinlichkeiten wurden auf »einem Draht« nicht thematisiert.

Das Gemeinte und das Verstandene stellte sich deshalb als ein doppelter Prozess aus Modulation und Dekodierung einerseits und dem entfernten (*tele*) Verstehen des Verlautbarten (*phone*) andererseits dar. Wellenträger und Modulation waren in der Frequenz noch harmonisch aufeinander abgestimmt. Durch Modulation und Demodulation der Frequenz konnte Sprache auf oder durch eine Trägerwelle hörbar gemacht werden. Das analoge Verstehen galt als kardinaler Maßstab. Motto: »Ich habe verstanden«. Das war auch eine philosophische Aussage des Ichs.

Modulation und Demodulation entsprachen der biosystemischen Sprech- und Hörwirklichkeit. Eine modulierte Frequenz war im wahrsten Sinne noch als *Analogie (analogia)*, d.h. als Entsprechung (später *relatio*; *Relation* genannt) vorgestellt. Jeder (alte) Radiohörer oder Sprechfunker kennt diese Varianten eines Semi- oder Vollduplexverfahrens noch, so wie Nachrichtentechniker ähnliches noch vom Fern-Sprechen wissen.

Auch die *Zeitlaufdistanz* war hörbar im *Raum*. Analoge Kommunikationstechnologien waren noch Ent-Sprechungen ihrer biosystemischen Quellen und Senken. Das lässt sich heute nicht mehr so einfach behaupten. Moderne Datenkommunikation ist nicht hörbar. Der analoge Bezug zu uns muss heute erst wieder hergestellt werden. Von Natur her verstehen wir überhaupt keine Daten. Das macht den kardinalen Wendepunkt des analogen Biosystems in seinem Vektor aus. Sprache ist zum Abstandsphänomen des analogen Biosystems geworden (»Sprache habendes Tier«). Mit neuen Distanzen entstehen auch neue Kausalmöglichkeiten anderer Wirklichkeiten.

Der alte Zustandsgedanke eines ruhenden Selbstverständnisses mit klarer Richtung lässt sich in der volldigitalen Kommunikation so nicht mehr aufrechterhalten. Daten sind nicht mehr per se richtungsgebunden, ihr Vektor ist unklar und unscharf zugleich und ruhend ist nur eine Fixierungsvorstellung des alten analogen Biosystems Mensch, weil dieser noch in alten Ich-Identitäten vorstellt. Längst aber wird diese seine Identität durch Daten koordiniert. Datenkoordinaten bestimmen zunehmend Identitäten. Das analoge Biosystem Mensch entwirft sich immer deutlicher durch Datenkoordinaten, weniger durch sprachliche Feststellung. Der Identitätsbegriff wandelt sich damit deutlich.

Ökonomisch gesprochen ist der Ich-Verwertungszweck vom physikalisch-mathematischen Richtungsvektor der Datenbewegung dekliniert. Das kannten vorgängige Epochen überhaupt nicht und diese Entwicklung nimmt immer mehr an (rasanter) Fahrt zu. Im Klartext: Was Sprachdaten – alles – bezwecken können, ist nur äußerst unscharf und unklar bestimmbar. Sprachdaten werden zu komplexen Steuerungsinstrumenten. Das moderne »Sesam öffne dich« ist bereits (teil-)verfügbare Realität. Mensch-Maschine-Schnittstellen werden unter 4.0-Szenarien deutlich zunehmen und mit künstlicher Intelligenz angereichert werden. An die Stelle ontologischer Interpretationen von Sprache und Denken treten mathematisch-physikalische Anwendungen ökonomischer Zwecksetzung. Ökonomisches Interesse dekliniert diese Möglichkeiten hin zur relativ realen Realität. Daten vermitteln dem analogen Biosystem zunehmend, was dieses als real wahrnimmt, denn anders findet in einer datenvermittelten Realität diese tendenziell nicht mehr statt. Eine datenvermittelte Realität ist eine unscharfe relativ reale Realität.

Gesprochene Sprache steht der Datensprache nicht mehr kongruent gegenüber. Unterschiedliche Realitäten bilden eine relativ reale Realität. Datenkommunikation ist nicht gleich (=) computerisierte Kommunikation. Sie ist auch räumlich und zeitlich von natürlich gesprochener Sprache different. Diese Abstände bilden sich weiter aus.

Analoge Raum-Zeit-Bezugsbedingungen gelten nicht mehr als wirklich notwendige Wirklichkeitskonstitution für diese Daten. Der Begriff »virtuelle Realität« steht exemplarisch dafür. Das ist vielleicht die bedeutungsvollste Wende der Sprachgeschichte überhaupt. Mit der Digitalisierung von Sprache (und Bildern) wird diese auch sich selber im ihrem Ursprung notwendig fremd, Bild und Sprache treten weiter auseinander. Sprachliche Ab-Bildungen erhalten eine neue und andere Bedeutung. Sprache ist keine Gleichung mehr für Menschsein. Diese alte These lässt sich nicht mehr halten.

Nicht Mutationen natürlicher Wortbedeutungen oder partieller Syntaxregeln bestimmen primär unser (künftiges) Sprachverständnis. Was der Verstand als logisches Instrument beurteilt, vollzieht sich nicht mehr genuin im Horizont *seines* Datenvektors. Stattdessen lassen modulierbare und modulvariierte Sprach- beziehungsweise Wortvarianten ganz neue und nicht mehr an analoge Entstehungskontexte gebundene Verständnisse zu, die sich nicht mehr schlüssig an natürliche Wortgeber rückbinden. Datenkommunikation ist keine analoge Selbstspiegelung (mehr).

Ein Beispiel: Das Wort App ist noch sprachlich rekonstruierbar verständlich, aber anders als der Begriff Auto ist kein eindeutiger Zweck mehr damit präzise bestimmbar. App steht zwar nicht für »alles«, kann aber für tendenziell jede Datenapplikation verwendet werden. Es ist kein *trennscharfer* Kategorienbegriff mehr. Analoge Worte und reale Datensprache treten zunehmend auseinander. Daten sind keine notwendigen sprachlogischen Entsprechungen mehr. Das war früher philosophisch nicht vorstellbar.

Daten können nahezu beliebig *analoge* Raum-Zeit-Bedingungen hintergehen. Für sie gibt es kein konkretes Anfangs- und End-Zustandsparadox eines einseitig bestimmten Telos mehr. Hier zeigen sich die deutlich anderen Möglichkeiten unserer Epoche bis hin zur virtuellen Realität im Unterschied zu allen Vorepochen. Das *Wesen der Kommunikation* in der philosophischen Sprachbedeutung ist zunehmend das Unwirkliche, das artifiziell Datenlogische gilt hingegen zunehmend als das Selbstverständliche, sodann als das eigentlich Natürliche. Wer in einer digitalen Kommunikationswelt aufwächst, hat kein analoges Störempfinden mehr gegen diese relativ reale Realität. Cyber-Freaks denken nicht kritisch reflektierend gegen diesen Vektor, sie nutzen tendenziell alle technisch-ökonomischen Varianten dieser digitalen Realität, »wie von Natur her«. Physik ist nicht mehr der alte Begriff der philosophischen *physis*. Diese Realität ist neu und künstlich und wird

immer relativer. Technischer Fortschritt bleibt der Entropie der Physik weiter verpflichtet, dafür sorgt insbesondere das ökonomische Mehrwertprinzip.

Wesenheiten erscheinen uns in dieser Datenwelt dann wie Worte á la Hexensabbat. Der sprachlogische Datenvektor gewinnt an Geschwindigkeit, er *überträgt* im doppelten Sinne unsere Sinnlichkeitsbedingungen auf eine nicht-sinnliche Datenwelt.

Diese Ebene kann die Mensch-Maschine-Kommunikation genannt werden, aber auch die Kommunikation zwischen Maschinen selbst und untereinander gehört dazu. Damit eröffnen sich zugleich über einen (technischen) Zeit-Raum-Vektor ganz neue Möglichkeiten sich mit-zu-teilen.

Vektor ist ein mathematisch-physikalischer Begriff, der eine Punktierung in der Bewegung mittels Koordinaten zum Ausdruck bringt. Koordinaten verschaffen uns Standpunkte zur Orientierung. Die Fragen »Wo bin ich?« und »Wie komme ich von A nach B?« werden durch Vektoren fixiert und als Richtungsangaben geklärt. In der einfachen Mathematik sind Vektoren fixe Standpunkte, in der komplexen Mathematik sind sie selber Ausdruck einer deklinierten und deklinierenden Bewegung. Solche Vektoren heißen Skalare oder Tensoren, diese geben mehr als drei Dimensionen, letztere viele (mögliche) Dimensionen an.

Das analoge Biosystem stellt natürlich aber nur in drei Dimensionen vor. Schon die Zeit als vierte Dimension zu den drei Raumdimensionen grenzt an unser Alltagsverständnis. Jeder »sieht« sich »ruhend« »fix« im Raum. Dies ist aber physikalisch nur eine bloße Fiktion. Das Universum und alles in ihm befindet sich ständig in Bewegung. Wollten wir uns gar als multiples Datenkonglomerat sehen (in *unruhigen* Quanten und Quarks etwa), wären wir alle überfordert, obgleich das der wissenschaftlichen Realität heutigen Wissens am ehesten entspräche.

In der Physik der Relativität sind mindestens vier Dimensionen in der Betrachtung, drei räumliche und die Zeit. Mehr als vier Dimensionen sind für unsere Anschauung nur noch mathematisch, nicht aber mehr sinnlich (sichtbar) vorstellbar. Dies gilt eigentlich schon für die vierte Dimension. In der heutigen Physik wird mathematisch mit n -Dimensionen gearbeitet. Multiple Raum-Zeitbezüge sind auch in der Kommunikationstechnologie bekannt. Das ältere Zeit-Getrennt-Lage-Verfahren, das zum *Time-division multiplexing* weiterentwickelt wurde, führt heute zu komplexen VOIP-Verfahren. Alle Verfahren vermitteln mit einem Gleich-/Ungleichzeitigkeitsfaktor räumlich getrennte Sprachkommunikation in multiplen Gesprächen gleichzeitig. Dies hat eine vielfältig gerichtete Sprachvermittlung, anders gesagt: einen *Voice-Vektor* technisch konkret ermöglicht.

Datenkommunikation ist *multizeitlich* strukturiert, sie hat keinen konkret gegebenen Ort als Raum mehr. Daten sind überall als reale

mögliche Realität vorstellbar. Daten können nicht eingesperrt werden. Sie sind zeitlich reproduzierbar und manipulierbar. In diesem Sinne sind sie überzeitlich und raumübergreifend.

Daten schaffen eine neue relativ reale Realität mit. Das alte analog gesprochene Wort konnte nicht mehr hinter seine Ausgangskordinaten gelangen. Motto: »Gesagt, gilt«. Das gilt für Daten so nicht.

Keine Datenkommunikation ist im engen Sinne gleichzeitig am selben Ort. Hier entspricht sie daher auch der Kernaussage der Quantentheorie. Das gilt für jede technische Sprache. Aber selbst bei natürlicher Sprache war und ist das auch nur vorstellungsbedingt der Fall, nur haben wir dies in unserer Identitätsvorstellung früher nicht bemerkt oder bemerken wollen. Das analoge Wort war in einem engen Horizont mit kleinem Abstand begrenzt. Das fiel als raum-zeitliches Abstandsproblem nicht weiter auf.

Hinter der Chiffre »Wort – Sprache – Voice – Datenschweigen« steckt also ein Bewegungsmoment und eine Tendenz als Vektor. Wort und Sprache unterscheiden sich durch die *Syntax*, also durch Regeln. Worte sind zumeist selbstverständlich, Sprache nicht (mehr) und Datenkommunikation kennt kein natürliche« Verstehen mehr.

Ein weiteres Beispiel: Der Ruf »Hilfe« (nur das Wort) ist klar und unscharf *zugleich*, aber doch sehr eindeutig in seiner Intention und Unmittelbarkeit. Der Satz »Ich könnte vielleicht Hilfe gebrauchen, wenn ich sie mal nötig habe.« bleibt allgemein unscharf, aber doch verständlich. Sprache relativiert und realisiert sich nur kontextbezogen, sonst wird sie zunehmend unscharf. Ein Wort ist unscharf ohne seinen Kontext. Kontexte sind daher Bezugsrahmen für Verständigungen. Datenverständnisse werden hingegen durch mathematisch-physikalische Methoden und deren Grenzwerte und Rahmenbedingungen verstanden. Bei einem Brand etwa ruft ein technisches System nicht »Hilfe«, es alarmiert auf Grenzwerte hin und zwar mit vorbestimmtem Vektor und einer intendierten Kausalität. Der nackte analoge Hilferuf ist als *causa* undeutlich und ohne erkennbaren Vektor. Der Alarm als Datenereignis muss nicht hörbar sein, ist dafür (in der Regel) mit klarer, kausaler Bestimmung sowie vielfältig interpretierbar nutzbar und nicht räumlich begrenzt. Er hat einen anderen Radius als das analoge Biosystem.

Dieser Daten-Voice-Vektor gewinnt immer mehr an Bedeutung. In der technischen Alltagskommunikation vollzieht sich daher ein bewegendes Moment der *Umdefinition des alten Menschenbildes* und zwar überall in unserem Alltag. Durch ein datenstrukturiertes Voice-Management werden analoge Biosysteme zu Relationsbezügen innerhalb einer künstlichen Datenwelt, in der sie dann aber auch zum vernetzten und letztlich nur noch beweglichen und austauschbaren Teilbaustein werden. Das kannten unsere Vorfahren nicht, für sie war Sprache etwas Göttliches: »Am Anfang war das Wort«. Nun steht am Anfang unseres

Alltags zunehmend ein datentechnischer Prozess mit seiner ökonomischen Zwecksetzung. In ihm widerfährt sich die Spiegelung aller Leitwissenschaften in ihrer deklinatorischen Kraft. Diese ändert diskursiv das Menschenbild vom analogen hin zum datenintegrierten Biosystem. Leben jenseits von Datenkommunikation wirkt heute schon unreal, zumindest in den hiesigen Gesellschaften. Dergestalt besteht ein bewegliches Abstands- und Standpunktproblem für alle Leitwissenschaften, das wir als Fortschritt erleben. Wobei Fortschritt auch eine Distanzgewinnung ist, ein Mehrwert als Wirklichkeitsentropie. Anders gesagt: Fortschritt ist die Standpunktbewegung durch andere Abstandsmaße.

Hier liegt die wohl größte Herausforderung von »voice as a data«. Es tangiert alle Leitwissenschaften und damit uns alle. Sprache war und bleibt auch ein Abstandsmittel.

5. Die Deklination oratischer Begriffe durch die Kategorien der Tauschlogik

Blickrichtung aus unserem Lebensraum in unsere Zeiträume – relative reale Realitäten überall

Alles ist tauschbar. Und alles ist austauschbar. Daher *ist* nur die *relativ reale Realität* (triple R) wirklich. Diese und nur diese ist unsere einzige reale und zugleich reelle Wirklichkeit. In einer beobachtbaren Perspektive multipler Möglichkeiten mit – quantenphysikalisch gedacht – auch irrealen und damit auch imaginären Möglichkeiten (mathematisch: negativ reellen Zahlen) gleichzeitiger anderer Realitätsverläufe in einem komplexen Gesamtvektor *Raumzeit* ist *jede beobachtbare* Realität nur relativ real. Dies folgt zum einen aus einer radikal weitergedachten Konsequenz der Relativitätstheorie Einsteins mit quantenmechanischem Zusatzwissen, das mit Heisenberg und Schrödinger begann und mit den heutigen Theoremen zur Vereinheitlichung dieser unterschiedlichen Denkansätze, wie denjenigen von Stephen Hawking oder Frank J. Tipler, fortgesetzt wurde. Zum anderen folgt dies aber *zugleich* auch aus einer präzise bestimmten *Logik der Ökonomie*, die erst alle Denkansätze in einen *Gesamtwirkungszusammenhang* der uns allen gemeinsamen, aber stets nur relativ realen Realität setzt, und zwar durch die *Kategorien der Tauschlogik*. *Ohne Ökonomie existiert keine Realität. Ohne Ökonomie ist nichts wirklich.*

Natur tauscht permanent aus und zwar methodisch als *produktive Destruktion*. Alle Naturzusammenhänge sind permanente Übergänge und Entstehungs- und Vernichtungsvorgänge von Energie in Materie und umgekehrt, Wechselwirkungen von Teilchen und Antiteilchen, Materie und Antimaterie, Interferenzen von Wellen und subatomaren Teilchen in komplexen Zuständen. Alles bleibt tauschend bewegt, Raum und Zeit ebenso. *Natur kennt keine fixe Identität.*

Das ist nur unsere – alte – oratische Interpretation. Natur produziert Individualitäten und zwar viele davon und keine bloß replikativen Muster vorbestimmter Nichtaustauschbarkeit. Natur zerstört diese Individualitäten aber ebenso wieder und produziert neue, andere, gleiche oder ähnliche Individualitäten. Dies ist nicht – sicher – planbar. Kein Eiskristall ist identisch mit einem anderen, keine DNA ist mit einer anderen unverwechselbar identisch. Kein Planet hat einen identischen Zwilling, nur ökonomisch vorgestellte Wertigkeiten sind identisch mit der Vorstellung eines Dritten. Diese Synthese ist der Preis einer Ware in Geld gemessen auf dem Markt als allgemeiner Austauschraum. Das

kennt die Natur nicht. *Natur kennt und hat keinen Wert. Ökonomie ist der bewertete Wertbestand jeden Wissens.*

Die Idee von einer fixen Identität gehört in den Bereich der Religion oder der Philosophie. Diese repräsentieren die deklinierte(n) Altmeta-physik(en), die vor der heutigen Ökonomie abwechselnd führend und herrschend war(en).

Heute ist nur die Ökonomie von *unbedingt herrschender Allgemeinheit*. Ähnlich wie die Gesetze der Physik als Wissenschaft der Natur eine stets überall im Universum und damit in Raum und Zeit geltende Logik behaupten, hat auch die Ökonomie eine kosmische Gültigkeit. Sie ist räumlich – wie die Logik der Physik – ebenso unbegrenzt, wie sie zeitlich nicht endend (»unendlich«) vorgestellt wird. *Ökonomie gilt als notwendig, ergo als kausal unabdingbar*. Darin steckt das Problem von Raum und Zeit als das einer schlechten Unendlichkeit in ihrer Unbegrenztheit. Aber auch die oratisch vorgestellte Identität ist nur eine Austauschware!

Das ist der Raum ökonomisch gegenwärtiger Zukunft, der *Tausch und Austausch von Identitäten zur Mehrwertsteigerung*.

Ökonomie vollzieht sich ähnlich der Natur als Tausch- und Austauschlogik. *Auch ihre Gesamtmethode ist die produktive Destruktion* und zwar von Werten zur Steigerung von Mehrwert. Dies ist die Richtung ihres Vektors. Diese Kraftrichtung ist als Vektor – ökonomisch – *unumkehrbar*, nur die Natur kann dies austauschen.

Der Gesamtvektor physikalischer und kausal gedachter Wirkungsenergie ist zunächst die zeitlich und räumlich gleichförmige, gleichgerichtete und gleichbleibend-lineare relativistische Äquivalenz von Energie (E) = Masse (m) mal (\cdot) Geschwindigkeit. Ihr Momentum ist der Impuls (p) und die Akzeleration (v) der Masse (m) zur Vollwirkungsenergie (E), die relativistisch als klassische kinetische Energie ($p = \frac{1}{2} \cdot m \cdot v^2$) in der Masse als »ruhendes« Potential derselben relativistischen Realität als in dieser inhärent vorhanden vorgestellt wird, ähnlich der Masse der Kugelenergie bei Newton. Diese bewegliche ($\chi\iota\nu\epsilon\iota\varsigma$, *kinesis*) und doch *relativistisch ruhende und zugleich veränderlich bewegliche Energie, die immer in Masse erhalten bleibt*, wird nun, und zwar im Quadrat (c^2) ihrer Akzeleration, wie bei Einstein (SRT und ART) an der Ausbreitungsgeschwindigkeit des Lichts ($c = 299\,752\,458\,m/s \approx 300\,000\,km/s$) im Vakuum als konstantes und absolutes Maß gemessen. Masse wird dabei ebenfalls dualistisch als ruhende und schwere Masse der relativistischen Gesamtmaterie vorgestellt. Der Impuls bewegt die Masse, bleibt aber selber, wie die Energie und die Materie auch, als Gesetz erhalten (Einstein, ART und so, wie die klassische Physik insgesamt).

Energie und Materie, diese am Licht gemessen, sind als *adaequatio est* nun mathematisch als ($=$) geschrieben. Die $\delta\nu\alpha\mu\iota\varsigma$ (lat. *potentia*, dt. Vermögen oder ruhende Kraft) und die $\epsilon\nu\rho\epsilon\gamma\epsilon\iota\alpha$ (dt. Energie) als

teleologisch vollzogene Wirklichkeit (εντελεχία, lat. *actus*) repräsentieren nun als *verwirklichtes Vermögen* das *Bewirkte* (εργον) als υλη = Materie. Dies ist die Physik der kinetischen Energie von Aristoteles und der nun *differential* wie zum Teil *imaginär* gedachten und dadurch von Einstein mehrfach komplex erweiterten Euklidischen Geometrie des Pythagoras ($a^2 + b^2 = c^2$). Insbesondere ist dies mit der Mathematik von Gauß und Lorentz (SRT) beziehungsweise der von Gauß und Minkowski (ART) sowie der Physik der kinetischen Energie und Mechanik von Newton und der relativistischen Blickrichtung von Galilei umgesetzt. All dies verbleibt in *einem kausalen und linearen* Horizont gegründet. Dieser wird nun als die Struktur unseres Universums als *adaequatio* zur Natur vorgestellt. Dies steckt alles (komprimiert) in der Kurzformel $E = m \cdot c^2$.

Die Natur erscheint nun als Gleichung, aber nicht als totes Gleichgewicht, sondern als ewig dynamischer Vektor mit einem (vorläufigen) Überschuss (Pseudo-Mehrwert, physikalisch Inflation genannt) an Materie und damit vorgängig an Energiepotenz, sonst wären Dichte und Masse, wie noch von Newton vorgestellt, ein Equilibrium und das Universum hätte einen (ruhenden) Mittelpunkt, der nicht evident ist (ART). Wir sehen stattdessen ein Universum sphärischer Deklination, werfen einen Blick auf die Krümmung einer kugeligen und einer vielleicht zweidimensional reduzierten Welt als Ellipse, die unserem Vorstellungshorizont linearer Beugung treu bleibt, die den Überschuss von Materie gegenüber der Dichte und den der Energie gegenüber der Materie kausal erklärt. Alles erscheint wieder im Lot, im rechten Maß. Raum und Zeit sind relativistisch im Verhältnis zueinander geradlinig gekrümmt.¹

$$\pi \frac{\sin\left(\frac{r}{R}\right)}{\left(\frac{r}{R}\right)}$$

Wenn aber gilt $R^2 = \frac{2}{\kappa^P}$, dann ergibt die Rechnung vielmehr, »daß sie (Anm.: die Welt) bei gleichmäßig verteilter Materie notwendig sphärisch (bzw. elliptisch) sein müßte. Da die Materie in Wahrheit im Einzelnen ungleichmäßig verteilt ist, wird die wirkliche Welt vom sphärischen Verhalten im Einzelnen abweichen, sie wird quasi-sphärisch sein. Aber sie wird notwendig endlich sein müssen.«² *Dem Gleichgewicht ist abgeschworen, der linearen Kausalität hingegen (noch) nicht.*

Einstein ist ein denkender Traditionalist, ein großer Erneuerer alter Paradigmen. »Die Wahrheit« ist für die Denker, was für viele Tiere die

1 Einstein, Albert (1988): *Über die spezielle und die allgemeine Relativitätstheorie*. 23. Aufl., Berlin: Springer, 72f.

2 Ebd., S. 75.

süße Honigfalle ist. Sie wurde noch nie zuvor als tauschbare Ware gedacht, wie dies hier der Fall ist. Wahrheit ist auch nur ein Austauschprodukt. Sie verleitet zum Absoluten, sie verleugnet den relativistischen Denkansatz in der Essenz, den gerade Einstein so genial befördert hat. Ihr Honig heißt *lineare Kausalität, ein bloßes Mittelmaß letztlich*.

Diese Idee der Wahrheit ist eine sehr alte *Idee von Maß und Mitte* (μετρο, *metro*), auch wenn dieses *Mittel-Maß* später – im kleingeistigen und wissensfeindlichen, daher volldekadenten »katholischen« Rom (katholisch als Begriff ist ein Plagiat aus der Kategorienlehre des Aristoteles und hergeleitet von καθ'ολον, was übersetzt so viel bedeutet wie »das allgemein Bestimmte des Ganzen«) – auf den Horizont einer platten Scheibe beschränkt war, und zwar durch einen geschäftstüchtigen sogenannten Stellvertreter Gottes und seine unfehlbare dogmatische Sendenergie. Galileo Galilei, der erste Relativist, hat der Physik und der Wissenschaft insgesamt ihre besudelte Ehre zurückerobert. Die antike Physik und Philosophie kannte diese Kugelstruktur allerdings bereits,³ bis dieses Wissen tyrannisch und brutal verboten und vernichtet wurde. Wir haben Grund, Galilei zu danken und wachsam zu bleiben! *Altes und neues Wissen schafft wertvolles Mehrwertwissen. Wissenskapital ist die Effizienz der produktiven Destruktion. Sie ist unsere ökonomische Produktivform.*

Dieses Wissen ist weder räumlich begrenzt noch zeitlich beschränkt vorstellbar. Energie kristallisiert Materie, in der sie ruhend enthalten erscheint und diese ständig und beständig bewegt. Unser Universum wird (noch) als expandierend beobachtet (Hubble). Raum und Zeit sind Folgen dieser Expansion (»Inflation«) in der Standardtheorie des Urknalls. Energie treibt Materie hervor, diese treibt den Raum hervor, an den die Zeit gebunden ist. Kein Raum, keine Zeit (SRT); keine Materie, kein Raum (ART): Energie und Materie sind äquivalent und relativistisch zueinander. *Die Produktion der Materie ist die energetische Destruktion der Singularität.* Dualismen sind real, aber eben nur relativ zueinander vorzustellen.

Wissen ist nicht in Raumgrenzen beschränkt, es verliert nur seine zeitige Wertigkeit. Wissen wird deklinatorisch abgeschrieben oder rekonstruktiv wieder aufgewertet, *reloaded*, um dem Zeitgeist zu schmeicheln. Wissen hat nur einen oratischen Raum und Beobachtungen finden nur in diesem statt. Kein Wissen ist als Wissen beobachtbar. Beobachtbar sind nur Ereignisse, wie die Physiker dies nennen und diese sind an ein Bewegtes gebunden, sonst ereignet sich nichts, was wir beobachten können. Physiker denken in *energetischen Vektoren der Richtungsbestimmung* solcher Ereignisse.

Denker unterscheiden präzise zwischen solchen Ereignissen der Beobachtung und deren *grundlegender* Interpretation. Letztere bezeichnen

3 Vgl. Platon (2007): *Phaidon*, 97 e.

wir als oratisch, d. h. *theoriebezogen*. Im Wort Theorie (θεορία) sowie im Verb *theorein* (θεορεῖν) ist das alte indogermanische Wort des anschauenden und produktiv hervorbringenden *opa* (altgr. *ora*) im Unterschied zum *eidetisch »beobachtenden«* *opaō* enthalten. Das altgriechische *opa* bedeutet unter anderem auch Zeit-Stunde, das spätere lateinische *ora* ist bereits in *beten* dekliniert (*ora et labora*, bete und arbeite).

Denkende Physiker wie zum Beispiel Galilei, Descartes, Leibniz, Newton, Planck, Einstein, Heisenberg, C. F. v. Weizsäcker, Hawking und F. J. Tipler usw. trennen die beobachtbaren Ereignisse strikt von der theoretischen Anschauung, bloße Wissenschaftstheoretiker ohne physikalisches Substanzwissen benötigen dagegen keine (eigene) Inhaltstheorie mehr. Sie mathematisieren die Ereignisse bloß als Theoriesurrogate. Physiker als Philosophen denken daher diesen Unterschied zur reduktionistischen Prädikatenlogik sehr genau. In anderen Disziplinen ist dieses Gesamtzusammenhangswissen disloziert, daher verläuft die Rückgewinnung dieses (zeitlich) vorgelaufenen Wissens eher schleppend und zögerlich, sehr zum Nachteil dieser wissenschaftlichen Disziplinen und ihrer Nutznießer. Ein platter Positivismus wirkt wie die *sprechende göttliche Wahrheit aus dem brennenden Dornbusch*, nämlich verwüstend für die Wissensakkumulation. Einstein hat Popper daher konsequent und kurzerhand abgefertigt.⁴

Aber die heute entstehende *Datenökonomie* bewirkt auch einen genaueren Differenzierungsgrad, da in diesen Daten Wissen gespeichert ist, ähnlich der potentiellen Energie als ruhender Materie. *Wissensökonomie dekliniert sich zunehmend in Datenökonomie*.

Wissensökonomie ist das verschränkte Wissen als physikalisch bewegte Energie in der bewegenden Bewertung durch die Ökonomie. Sie ist die Kohärenz von Physik und Ökonomie im und als dem neuen Datenmenschen der realen relativen Realität. Deren Dekohärenz ist auch die lamentierende Altmetaphysik aus Religion und Philosophie. Auch sie wird nun mitdekliniert und im neuen Gesamtzustand mitverändert, selber gebeugt und zum Austausch gedrängt.

Das Zeitalter der Philosophie geht (seit langem) seinem Ende entgegen, aber der Bedeutungszerfall wird nun offensichtlicher; die religiöse Orientierung ist relativ stabil – instabiler in ihrer Zerfallszeit, aber auch ihr Zerfall ist nicht zeitinvariant. Ihr Ereignishorizont ist räumlich umgrenzt, denn mit der Wissensökonomie und dem Datenmenschen beginnt ein neuer Abschnitt der Tauschlogik in der menschlichen Evolution. Diese Evolution ist technisch, also selbstgemacht und weder objektiv noch subjektiv, sondern allgemein-universell konstituiert. Indi-

4 Zum Briefwechsel beider vgl. Popper, Karl (2005): *Logik der Forschung*. 11. Aufl. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 414ff.

vidualitäten sind möglich, aber nur als Dekohärenz und Destruktion der alten Subjektivität.

Das Subjekt steht selbst zum Austausch an. Individualitäten bleiben, aber die Subjektivität als Identitätsmaske wird ausgetauscht in multiple und differente Datenrollen. Diese sind untereinander nicht identisch, aber sie sind durch die ökonomische Verwertbarkeit dekliniert, die über diese realen Möglichkeitspotentiale verfügt.

Unsere Begriffe, die künftig als reine Daten erscheinen, sind prinzipiell zeitlos. Ihr Raum ist quanten-klein, ihre Reichweite hingegen kosmisch-weit. Sie stehen jenseits eines bloßen Glaubens oder einer sozialkritischen Wissenschaftstheorie.

Raum und Zeit sind relativistisch zur *deklinierten Raumzeit* verkettet. Sie haben seit Einstein ihre philosophische *Eigenständigkeit* verloren, ebenso die ökonomische *Eigentlichkeit* als alte *Substanz* (ὑποκειμενον, *hypokeimenon*, dt. Zugrundeliegende) von Energie und Materie. Dieses Altwissen ist runderneuert, das *ökonomische Gleichgewichtsideologon* hingegen noch nicht. Es entgeistert die Lehrbücher immer noch, aber *warum eigentlich*?

Ökonomisch lässt sich ein Gesamtvektor in der metaphysischen Wirkungskraft als Markt (M) = Verstand (V) denken, deren imaginäre Materialität ungefähr dem Wissenskapital (BC = Braincapital) unscharf analog entspricht.

Im Alltagsbewusstsein wird der Markt noch als externer Raum und dessen zeitgegebenes Ereignis vorgestellt, Ökonomen dagegen verstehen unter Markt noch ein periodisches oder ad hoc auftretendes Raumereignis, etwa nach dem Muster von wuselnden Marktfrauen unter dem Glockenturm mit Warenständen und Hundegebell. Aber niemand in der Theorie wird davon aufgeweckt und aus der Lethargie dieses Gleichgewichts gerissen. Denn *hier* (zeitlich) treffen sich *doch da* (räumlich) Angebot und Nachfrage. So steht es seit ewigen Zeiten in den Lehrbüchern der Fachdisziplin. Dieses Raum- und Zeitverständnis kennt weder den Stand der Physikdiskussion der letzten hundert Jahre, noch die Bedeutung des Verstandes in der Blickrichtung des Denkens. Markt wird noch »natürlich«, das heißt ganz naiv *außerhalb* unseres Kopfes gedacht, ohne den wir allerdings *innerhalb* dieser Vorstellung nichts beobachten können. Ein tiefes ökonomisches und fundamentales *Missverständnis*!

Auch besitzt die Ökonomie *keine Materie* im physikalischen Sinne. Sie ist aber sehr wohl die Kraft, aus der der energische Wille als physische Kraft zum *imaginären Wert* und zum sich steigernden *Mehrwert als Strukturprinzip von Wirklichkeit* produktiv hervortritt und dabei altes Wissen, Glauben und Meinen unwillkürlich zerstören muss, um neuem Wissenskapital den Weg zu bereiten. Nur Wissen ist *ökonomisch* »raumgebend«, wie nur *Materie physischen Raum* schafft. *Wissen ist*

dabei immer zeitlich, aber unbestimmt endlich an Wissen gebunden. Ökonomie ist der Gegenstand des Gegenstandslosen.⁵

Gemeint ist hierbei nicht, dass die Ökonomie keinen Gegenstand hat, sondern dass ihr Gegenstand nur aus puren, reinen Verhältnissen, d.h. aus relativen Relationen ohne Materie besteht, als Wertbeziehung zwischen Begriffen und Kategorien.

Ein Wert entsteht durch die Preisdifferenz in der Identität des Markturteils mittels der Realisation der Vektorgleichung $\equiv \text{Ware} = \text{Geld} = \text{Preis} \equiv \Delta \text{ Geld}$ oder Mehrwert. Dieser Dualismus ist instabil und deklinierend wie die Interferenz und Frequenz einer Welle beim Auftreffen auf einen anderen Gegenstand. Der ökonomische Dualismus ist ständig unbeständig, also dekohärent, weil sich steigernd, aber stets gleichzeitig und ungleichzeitig. Er verformt sich nur in seiner Erscheinung als Wertzuwachs. Alles ändert sich tauschend mit.

Der alte Begriff vom *Sein* (εἶναι) wird nur noch zur Erinnerung an den Ursprung einer Ontologie verbleiben, die ihren Dienst bereits mit Heideggers Rettungsversuch in *Sein und Zeit*, als Irrversuch einer Metaphysik ohne Ökonomie und moderne Physik, als unzeitgemäß ausgehaucht hat. Das entspricht tatsächlich kurios der Urbedeutung des oratisch wichtigsten Begriffes der Metaphysik, dem der »Seele«, dem *Atmen und Hauchen beziehungsweise dem Aus- und Einatmen und dem beginnenden Ein- und finalen Aushauchen*, was aus dem indogermanischen atman stammend dem frühen altgriechischen ψυχή entspricht.

Diese biologische Tauschbedeutung und anfängliche Interpretation der Seele wird wieder in den Vordergrund rücken, denn eine Seele als Ankerplatz gegen Raum und Zeit und ohne den Mehrwert der Ökonomie zu denken, hat als Legitimationsrelevanz in unseren ökonomischen Zeiträumen keinen Lebensraum mehr. Ein Sein in seiner und dann jeweiligen sowie jemeinigen Zeit als ein methodisches Zurück, das explizit ausgerufen wurde von ihm als »eine Maxime [...]: ›zu den Sachen selbst!‹«. ⁶ Dies offenbart die volle Ignoranz der Physik seiner Zeit und die Naivität einer Seinsbestimmung als ein »Immer-schon-in-die-Welt-geworfen-Sein«, wie sie für einen Jesuitenschüler und späteren Studenten der Theologie angehen mag. Dem selbst vorgetragenen Anspruch der großen Denker entlockt dies aber eher ein Kopfschütteln und schmunzelndes Stirnrunzeln, mehr nicht. Die Philosophie als Epoche (*epochè*, von εποχειν = mittlerer Haltepunkt und Mittelpunkt des Denkens) ist hier abgeschlossen worden. Die Ökonomie hätte bereits an dieser Stelle übernehmen müssen, allerdings steht sie auch heute noch vor dieser

5 Vgl. Rosenthal (1986): *Die Gleichursprünglichkeit von Ökonomie und Wissenschaft*, S. 219.

6 Heidegger (1963): *Sein und Zeit*, § 7, S. 27.

Herkulesaufgabe und sucht ihren Halt weiterhin unentwegt in anderen Disziplinen, wie sie es paradigmatisch gewohnt und eingewöhnt ($\eta\theta\omicron\varsigma$, *ethos*) ist.

Auch die Seele, die sich heute noch als unaustauschbare Ich-Identität selber vorstellt, wird austauschbar. Eine ganz neue Epoche beginnt. Sie wird durch die kohärente Verschränkung von Physik und Ökonomie bestimmt. Philosophie spielt keine relevante Rolle mehr, Religionen nur noch eine inferiore. Auch Gottheiten sind austauschbar. Es sind bereits sehr viele von ihnen ausgetauscht worden, nur die Priester sind immer verblieben. Metaphysisch ist diese Dekohärenz der alten Identitäten als Metamorphose zu denken.

Physikalische Übergänge von energetischen Eigenzuständen in überlagerte Gesamtzustände kennen die Metamorphosen in ähnlicher Form. Ihr Signum ist die Superposition als nicht gestörte Überlagerung von sich überschneidenden Wellenfrequenzen, verstanden als Verschränkung differenter, aber realer Gesamtzustände: *Individualitäten ohne Subjektivität*.

Ökonomisch verhalten sich die Kardinalkategorien Geld, Ware und Preis als Kapital wie eine physikalisch mehrfach überlagerte Welle. Keine dieser Kategorien ist ohne die anderen *wirklich und wirksam*. Jeder Radiozuhörer hört seine modulierte Tonwelle als Musik oder Gespräch, diese ist aber *parallel und homogen verschoben* zur *differenten* Trägerwelle und doch »*zugleich*« »in eins« mit dieser, die der abgelenkte (deklinierte) Hörer jedoch nicht hört. Aber ohne diese Modulation der Trägerwelle würde er tatsächlich nichts hören. Erst die modulierte Amplitude bildet hörbar die Rundfunkwelle, denn ohne Trägerfrequenz wäre nur so etwas wie »Doktor Murkes gesammeltes Schweigen« (eine Kurzgeschichte von Heinrich Böll) zu hören, ein leeres Rauschen aus dem Raum *ohne zeitliche Information*.

So überlagert sich das Kapital aus Wissen zum Mehrwert des Wissenskapitals, das sich aus Vermögen und Vorwissen kontinuierlich dreht wie eine Welle als »Spin« in ihrer Vektorrichtung. Sie hat kein Sein als Sich-Sein, denn sie ist *immer geteilt und bewegt als kommunikative Mit-Teilung und dabei gedreht in ihrem Spin*. So sind (es) alle ökonomischen Kategorien in ihrer Bewegung auch. Die *Mit-Teilung* ist der Quasi-Vollduplex-Vektor (technisch: *full-duplex*; FDX) der traditionellen Marktkommunikation, die über die Technisierung zum Zeitduplex (TDD, *Time Division Duplex*) und zum MDD (*Multitime Division Duplex*) technisch immer unilateraler wurde (*effizienter*). Nun treten in der vektorisierten Datenökonomie komplexe Tensoren an die Stelle der bidirektionalen Ursprungskommunikation »natürlicher« Sprachgewohnheiten. Raum und Zeit sind längst zum technisierten Vorstellungsgegenstand geworden. In den Daten sind sie dekohärente Superpositionen ohne reflektierende Störsignale analoger Unschärfe durch

Unverständnis auf der Seite der vorstellenden Sinnlichkeit und deren stets unscharfer Interferenz. Daten sind reine Nichtsinnlichkeiten, sie »riechen« nicht und nichts mehr, sind dem $\nu\omicron\varsigma$ (*nous*) entzogen, der sie erzeugt hat. *Sie sind mathematisch reine Analogien der Entsprechung künstlicher Ereignisse der Natur.*

Sprechen wird in der Datenökonomie zunehmend zum Privaterlebnis dekliniert, das ist geradezu die Deklination des Logos-Mythos als Menschen-Bild-Definition der Philosophie, die von der Theologie gerne kopiert wurde, nun aber nicht mehr als Trägerfrequenz des Datenmenschen angesehen werden kann. Die Diskurstheatralik wird ökonomisch (so) nicht mehr gebraucht. Wellen als Mit-Teilungen werden komplexer.

Eine Welle ist »räumlich« in der Ausdehnung der Extrema ihrer Amplitude und »zeitlich« in der Periode ihrer Frequenzwiederholung im Verlauf ihres energetischen Vektors als gleichförmig-homogene Bewegungsrichtung mit der Grundformel $\lambda = \frac{c}{f}$ und zunehmend mit Heisenbergs quantenmechanisch gedachter »Unbestimmtheit des Impulses (Masse x Geschwindigkeit)« als $\Delta q \Delta p \gtrsim h$ zu $p \Delta x \Delta q \gtrsim h$ bestimmt. Wellenberge und Wellentäler werden durch Energiequanten (q) mit dem Impuls (p) gedacht, deren wechselseitige Grenzbeträge $\frac{\Delta q}{\lambda_0} = n$ die relative Unschärfe innerhalb des Paketes (gemeint sind Energiequanten) bezeichnen; außerhalb sollen die Wellen durch Interferenz kompensiert werden (durch das System der Umgebung).⁷

»Unscharf« ist die mathematische Bestimmbarkeit des Ereignisses in der Welle und seiner Abgrenzung der energetischen Partikel, die diese in sich als Welle transportiert und dualistisch daher erst so zur Welle gemacht wird, so sie doch immerzu Partikel und Welle zugleich ist und bleibt. Orts- und Impulsunschärfe »zusammen« ergeben die Heisenbergsche Unschärferelation als $\Delta x \Delta p \geq \frac{h}{2}$.

Ob diese Formel von Heisenberg oder Einsteins $E = m \cdot c^2$ mehr an ökonomischem Wert zum Mehrwert steigern kann und wird, ist nur durch die Physik und die Ökonomie gemeinsam entscheidbar, und zwar durch die relativ reale Realität der Markturteile (=Kategorien) der Tauschlogik. Die Philosophie wie die Religionen stehen bei dieser Wertfrage nutzlos am Rande des Spielfeldes, *dies* ist die sehr reale *game theory*. Religionen und Philosophie hatten ihre Epoche bereits.

Kommunikation – als Dekohärenz gedacht – ist eine Mit-Teilung als gemeinsamer Gesamtzustand. Physik und Ökonomie kritisieren zusammen die Realität der Natur in diesem relativen Relationsverhältnis als reelle Realität. Hierfür wird die Philosophie nicht mehr benötigt, denn sie stiftet keinen erkennbaren Mehrwert mehr.

7 Vgl. Heisenberg, Werner (1930): *Die physikalischen Prinzipien der Quantentheorie*. Leipzig: Verlag S. Hirzel, S. 10f., S. 18.

*Ökonomie und Philosophie sind gleichursprünglich, aber heute dominiert die Ökonomie.*⁸ Heidegger hat die Philosophie *zeitgleich* zu Albert Einstein, Werner Heisenberg, Erwin Schrödinger, Niels Bohr, Richard Feynman und Paul Dirac (wohl aus alter Jesuitenüberheblichkeit heraus) sprichwörtlich *uneigentlich* zu Grabe getragen. Auf ihn folgte wesentlich nur noch Wissenschaftstheorie oder moralisierende Soziologie, allenfalls noch eine eloquent vermittelte Geschichte der Philosophie durch seine Schüler, Pädagogik also, keine Denker von Format mehr. Hier läuft eine lange Welle ihrem energetischen Ende entgegen.

Ökonomisch zeigt sich (längst) ein ähnliches Problem, wie in der Physik bei der Dekodierung der Wellenstruktur. Kein Preis bleibt. Er hat immer (zeitliche) Vorläufer im Wert als Ware und Waren verbleiben (räumlich vorgestellt) nicht als solche außerhalb des Marktes, denn dann verlieren sie ihren allgemeinen Wert (= Preis) und sind nur noch Güter. In der Sphäre des Marktes werden diese Güter wieder zu Waren und diese wieder zu Preisen – bis zur nächsten Metamorphose in weiteren und steigenden Mehrwert. Dies ist der Vektor des Mehrwertes in nuce. Es sind Wellenbewegungen als Kapitalbewegungen, die mit sehr unscharfer Bestimmbarkeit versehen sind. Niemand kann sicher im Voraus berechnen, wann ein Gut (wieder) zur Ware werden wird. Die Interferenz zwischen beiden wird damit verändert und als Impuls wird die Akzeleration des Mehrwertes in seiner Bewegung als ökonomischer Partikel ebenfalls und dadurch mit räumlicher und unscharfer Unbestimmtheit zeitlich bewegt.

Ökonomie ist äußerst komplex und kompliziert in der Struktur, kein bloßer Fall nur für eine Spielmathematik, die rational-subjektive Verhaltensmuster als eine harmonisierte mögliche Gesamtoption zum rationalen Entscheidungszwang als logische Strategie freier Möglichkeiten begreift, diese aber als notwendige Unmöglichkeit einer nicht rationalen Möglickeitsauswahl implizit ausgrenzt. Das Spiel heißt Rationalität gegen gesteigerte Mehrwertrationalität als dekohärente Gesamtsituation. Die Wahrscheinlichkeitskalküle sind notwendig rational im Blick ihrer kausalen Vektorrichtung. Sie bleiben auch bei immer komplexer werdender Mathematik in der Tradition des Gaußschen Lineals des *Normmittelmaßes als Richtgröße* in der Blickrichtung seiner »Glocke«. Diese läutet *richtig und nicht bloß zufällig*. Ihr fällt zu, was zu ihr gehört: das alte weniger Rationale als das Akzidentielle gehört zur Substanz des rational-mehrwertigen Kalküls, das Zufallende als Dekliniertes (συμβεβηκος; *symbebekos*) fällt dem Deklinierenden des Zugrundeliegenden (υποκειμενον; *hypokeimenon*) aus der Aristotelischen Logik zu. Auch dies ist eine lange Welle.

8 Vgl. Rosenthal (1986): *Gleichursprünglichkeit*.

Bei den beliebten Meinungsbeobachtungen wird dieses Richtungslinear angelegt, das gerade dabei zumal eben häufig an den besonders Wissenden der Durchschnittsmeinung erst ihr evidentes Mittelmaß als Reliabilität gewinnen kann und muss und daher notwendig dieses Mittelmaß mit allen seinen heutigen vielfältigen Varianten (miss-)verstehen muss. Die Physik erfragt keine Zufriedenheitsgefühle mit der Natur bei den vielfältig vorhandenen Naturteilnehmern.

Die Ökonomie benötigt eine euklidisch dreidimensionale Raumzeit-Struktur unseres gegenständlichen Bewusstseins von konkreten Dingen, die die Natur aber so nicht kennt. Wir produzieren Gegenstände, wir bilden diese und bilden sie wieder ab. Ein *Dualismus* von Quanten oder Quarks und ihren Antiteilchen, die Dualität als Teilchen und Welle *zugleich*, kennt die Interferenz der Ungleichzeitigkeit, aber keine simple Dinghaftigkeit einer zeitfixierten Idee im festgestellten Raum.

Gegenständlichkeit ist ein Produkt des metaphysisch urteilenden Verstandes. Wir sehen – physisch – drei Dimensionen. Auch die Physiker benötigen sie, aber auch nur *für uns, für unser ethisch dekliniertes Bewusstsein*. Seit dem Diagramm von Herman Minkowski vor rund hundert Jahren wird auch ein eindimensionaler Raum und eine mehrdimensionale Zeit vorgestellt, aber nur in der reinen Mathematik und in der theoretischen Physik. Der Ökonom kennt die Struktur seines Gegenstandes in der Raumzeitlage bisher noch nicht. Er ist ein Gläubiger der simplen Gegenständlichkeit, er glaubt (*credere*) noch an die physische Materialität von Gütern, ein sehr fraglicher *Credit* und ein Dimensionsproblem zumal.

Dieses entstammt den Mythen von der Abstammung der Götter, die erst durch den ΟΚΕΑΝΟΣ, den eingrenzenden und begrenzenden, aber wild bewegten und bewegenden Fluss, *ihren oikos als ethische Wohnstätte* erhielten und den wir heute Ozean nennen. Zeitlich nachgefolgt und räumlich bereits umgrenzt entsteht erst dann der *oikos* des ἀνθρώπου, des Menschen. Hier beginnt das »Gute« als mythische Vorstellung, zeitlich noch vor einer Religion als *religio*: »Singt, wie die Götter, [...] die Geber des Guten (...οἱ τ' ἐχ τῶν ἐγενοτο θεοί, δῶτηρες εἰδων...) ihren Besitz verteilten und [...] was davon zuerst entstand.«⁹ Mehr weiß die Ökonomie nicht über den *Ursprung, den Anfang* des Guten und ihrer Güter, so sie dies überhaupt weiß.

Aber die Frage der Kausalität, das Problem von Anfang und Ursache ist »im Raum« und scheinbar »zeitlos«. Die Kausalität ist gleichursprünglich mit der Ökonomie verschränkt.

Güter sind zeitraumbegrenzte, materiellose Ideen (Werte), Waren sind kategorial bestimmte Markturteile preisbewerteter Güter in Geld ge-

9 Hesiod (2005): *Theogonie*. Sankt Augustin: Academia Verlag, S. 110–115.

messen. Dieser Markt-Maßstab gilt für Güter nicht, es gibt keine allgemeine Notwendigkeit, kein objektives Maß für sie, sie gefallen nur.

Notwendigkeiten entstammen dem *oikos*, der Unternehmung und dem Privathaushalt. Diese sind weder in der Raumsphäre *Markt* gegründet, noch in der konkreten Zeitlichkeit realer Preisbewertung, ergo nicht im Allgemeinen einer kardinal bestimmten Wertigkeit als *adaequatio*.

Notwendigkeiten sind Kausalitäten mit *unklarem und unsichtbarem Ursprung*, einem Anfang ohne Anfang, wie Raum und Zeit in der Ökonomie als Wissenschaft. Güter haben nur beliebige Wertübereinstimmungen, Waren immer eine streng geldlich bewertete. Wissen ist die ökonomische Gestaltungskraft realer Wirklichkeit und zukünftiger Räumlichkeit im Markt. Dieses ist in Waren fixiert und bleibt doch fungibel tauschbar. Waren sind Zeitraum-Urteile des Marktes = Verstandes als Preisurteile in der Quantität Geld. Geld ist das ökonomische Quantum, das Bewirkende eines jeden ökonomischen Austausches.

Wissen entscheidet und beurteilt das Marktgeschehen durch die Kritik (κριτική) von Vernunft (νῶς; *nous*) und Verstand (althochdt. *farstān*, vor sich stellen). Vorgestellt werden Werte und Gegenstände durch die sinnlich anschauende Vernunft und den kategorial urteilenden Verstand. Sie diskriminieren (*discriminare*) zusammen die *sinnliche Wahrnehmung zweifach*, in Güter, dann die Waren, in Wert durch den Preis, und dann in Δ Geld, in Wissen und Mehrwissen. Manager und Unternehmer wissen das, ihr theoretischer Überbau eventuell nicht beziehungsweise noch nicht. Die ökonomische Theorie denkt gerne immer noch romanisierend an Arbeit als Wertkonstitutiv, wie weiland der Soziologe Marx oder der Moralphilosoph Adam Smith zuvor.

Arbeit entstammt der unfreien Zeit, der Zeit der Mühe, Not und Plage, der eingegrenzten Nichtmöglichkeiten in räumlicher Abhängigkeit von der Zugehörigkeit zu einer herrschenden und insofern freien *Zeitraum-Verfügung des denkenden Despoten*. Arbeit ist die Not-Wende des Sklaven für seinen Eigentümer (*idiotes*) als Despotes, von dieser Not selber befreit zu sein. Deshalb stammt Arbeit von ἀσχολία, (Nicht-Frei-Zeit = Nichtmuße) und von πῶς (Pein, Plage, Mühe, Not) ab. Aus dieser *Notwendigkeit* entstammt die *oikos-nomia*, die Ökonomie, der Raum der *oikos-Ordnung*, die wir heute *Unternehmensverfassung* oder *Hausordnung* im *privaten Lebensraum* nennen.

Marx glaubte den Wert der Wertbestimmung zu kennen: »Wir kennen jetzt die Substanz des Werts. Es ist die *Arbeit*. Wir kennen sein *Größenmaß*. Es ist die *Arbeitszeit*.«¹⁰ Ein soziologischer Irrtum! *Werte entstehen aus Wissen, nicht aus Muskelkraft*. Reine (Quanten-) Tauschwerte

10 Marx, Karl (1990): *Das Kapital*. Bd. I., S. 55 Anm. 1.

kennen keinen Schweiß und keine Tränen des Blutes mehr. Sie sind ökonomisierte Daten.

Die Substanz des Wertes ist das Markturteil des Preises über die geldwerte Entsprechung der Ware, auch der Ware Arbeit. Arbeit als *metaphysische Bestimmung* eines physischen Tuns folgt dem Wissen, das herrscht. Nur Wissen herrscht, Macht ist bloß physische Kraft. Arbeit wird beherrscht von metaphysischem Wissen. Aus diesem dualen Zustand heraus entstehen *Mehrungen zum Mehrwert*. Ähnliches kennt die Physik auch.

Das Kernprinzip der Ökonomie wirkt ähnlich wie die *Entropie* in der Physik, gemäß dem 2. Hauptsatz der Thermodynamik. Entropie meint Vermehrung von Zuständen mit unbestimmter Struktur in ebendieser Vermehrung (Unordnung), aber *zunehmender Steigerung*, die *eigeninduziert nicht umkehrbar* ist. Daher ist sie eine Zeit-causa mit expansiver Räumlichkeit, eine richtungsgetriebene Kausalität des Fortschritts einer unbestimmten Vektorkraft. Diese kann dann nur an Geschwindigkeit gewinnen. Die beobachtbaren Galaxien entfernen sich mit zunehmender Geschwindigkeit zu ihrer räumlichen Distanz proportional zu ihrer Entfernung voneinander nach dem Hubbelschen Gesetz: $V = H * R$ (H = konstante Expansionsgeschwindigkeit; R = Entfernung, auf die Erde bezogen; V = Gesamtgeschwindigkeit).

Ebenso die Ökonomie. Sie distanziert uns – im mathematisch unscharfen Verhältnis – von unserer natürlichen, d. h. tierischen Ethik (Eingewöhnung), unserem biologisch-evolutionären Ursprung. Der Mensch produziert sich wertsteigernd reproduktiv durch diese Destruktion der Entdistanzierung unserer anfänglichen Sinnlichkeit. Auch sie steht der Natur und uns zum Tausch und Austausch zur Verfügung. Wir tauschen Sinnlichkeit gegen metaphysische Werte ein, und zwar immer mehr.

Denn auch die Ökonomie *vermehrte sich beständig, expansiv, eigeninduziert und irreversibel* mit dem Verlauf von Zeit und in dieser findet dann wiederum eine ungeordnet erscheinende Zustandsvermehrung im Raum statt. Wirtschaftswachstum heißt dieses Phänomen in der Ökonomie. Das Alltagsbewusstsein beobachtet vermehrte und sich zukünftig weiter vermehrende Gegenstände als wirtschaftliche Güter realer Entropie, unsere reale und wachsende »Güter-Welt«, und erfreut sich eines daran gemessenen Wohlstandes als Zeitraumfixierung konsumtiver Glückseligkeit, mit deren Akzelerationsmaß die Wirtschaft beurteilt wird. *Wirtschaft* lässt sich etymologisch auf *Werthe-Schaffen* zurückführen, also ist diese Werteentropie (*der Mehrwert selbst*) ihr Zukunfts- und Zeitmaß sowie das Geschwindigkeitskalkül ihrer räumlichen Entfaltung.

Zudem erscheinen Geld und Vermögen äquivalent dem Energie- und Materieerhaltungssatz als dem obersten Gesetz der klassischen Physik.

Beides lässt sich nicht einseitig vernichten, sondern nur in sich und gegenseitig tauschen. Das gilt auch für Wissen und Kapital, beides wird in Geld bewertet und gemessen, sonst verliert es seine allgemeine Tauschgültigkeit (νομισμα, *nomisma*). Auch Wissen ist nur als Austauschware marktfähig, sonst heißt es Glauben oder bloßes Meinen, was aber ebenfalls austauschbar bleibt.

Wissenskapital (BC) ist der *Vektor* aus reversiblen (also *zeitlich vorgelaufenem* und *vor-läufigem*) Wissen (W_I) mal (\times) der Vermögenspotenz ($V\pi$) zur Wissensenergie ($W\varepsilon$), dem Willen zu mehr Wissen, gemeinhin Forschung und Entwicklung genannt, gemessen in Geld (G). Die Grenzerträge sind das Mehrwissen als Mehrwert. Die Grundformel des Wissenskapitals als Vektor lautet:

$$\Delta BC = \Delta W_I \times \Delta V\pi \equiv \sum W\varepsilon \geq 1 < \infty$$

In dieser Strukturformel ist die Zeit ungleichzeitig *und* gleichzeitig zeiträumlich gedacht, als Differential des Gewinnes durch das ex-post realisierte Antizipationsresultat der Investition in mögliche Wirklichkeiten, die ex-ante nur der kausale Telos relativer Realität war, aber zeitlich verbleibt und so *tatsächlich* Realität *ist*. Wir haben unsere reale Realität relativ wirkend selber gemacht. Über Realität entscheidet nur unser Wissen. Die Natur schweigt sich aus. Vermögen, als wirkliche Möglichkeiten gedacht, lässt sich nicht in eine mathematische Formel fassen, sonst hätte Goethes Doktor Faustus dies schon längst getan. Aber Vermögen ist nicht unendlich, auch wenn es unbegrenzt erscheint.

Vermögen muss sich erst vom *affinen Mögen* zum *gegenständlichen Vermögen* kritisiert haben, dann ist es endlich in seiner scheinbaren Unendlichkeit. Wissen beginnt daher immer positiv und ist deshalb hier als positive rationale Zahl geschrieben. Dieses Wissen kann zeitlich und räumlich in anfänglich gedachter Raumzeit – kausal vorgestellt – nie unendlich, allenfalls nicht abzählbar sein. Biologisch evolutionär betrachtet wäre dies ohnehin kontrafaktisch zu unseren reellen Zeiträumen unserer realen Lebensräume, (noch) sind wir sterblich.

Unendlich und unbegrenzt sind begrifflich nicht identische, sondern differente Vorstellungen. Physiker und Mathematiker wissen: Eine Kugel (σφαίρα) hat eine endliche Gestalt, ihre Oberfläche ist unbegrenzt, allerdings nur in einer *dreidimensionalen* oratischen Anschauung unserer Gegenständlichkeit. Zweidimensional gedacht besteht sie dann aus unendlich vielen Kreisschnitten, als Summe derselben.

Maße sind menschliche und oratische Anschauungen. Die Natur oder die Gottheiten sind allesamt *maß-los*, die Menschen sind oft *übermäßig*, aber dadurch *wertschöpfend*.

Wissenskapital realisiert sich steigernd zur realen Wissensenergie und umgekehrt. Das Mehrwertprinzip ist die wissensinduzierte Entropie = Mehrgeld (ΔG). Diese erschafft weitere Gegenstände, die Werte (Güter) genannt werden. In der Managementsprache nennt man dies Investition zum Wertgewinn als Zeitraumvorstellung antizipierter Entropie in einem zu steigernden Zeitraum künftiger Realität. Deshalb reißt Realität nicht ab und bleibt räumlich scheinbar zeitlos, ewig gegenwärtig. Im Universum wie in der Ökonomie nimmt die Entropie oder der Mehrwert beständig und unumkehrbar zu. Der effiziente Vollzug dieser Relation (*relatio*) von Vermögen und Wissen durch Willensenergie realisiert erst unsere Realität (*realitas*) in ihrer Totalität (Allheit) konkret.

Kein Gegenstand hätte ohne diesen Wirkvektor irgendeine *zeitlich konkrete Realität*. Kein Stuhl und keine Lampe, kein Strom und kein Stecker, auch das Gebäude nicht und auch kein Anwesender wäre real »da«. Nichts, was wir als Realität oder Wirklichkeit begreifen, existiert ohne das Wissenskapital und ohne die Ökonomie. Dieser Gesamtwirkungsvektor aus Physik und Ökonomie ist die *größte* Herausforderung einer metaphysischen Neubestimmung unserer *Lebensräume* und unserer *Zeiträume*, *analog zur Physik der möglichen Realitäten*.

In diesem Komplex verschränken sich die Raumzeitproblematik der Physik, die Effizienzzeiträume der Ökonomie sowie das vorgestellte Äquivalenzprinzip von Energie und beschleunigter Masse als reale und relativistische Materie, gleich ob dies quantenmechanisch, d. h. modern, oder klassisch kausal-relativistisch vorgestellt wird. Die Verschränkung ist durch den realen gemeinsamen Lebensraum immer gegeben. Natur ist nicht »transzendent«, sondern immer *unmittelbar präsent*. Transzendent ist nur die Metaphysik in unseren Köpfen, die als Seele ein *a-physikum* ist, das *Unikum der metaphysischen Uridentität*, die wir uns oratisch – bis heute – eingebildet haben. Hier beginnen die Metamorphosen der Metaphysik.

Die Physik kennt diverse Naturkonstanten. Relativistisch ist die Lichtgeschwindigkeit (c) die wichtigste Messgröße, ein absolut gedachter Maßstab. Aber selbst dieser Maßstab wankt bereits, nämlich durch das Konzept der *Tachyonen* (ταχυς, schnell). Dies sind überlicht-schnelle, imaginäre Teilchen, wie sie zum Beispiel in der Hawking-Strahlung vorgestellt sind. Wissen steht nicht still, nur ökonomische Gleichgewichte sind seltsam *a-dynamisch*. Die Gleichgewichtsideologie ist das Paradox eines naiv gegebenen Raumes und einer schlicht vorhandenen Zeit. Ihre Energie stammt aus der Stromsteckdose, sie hat keinen Bezug zur physikalischen Realitätsbestimmung. Kein Unternehmer erstrebt ein zeitloses bilanzielles Gleichgewicht als Ziel seiner Investition: Jeder will mehr.

Die Ökonomie kennt nur eine wirkliche *Konstante*, das *Mehrwertprinzip*. Dieses wird in Geld gemessen, aber Geld ist zwar ein globaler

und sehr realer Maßstab, jedoch ohne verbindlich-einheitliche Maßeinheiten in der Natur. Es existiert kein Äquivalent von Geld analog zu den Maßen, wie etwa der Ausbreitungsgeschwindigkeit des Lichts, dem Planckschen Wirkungsquantum oder der Newtonschen Gravitationskonstante.

Ökonomie und Physik sind durch die Natur verschieden diskriminiert, aber in der relativ realen Realität durch den *Verstand als Markt-Urteil* in der Bewertung gemeinsam kritisiert. Dieses Gemeinsame (κοινον) sind die Kategorien (κατηγορία), wörtlich: die *Markturteile*. Bei Aristoteles heißt das Verb dazu κατηγορεῖν und ist, anders als in der dogmatischen und platonisch-christlich ideologisierten Schulphilosophie, bestimmt als *marktbeurteilendes* oder *marktbestimmtes* Denken im Durchdenken (διανοιν) dieses Gesamtzusammenhangs und seiner klaren, offenkundigen etymologischen Herkunft. Die alte Schulphilosophie hat die Ökonomie immerzu dekliniert, heute ist sie nicht selten nur noch Entertainment an den Universitäten oder im medialen Konsumspektakel, so wie feudale Fürsten sich weiland ihre Unterhalter am Hofe hielten. Echte Denker sind – gerade dort – sehr rar geworden in dieser alten Zunft der Wissenschaft. Der Ökonom beherrscht nun unangefochten die Metaphysik, er hat diese alte Aufgabe zu übernehmen, allerdings auch mit den Kosten dieser Herausforderung. Nun darf und muss er selber denken, was er zunächst in seiner Zweckbestimmung nicht lernen sollte, dann nicht konnte und noch immer nicht lernen will.

Der Markt (αγορά) ist der Urteilsraum der Kategorien als Heraburteil (χατά). Philosophisch heißt er Verstand. Die Natur kennt aber weder einen *Markt*, noch hat sie einen *Verstand*, ergo auch keine *Kategorien*. Natur schafft zwar eigene Zugehörigkeiten, kennt aber keinen *idealiert eingrenzenden Raum- und Zeitbegriff*, ergo auch kein *Eigentum*. Sie tauscht bloß produktiv-destruktiv, dies aber immerzu. Natur ist nicht metaphysisch, sie diskriminiert auch, aber ohne Kritik einer »reinen Vernunft« (Kant). Eine reine Vernunft ist nur als ökonomische Rationalität real wirkend, als Markturteil des Mehrwertprinzips.

Identität und Kausalität sind die beiden Kernideologien der Metaphysik und Physik. Hier sind beide *zeiträumlich* verschränkt. Identität ist die metaphysische Vorstellung eingrenzbarer Zeit, also einer Eigentumsbildung eines begrenzten Raumes (Umzäunung). Die Idee, das Eigentümliche oder Privative, der Oikos (Unternehmung / Haushalt) heißt in seiner oratischen *Raumfassung* als früher Begriff gegenständlicher Zeitlichkeit *idea*, *idion* und *oikos* (ἰδέα, ἰδιον, οἶκος). Die Oikos-Nomia ist der eingegrenzte Lebensraum des ursprünglichen Eigentums. Um dieses zu vermehren, muss das Eigentum aber teleologisch getauscht werden, sonst kommt kein Mehrwert zustande. Eigentum muss austauschbar fungibel sein, es muss sich trennen und d. h. erneut kritisieren

lassen. Die zweite Kritik ist die Diskriminierung durch die Kategorien des Marktes. Der Markt ist dieser Mehrwertraum.

Hier fallen die Preis-Urteile über die eigentümlichen Kosten, gemessen in Geld. Kein Markt, keine Kategorien, kein Urteil, kein Verstand, keine Ware, kein Preis, kein Mehrwert. Bloße Güter verschenken nur die Götter. Menschen tauschen Güter als Waren (auf Märkten) wertorientiert gegeneinander.

Der Markt ist der Ereignisraum offener Räumlichkeit, vom Universum wissen wir das (noch) nicht. Die *endlich-unendliche Geschichte* unseres Universums als Raumzeit-Kontinuum kann sehr unterschiedlich vorgestellt werden. Minkowski hat der »Welt« ein Diagramm mit einer Raumdimension und mehrfacher Zeit, d. h. mit einem komplexen Vektor geschenkt. Mit den Mathematikern Thurston / Weeks lässt sich das Universum entweder als Ellipse (endlich) oder als Hyperbel (unendlich) vorstellen, immerhin zwei echte und physikalisch bedeutsame Alternativen.¹¹ Hawking kritisiert das Verwerfungsproblem der gekrümmten Raumzeit in Einsteins ART mit der Uraltidee der Kugel als seiner Alternative zur »Glättung« dieser Verwerfungen, wenn auch nur mit imaginären Termen und nun anders begründet. Aber als das Gute und Schöne ist der *Kosmos* schon in der Antike vorgestellt worden, denn *χoσμος* heißt »schöne Ordnung«. Platon, der Freund (*φιλο*) der Geometrie schöner Formen, präferierte schon *das* Maß des *Gerechten*, weil dieses ein *richtiges Maß rechter geradliniger Ordnung* ist. Er lässt Hawking schön grüßen und wünscht weiterhin alles Gute und Schöne (*αγαθον και χαλον*).

Die schöne richtige Linearität wohnt nämlich auch in der Kugel, und zwar als deklinierte Linie einer orthogonalen und konvexen Oberfläche (*Of $K = 4 \pi r^2$*). In der vierten Dimension heißt sie – zu Ehren der »Göttin Erde« – *Gaia* (ΓΑΙΑ), physikalisch-mathematisch *Geodäte* und in der dreidimensionalen euklidischen Geometrie ist sie die *Orthodrome* (ortho = *recht, richtig* »gerade« *gekrümmt*).

Tipler hingegen schwärmt von einem Omega-Punkt als neuem Wahrheitskriterium eines von ihm (wohl in Diskussionen mit Penrose) erfundenen physikalisch-«unsterblichen» Kriteriums,¹² nämlich als Raumzeitkegel einer Weltlinie. Das Lineal lässt wieder grüßen. Diese bunte Reihe ließe sich mühelos fortsetzen. Ein jeder schlage nun aber etwas (also *Gegenständliches*) Eigenes vor, aber schön sollte es sein. Das philosophische Erbe sitzt tief, wie die Arroganz der Weltbestimmung

11 Thurston, William P. / Weeks, Jeffrey R. (1996): »Die Mathematik dreidimensionaler Mannigfaltigkeiten«, in: Gerd Faltings, *Moderne Mathematik*, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag, S. 84–99.

12 Tipler, Frank J. (1994): *Die Physik der Unsterblichkeit*. München: Piper, S. 163ff.

aus der Froschperspektive des Erdentieres selbst. Die Erderfahrung wird zum Welt-Maßstab, wie selbst-verständlich! Die Kugel muss allerdings noch einmal herhalten.

Die Polis-Sphäris (unsere Uridee vom Staat) ist nur ein *moralisch-kriegerischer Zwischenraum* von kriegerischen Göttern und kampfbereiten philosophischen Herren, aber die Polis ist mit zeitlicher Unbeständigkeit versehen. Auch moderne Staaten sind *moral-ius-Illusionen*, also oratisch eingebildete Rechtsräume eines Guten versus eines Bösen, *Kriegsburgen* für »die Vielen« (ΑΠΟΛΛΩΝ, πελομαι, οι πολλοι, ρολις) der Bürger als *polities* (lat. *civis*) im Ursprung. Das ist mit »Polis« anfänglich gemeint und heute noch sichtbar.

Ihnen haftet als Idee keine Physik an, sie sind instabil wie die Halbwertszeit bestimmter Isotope. Ein Isotop ist die Vorstellung von masselastigen *Protonen* mit *gleicher Ordnungszahl* und davon quantitativ (πολλων, *pollon*, d. h. Viele als Maßbegriff = Quantität, lat. *quantum*) verschiedenen *Neutronen* in der Atomphysik. Das ist auch die politische Grundidee. Eine gleiche Ordnung unter gleichen Bürgern, aber nicht für politische Neutrinos wie Sklaven, Banausen oder Tagelöhner. »Proton« (πρωτον) heißt das »Erste«. Die Protonen sind die Bausteine der masselastigen Atomstruktur und schwerer als die energetischen Elektronen, die gemeinsam mit den Neutronen den »Kern« bilden. Dieses Bild steht ständig zur Neubestimmung in der Physik an. *Gleichheitsideen als Ordnungsvorstellungen* sind daher nur eine Frage der Zeit, dann kommt der *kausale Zerfall im realen Raum*. Diese energetische Aufgabe hat die Ökonomie, sie treibt die »Ersten« und die Neutrinos weiter an und vor sich her. Der Zerfall von Staaten ist geschichtlich schon sehr oft real gewesen. Der bislang größte Staat der Moderne, die UDSSR, ist ökonomisch wie moralisch dekliniert, komplett destruiert worden. Neue Produktivvarianten sind entstanden und nun zum Teil bereits selber wieder destruiert worden.

Staaten sind polit-despotische Zwischenräume einer Übergangszeit zur demokratischen Marktraumzeit des ökonomischen Datenmenschen. Ähnlich wie Protonen und Neutronen sind sie »verklebt«, allerdings im Markt als Kern.

Masseteilchen verschwinden als Gluonen wieder (im Raum zeitlich) und zwar mit einer produktiven Destruktionszeit von $< 10^{-23}$ sek, dann sind ihre Nachfolger allerdings wieder »da«.¹³ Ein Gluon klebt an seiner Existenz und gilt als unzerstörbar qua permanenter Reproduktion eines anderen und neuen an seiner Stelle. Auch Gluonen kennen keine eigene Identität. Die »Masse« Mensch besteht vor allem aus den Materiebausteinen Protonen und Neutronen, diese werden wiederum insbesondere durch Gluonen zu Atomen verklebt (engl. *to glue*, kleben).

13 Vgl. ders.: *Die Physik der Unsterblichkeit*, S. 292.

Niemand geht also ins absolute Nichts verloren, die Quanten bleiben produktive Destruktionsrealitäten, wie das Quantitative der Ökonomie als reproduktiver Mehrwert in seiner Destruktionswirkung auch.

Anders die Staaten. Sie sind im Markt nur für eine unbestimmte Weile aufgehoben, bis auch sie der produktiven Destruktion anheimfallen. Nur der Markt ist der Raum metaphysisch höchster Allgemeinheit. Das Universum verliert nichts und nur der *Markt ist unbegrenzt allgemein – universell*. Staaten sind nur die summarisch-regionalen Oiken, mehr nicht. Fällt die Moral, fallen sie mit, dann ist ihre *causa* destruiert.

Kausalität ist physikalisch an den Ur-Knall und mathematisch an die Linearität geknüpft. Die Standardtheorie des Urknalls denkt die Aufhebung der Singularität durch energetische Entladung in Quarks und Quanten, dann Leptonen, dann Gluonen, dann Hadronen, dann Atome, Atomketten (Moleküle), Molekülketten und alles mit zunehmender Inflation, d. h. Expansion. Dann erst *entstehen Raum und Zeit als Wirkfolge der Ur-Sache* im Universum, *sodann* Sterne und Galaxien, Schwarze Löcher, vielleicht auch Weiße Löcher und noch Babyuniversen.

Ein logisches Paradoxon ist entstanden, die Ur-Kausalität. Die Kausalität erscheint zuerst aus unserer heutigen – linearen – Blickrichtung rückwärts und in dieser erscheinen dann deduktiv und nachgeordnet erst Raum und Zeit. Dieses *Lineal-Paradox* ist der *Ur-Grund* unserer Wissenschaft im Allgemeinen und nun heute in dieser zeitlich später *ex-post-factum* vorgestellt! Fällt dieses Paradoxon physikalisch, dann fällt es (allerdings abhängig von der Konsistenz gläubiger Ignoranz) wohl auch metaphysisch. Das ist aber nicht sicher, Gottheiten gelten auch vielen Gläubigen noch heute und gegen jedes Wissen als »erste Ursache« (*causa prima*). Auch Hawking sieht noch immer die eine Art von *Modellnotwendigkeit* zur Kausalität: »Es muß irgendein Prinzip geben, anhand dessen sich ein Anfangszustand – und damit Modell – als angemessene Darstellung unseres Universums bestimmen läßt.«¹⁴

Linearität ist physikalisch an die Lichtgeschwindigkeit rückgebunden wie eine Religion (*religio* = Rückbindung an ein Absolutes) und mathematisch an die euklidische Vorstellung »natürlicher Anschauungen« realer und reeller Dreidimensionalität. In diese Falle ist auch schon Kant getappt, wie ein tüchtiger und gläubiger Mathematiker mit physikalischen Ambitionen, er hatte seine Seele dabei fest im Blick. Kant glaubte an die *Notwendigkeit kausaler Gegenständlichkeit*, Raum und Zeit erschienen ihm als Anschauungsformen a priori erscheinungsunfähig, aber dafür *zeitvorgängig und raumgegeben*, d. h. *transzendent für jede Erfahrung* in diesen, weshalb ihm diese dann in der Sinnlichkeit des Menschen selbst gegründet erscheinen. Der notleidige Mensch mit

14 Hawking, Stephen (1988): *Eine kurze Geschichte der Zeit*. Reinbek: Rowohlt, S. 156.

notwendigen Gegenständen wird scheinbar nur affiziert von diesen in seiner »transzendentalen Ästhetik« (αἰσθησις, *aisthesis* = erleidenden des schönen Scheins des Gegenstandes), da seine Sinnlichkeit immer und immerzu an dieses rezeptive Raumzeitparadox gegebener Gegenstände gebunden zu sein scheint, was ebenso für seine oratische (produktive) Einbildungskraft gilt.¹⁵ Er hat diese wohl mit zufälligem Blick aus dem Vokabular seines Vorgängers »Spontaneität« genannt, wobei Leibniz sie homonym in der französischen Sprache mit *de la spontaneité*¹⁶ schon vor Kant so bestimmt hatte. Auch das war keine echte Eigenleistung, denn der Ausdruck entstammt dem lateinischen *sua sponte*, das wiederum (erneut) aus der Schrift des Aristoteles *Über die Seele* stammt, die zum x-ten mal wiederabgebildet wurde und die den Unterschied zwischen dem passiv erleidenden Denken (νοῦς παθητικός) und dem denkend Hervorbringenden (νοῦς ποιητικός) thematisiert. In *Über die Seele* (ΠΕΡΙ ΨΥΧΗΣ) hat Aristoteles nicht nur die Philosophen und Theologen, sondern geradezu auch die Mathematiker und Physiker dekliniert: »Die Seele ist also offenbar genauso eine begriffliche Einheit wie die geometrische Figur.« Δηλον οὖν ὅτι τὸν αὐτὸν τρόπον εἰς ἀνείη λογὸς ψυχῆς τε καὶ σχήματος.¹⁷

Alles bleibt gegenständlich notwendig selbstbefangen in einer be-seelten Geometrie und Physik. Diese Gegenstandsbefangenheit wird zum Stahlbetonfundament der modernen Ökonomie. Kant: »Aller Notwendigkeit liegt jederzeit eine transzendente Bestimmung zu Grunde.«¹⁸ Dieser ewige *Scheingrund* ist, was Kant mit »Transzendenz« oder synonym mit »Kritik« in der *Kritik der reinen Vernunft* gemeint hat. Wir nennen die Kritik des Verstandes (= reine Vernunft ≡ Markturteil) reine ökonomische Rationalität, sie benötigt längst keine »transzendente« Begründung mehr, sie herrscht mit absoluter und allgemeiner Unbedingtheit. Kein Ding ist (mehr) wertfrei.

Raum und Zeit als Apriori sind seit Einstein und mit Heisenberg nur noch ein Relikt für das Wissenschaftsmuseum. Aber es ist ein spannendes Märchen für den erwachsenen Leser zeitloser räumlicher ewiger Notwendigkeiten und ein reales Missverständnis von Raum und Zeit, die er *ökonomielos* entwickelt hat. Seine Kategorien sind wie ökonomisch unbefleckte Marktjungfrauen. Kant beherrschte das Altgriechische, er hat sich an den Kategorien des Aristoteles überreichlich selbstbedient, den Markt – im Begriffe selbst – aber dabei schlicht übersehen. Ein philosophischer Irrblick, wiederum und erneut zum ungezählten Male!

15 Vgl. Kant (1956): *Kritik der reinen Vernunft*, insbesondere B 33, 34 bis B 88; A63, 64.

16 Leibniz, Gottfried Wilhelm (1996): *Die Theodizee*. Zwei Bände. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, I., S. 65.

17 Aristoteles (1961): *Über die Seele*, 414 b 15.

18 Kant (1956): *Kritik der reinen Vernunft*, A 106f.

Erscheint Zeit aber nicht mehr im absoluten Maßstab linear, wie bei den Tachyonen vorgestellt, die noch nicht empirisch bestätigt sind, weil es sich hier um ein *αορατόν*, ein *Unsichtbares*, ein nur imaginäres und negativ reelles Teilchen handelt, heißt es für das Eingewöhnte (*εθος*, Ethik): Scheiden tut weh. Dann erhält auch die Bedeutung von »Kritik« (Scheidekunst) eine weitere massive Deklination.

Zeit und Raum sind vielleicht auch überlichtschnell zu begreifen, ähnlich der heute bereits (lichtschnellen) Daten im Tunneling vernetzter paralleler Virtualisierungen moderner, mit hoher Gleichzeitigkeit operierender Rechnerkonzepte, die in vektorisierter potentieller Beliebigkeit ihre Information ohne kausale Einwegrichtung multidirektional kommunizieren sollen. Örtliche Raumbindung verschwindet im zeitlos vorgestellten Netz. Raum und Zeit sind dann wohl auch als modulierte Informationen zugänglich, als Qubits, d. h. als Quanteninformationen mit dualen Zuständen unterschiedlich freier Möglichkeiten realer Wirklichkeiten. Hier beginnt die Physik der ökonomischen Zukunft konkret.

Energie als stärkste *Ordnungsmacht* kann das *Verursachungsprinzip von Raum und Zeit* auflösen, etwa in Singularitäten, wie in Schwarzen Löchern, oder neu strukturieren, wie in physisch-ökonomischen Quanten-Informationen. Diese erscheinen als die Daten der Zukunft ohne eingegrenzte Lokalität, aber mit unterschiedlichen Vektorrichtungen ausgestaltbar. Sie sind deshalb *hoch-wertige Raumzeitdaten* in potentiell unbegrenzten Zeiträumen. Qubits können ewig leben, auch am Rande von Schwarzen Löchern (Hawking und ähnlich Tipler) und sogar am vorgestellten Rand des Universums als Hologramme ihrer informativen, aber imaginären Realität (Tipler).

Ausblick in den Zeitraum unserer gegenwärtigen Zukunft

Der entstehende *Datenmensch* ist der *homo oeconomicus* der bereits begonnenen Zukunft. Sein Raum ist der universelle Tauschraum eines unbegrenzten, gleichwohl endlichen Marktes einer tausch- und austauschbaren virtuellen Realität multipler Zeitmöglichkeiten effizienter Wissenskapitalsteigerung. Der ökonomische Datenmensch glaubt an dieses Wissen als sein wertvollstes Vermögen und orientiert sich an dieser Ausrichtung (*ταξίς*).

Er wird mit dem Zugewinn des Wissenskapitals und vor allem durch die Qubits (Quanten-Informationen) der Quantenphysik seine Identität zunehmend moralfrei zur Vermarktung weiterer Mehrwertsteigerung feilbieten oder, so er doch noch moralisierend abbremsend ist, dann

trotzdem und unfreiwillig feilgeboten werden und zwar in seiner *Datenidentität*.

Die ökonomisierte, quantentauschbare Datenidentität wird die Begriffe Person und Ware und die Ware als Person neu deklinieren. Die Universalität der Physik und die der Ökonomie konvergieren in dieser Schnittmenge. Ihre gemeinsame Menge ist die tauschbare Austauschidentität. Das ist keine leere Menge, es ist die »Materialität« wertsteigernden Wissens auf dem kleinsten Quantenraum mit kosmischer Reichweite, wie sie heute in der Quantenmechanik nur dem Graviton hypothetisch unendlich zugesprochen wird. Reale Lebensräume werden zu quanteninformativischen Zeiträumen des realen Marktes. Er bleibt die höchste Form der Allgemeinheit unserer Verstandesurteile.

Die Tauschhoheit der Kategorien und ihre Verfügung in unseren Lebensräumen ist dabei strukturell durch die Formel der aufsteigenden Allgemeinheit zu definieren:: Oikos-Nomos < Polis-Spähis < Markt \equiv agorale Allgemeinheit des Wissenskapitals. Der einzige wirklich allgemeine Urteilsraum zeitlicher Gültigkeit reversiblen Wissens aus Willensenergie zum Mehrwehrt besteht dabei in der Gleichung von Markt \equiv Verstand. Hier entsteht jede relativ reale Realität als reelle: im Preisurteil des Wissenskapitals.

Diese *Kohärenz von Physik und Metaphysik als Datenmensch* wird zum kategorialen Metathema und Wirklichkeitsschema naher Zukunft. Es ist die Realität der ökonomisch-informativischen *Struktur = Gleichheit physisch-metaphysischer Tauschprozesse als wissenskapitalorientierte Vektorkraft*. Diese Realität ist bereits relativ real gegenwärtig. Es ist zugleich die gesteigerte Dekohärenz unserer Sinnlichkeit. Qubits riechen und schmecken nicht(s) mehr. Die reine Rationalität ökonomisierter Physik benötigt keine moralisierende Gefühlsduselei mehr zur Entropie des Mehrwertprinzips. Dieses herrscht bereits souverän über beide Gegenstände. Dies ist die Konversion der alten Metaphysik aus Religion, Philosophie und Ökonomie zum paradigmatischen Epochenwechsel als Kohärenz von Physik und Ökonomie.

Die ökonomische Theorie der Gegenwart thematisiert in ihrer Ataxie aber immer noch die Dogmen und Paradigmen der Vergangenheit, zum Teil in Gestalt ihrer rezeptiv-applikativ benutzten mathematischen Kalküle unendlicher Differenzierbarkeit von Zeiträumen als genuine Produktivpotentiale der Neuzeit und frühen Moderne. Etwa in Produktionsfunktionen, in denen eine in einem Inertialsystem gedachte Funktionalität nach dem Muster »gegebener Räumlichkeit« – noch ein altes Newton-Bild – die Zeit funktionalisiert, der im Kern zwei Ortsvariablen x und y beziehungsweise drei Raumkoordinaten x , y , z in der Symmetrie zu t des anschauenden Gegenstandsdenkens weiterhin entsprechen und in deren Deklination diese Gegenstände dann als x' , y' , z' zu t' erscheinen.

Die Zeit gilt für diese Bewegungsobjekte variabel und ortsungebunden verfügbar (*time is money*), während korrespondierend der Raum irgendwie wundervoll, ganz nach der Mär von Hase und Igel, »immer schon da ist«.

Das liegt in der physikalisch-mathematischen Grundthese von Leibniz und Newton gegründet. Die Formel $y = x^2 = f(x) = \sin x$ repräsentiert zunächst die *Geometrie kausaler Linearität eines gleichförmig gleichbleibend gerichteten Vektors*, dessen Wellenfunktion ($\sin x$) nicht hinter ihre ursächliche Energiequelle in der Translation zurückblicken kann, da bei starren und beobachtbaren Körpern, an deren *Transversale als Welle* gemessen, *die Zeit selber als Periode* $\lambda = \frac{c}{f}$ erscheint. Keine Parabel läuft rückwärts entgegen ihrer Vektorrichtung und linearen Zeitbestimmung. Eine Parabel gehorcht ihrer Zugehörigkeit als Einweg-Energie-Länge (λ) in der Wirkfolge ihrer Ausrichtung. Ihre Geschwindigkeit ist $v = \frac{s}{t}$, wobei $v < c$ gilt. Nur Lichtwellen reisen mit $v = c$ im Vakuum. Nichts kommt außer den Photonen und Elektronen als Vektorbosonen an die Lichtgeschwindigkeit als absolute Grenze in der klassischen Physik heran, die Geschwindigkeit v ist daher bei real bewegten Körpern immer kleiner als c und dann relativ in ihrer *Kontraktion und Dilatation* (SRT). Die gleichbleibende Geschwindigkeit eines starren Körpers innerhalb eines Inertialsystems ist stets gleichgerichtet zur linearen Bewegungsrichtung (Galilei). Dieses wird dann erweitert zum linearen Modell mit *funktionaler Richtigkeit*, $f(x) = \sin x$.

Erst mit der SRT von Einstein wird diese Beobachtung obsolet, die Zeit »dilatiert« und die Länge »kontrahiert«. Zeit wird *individuell* und *relativ*, Räume erscheinen für bewegte Objekte in einem linearen Inertialsystem *relativ verkürzt* und damit werden beide Bezüge von Raum und Zeit für jede Beobachtung bewegter Beobachter unterschiedlich, für diese wie für jeden inertial einbezogenen Dritten. Die Mathematik ökonomischer Anwendungen ignoriert dies bisher.

Ökonomische Zeiträume werden immerzu in solchen Perioden vorgestellt, in und durch Pläne, Budgetrahmen, Absatzfunktionen, Indifferenzkurven, Prozess- oder Ablauforganisationen, funktionale Wertschöpfungsketten und in der Bilanz als gesetzte Periodenbetrachtung zeiträumlich abgegrenzt.

Die Ökonomie ist hier in einer zeitraumgebundenen Immanenz der Transzendenz der Gegenstandsbefangenheit als eingebildete Kausalnotwendigkeit gefangen. Ihr Credo: »Weiter so, die Welle läuft doch!« Raum für mögliche relativistische und quantenduale Zeitverläufe erscheint (noch) nicht notwendig, bis diese von anderen Disziplinen verplant werden und es der Ökonomie ergeht wie der Philosophie zuvor. Wissenskapital benötigt Augenhöhe zum Wissen seiner Zeit und verlangt einen begründbaren Vorausblick dazu. Empirische Gegenwartsfotos haben diesen Weitblick nicht.

Die Lang-Länge des Lichts gibt bis heute den *Zeitraum als Ereigniskegel* zur Abgrenzung zum Schwarzen Loch (Ereignishorizont) einer gravitativ deklinierten Raumzeit vor, und zwar immerzu vorwärts gerichtet. Damit eröffnen sich aber durchaus auch irrealen Möglichkeiten außerhalb der linearen Lichtstrecke und zwar innerhalb unserer realen Zeiträume, wenn auch vorerst nur imaginär.

Hier liegen die freien Möglichkeitspotentiale nicht-linearer Kausalität. Die Physik weiß das, die Ökonomie (noch) nicht. Aber Markt-Urteile sind ursächlich ökonomisch in ihren Maß-Stäben einer vorgestellten linearen Mitte (μετρο, metro = Maß, Mitte, Maß-Stab). Maß-Stäbe sind deklinationsfähig, wir können sie ändern.

Bislang denkt die Ökonomie sich von linear notwendiger Verwertung von gegebenen Möglichkeiten aus, den Schwenk hin zu möglichen Wirklichkeiten ohne notwendige Not kann sie sich noch nicht vorstellen. Der laufende Paradigmen- und Epochenwechsel hat gerade über diese Option einer Möglichkeitsökonomie statt einer bloßen Notwendigkeitsökonomie primär nach- beziehungsweise vor auszudenken. Hier wird über die stets relativ reale Realität künftiger Zukunft konkret entschieden.

Der heutigen Physik kann die Ökonomie (noch) nicht auf Augenhöhe begegnen, die Physik denkt ihren Gegenstand und entwickelt diesen mit eigener Methodik, die Ökonomie noch nicht. Die Physik kennt differente Möglichkeitsrealitäten im Raumzeitkegel des Lichts und außerhalb dessen. Die Ökonomie erforscht mit hohem Aufwand, was gestern als nun konkrete und sehr reale Wirklichkeit da war, ohne das Bewusstsein eines zeitlichen Vektorprinzips. Ihre Kraft vergeudet sie damit vielfältig.

Differente Möglichkeitsrealitäten meint eben nicht, von einer herrschenden Wirklichkeit nur ein empirisches Foto abzubilden. In einer komplexen Realität stehen mögliche Wirklichkeiten zur gleichen Zeit auch ökonomisch wirklichen Möglichkeiten in deren Vektorrichtung nicht ausschließend entgegen, auch wenn es keine reale Zeit für sich ausschließende Wirklichkeiten gleichzeitig gibt. Quantenmechanisch gedacht bleibt uns auch die Linearität sowie das Problem als *Prinzip der kleinsten Wirkung* von Planck (zunächst) erhalten.¹⁹

Linearität lässt sich selbst nirgendwo beobachten. In der klassisch-physikalischen *gleichförmigen und homogenen* Weise beschleunigter, sich geradlinig bewegend Körper bleibt alles sprichwörtlich im Dreieck der Euklidischen Geometrie, der frühen Mathematik also, der mechanischen Physik und der metaphysischen Erkenntnistheorie als

19 Vgl. Planck, Max (1991): »Das Prinzip der kleinsten Wirkung«, in: Armin Hermann (Hrsg.): *Vom Wesen der Willensfreiheit und andere Vorträge*. Frankfurt a. M., 51–64.: Fischer, S. 51f.

αναλογία, als Analogie der Entsprechung *aufeinander bezogener und linear rückengebundener Verhältnisse*, vergleichbar des Dreiecks des Pythagoras, das Einstein wiederbelebt hat.

»Natürlich« sehen wir den newtonschen Apfel nur mit *einer* Möglichkeit *wirklich* fallen, weil unser Bezugssystem gegenständlich dreidimensional strukturiert ist. Es ist die Blickrichtung rechtwinkliger und richtungsgebundener Richtigkeit. Deshalb beobachten wir, dass uns der Apfel gravitativ dekliniert geradlinig auf den Kopf oder unabgelenkt durch Sondereffekte, auch vom Erdboden aus betrachtet, im rechten Winkel vor unsere Füße fällt. Dabei *bewegt* er sich *scheinbar* fallend immerzu richtungsgebunden, nämlich im Lot zur gedachten Erdachse, die wie ein Flaggenstock richtig und lang und rechtwinklig zum Äquator durch die Erde und dann weiter polwärts himmlisch immerzu richtig und rechtweisend weiterläuft. Dabei ist der Äquator die deklinierte Linie des größten und doch zugleich auch kürzesten Weges als Orthogonale (Orthodrome) eines geradlinigen Großkreises, also einer richtigen Deklinationsmathematik der Dreidimensionalität.

Diese Linearität setzt die Quantenmechanik zunächst, wenn auch deutlich anders konzipiert, in ihrer Dualität einzelner Zustände eines realen Gesamtzustandes fort. Dazu Heisenberg, der Gründungs-vater: »Als Beispiel für die strenge kausale Verknüpfungen seien noch erwähnt: Die Erhaltungssätze für Energie und Impuls gelten streng auch in der Quantentheorie; für Energie und Impuls auch zu verschiedenen Zeiten sind vertauschbare Größen.«²⁰ Die Tauschlogik bleibt – kausal: »Die Werte zweier quantentheoretischer Größen sind kausal aneinander geknüpft dann und nur dann, wenn die den beiden Größen entsprechenden Tensoren parallele Hauptachsen haben.«²¹

Diese Vertauschbarkeit erscheint selber nicht austauschbar. Sie beugt sich ebenfalls und weiterhin, dekliniert durch die Kausalität des Lineals.

Quantenphysik denkt auch in gleichförmigen und vergleichbaren Strukturen, wie die konstitutiven Schrödingerschen Bewegungsgleichungen homogener Wellengleichungen zeigen. Sein berühmtes Katzenbeispiel als Gedankenexperiment veranschaulicht diese Problematik des *differenten Eigenzustands und des abweichenden Gesamtzustands einer relativ realen Realität*. Das Paradoxon, *gleichzeitig* tot und lebendig zu sein, zeigt die Ungleichzeitigkeit realer, aber imaginärer Möglichkeiten als wirkliche Möglichkeits- in gleichzeitiger Realität. Hier liegt auch eine tiefe Möglichkeitschance für die Ökonomie, wenn sie aus der Ataraxie schwarz-weißer Gleichgewichtskästchen herausgelangt.

20 Heisenberg (1930): *Die physikalischen Prinzipien der Quantentheorie*, S. 44.

21 Ebd., S. 43f.

Zeit kann daher auch als gleichzeitige Wirklichkeit – und anders als bei Einstein – ungleicher Möglichkeiten im Zugleich *einer* Raumsituation sein und zwar ohne dabei die alten abgewetzten Identitätskonzepte zu reanimieren. Dies ließe sich durchaus aus der Gedankenkiste von Schrödingers Katze folgern.

Reale Markturteile sind immer beides zugleich: gleichzeitige Übereinstimmung im Preis (sonst gibt es keinen) und ungleichzeitige Wertvorstellungen überall im Raum, die aber in die Allgemeinheit des Marktes immer als Wert des (gemeinsamen) Geldes mit einfließen. Diese Dualität ließe sich voll weiterentfalten, aber nur linear als Ausgleich des *idiotes* in der Deklination seiner relativen Deprivation wird es wohl bleiben, wie es ist. Der Wissensakkumulierende wird auch sein Wissen nutzen, um andere relativ dumm zu halten oder despotisch so zu stellen. Jeder Bischof, der seine Schäfchen hütet, weiß das.

Linearität ist aber auch ein fundamentales Kausalitätsproblem. Die »kleinsten Wirkprinzipien« von Planck verweisen auf dieses Problem quantitativer Qualität. Physikalisch will Kausalität präzise gemessen werden, ökonomisch sind Kaufleute eher *abschätzend*.

Eine Plancksche Länge mit $1,616199 \times 10^{-35} \text{m}$ oder seine Fläche von $2,61223 \times 10^{-70} \text{m}^2$ lassen die Bestimmungsschwierigkeit kleinster und bewegter Teilchen auf engstem Raum mit extrem schneller Fluktuation errahnen. Hegel hat in seiner *Wissenschaft der Logik* nur den vollständigen Umschlag von Quantität in Qualität gesehen. Aber es geht auch anders, ohne Planck und ohne Hegel, langsam und stetig, aber eben auch unaufhörlich.

Wir können uns das Problem der Kausalität auch ganz anders verdeutlichen, nämlich als eine Zeitraum-verlaufende Deklination der kausalen Anfangswirkung. Also statt eines fixen und bleibenden Identitäts-Wirkungsprinzips kann eine zeitliche Enträumlichung seiner Wirkung gedacht werden. Mit zunehmender räumlicher und zeitlicher Distanz von der Verursachung des zugrunde liegenden Ereignisses verwirkt das Prinzip der Ursachenstiftung. Gesellschaftlich lässt sich das leicht sichtbar machen: Pharaonen etwa sind ausgestorben. Ihr Gottheitsprinzip wurde kopiert, und zwar durch alle drei vorderorientalischen Wüstenreligionen mit ihrer »messianischen« Erlösung als Endziel, wohingegen nur einzelne Herrscher bislang von ihrer Herrschaft auch tatsächlich erlöst wurden. Aber in der Natur ist das nicht so leicht sichtbar zu machen.

Wenn wir ein bestimmtes Pulver mit starker Wirkung, zum Beispiel Strychnin oder noch stärkere Substanzen wie Thallium oder gar Polonium in ein Wasserglas rühren, entsteht zunächst jeweils (oder kombiniert) eine Vermischung in der Struktur der Entropie. Würden wir dieses Mischungsverhältnis von vielleicht 10^{-2} in eine Karaffe umgießen und verwässern, diese dann in die Badewanne, diese wie-

derum in den Pool, den in den Teich und dann diesen in den See usw. umleiten, wären die Relationen vielleicht 10^{-5} , 10^{-10} , dann 10^{-20} , dann 10^{-30} usw. Gelangt dieses dekohärente Gemisch unbestimmter Entropie vielleicht irgendwann und irgendwo wieder in den Ur-ozean der begrenzten Raumzeit des mythischen »Okeanos« zurück, hätte das Gebraü vielleicht mit der negativen Gogolzahl 10^{-100} noch weniger oder keine Wirkung mehr. Sie wäre – hypothetisch kausal – zeitlich und räumlich *unscharf* während des Weges als *Wirkung* auf einen Dritten verlaufen und damit auch »an sich« aufgehoben in einen Zustand, der nun aber weder kohärent – vom Ursprung her – noch dekohärent in Bezug zu seiner Gegenwart und gegenwärtigen Zukunft genannt werden kann. Er wurde *unscharf* »seiner« *kausalen Identität beraubt*. Seine kohärente Struktur im Anfang dürfte sich im Verlauf dann verflüchtigt haben, als hätten Geisterhände diese verhext, ohne einen dekohärenten Gesamtzustand zu hinterlassen. Es ist, als ob nichts gewesen wäre. Dies erscheint auch für die Physik ein neuer und vielleicht lohnender Gedanke, über vermeintlich notwendige Kausalität ewiger Identität neu nachzudenken.

Kausalität selbst kann verunscharft werden, d. h. ihre Kohärenz kann durch Deklination einer konstant erscheinenden Masse in ihrer Wirkung deprivatisiert werden, ohne dass diese in einen neuen Dekohärenzzustand notwendig (mit-)einfließt. Es gibt kein »an sich« als eigentümliches Eigentum einer Pseudoeigentlichkeit, ergo auch keine »Identität an sich« und ebenso auch keine – Achtung! – »Identität an sich selbst«. Das sind nur die alten ökonomisch-philosophischen Denkmuster aus der Vorepoche, die lange, sehr lange herrschten. Sie wird unbestimmbar deklinierbar, wenn sich keine raumzeitlichen Zeiträume einer Wirkung mehr linear beobachten lassen. Dann ist dieser alte heilige Maßstab entzaubert. Eine neue Epoche der Tauschmenschheit beginnt und tauscht – weiterhin – aus.

Masse als Masse dekliniert also ebenso, wie Gravitation durch Masse erzeugt, gemäß den Theorien von Newton, Einstein oder, in der Vorstellung vom Graviton, der Quantenphysik. Gerade dies, nämlich über Newton und Einstein und andere hinaus die Deklination der Masse als Masse selber zu thematisieren, ist daher aber ein ökonomisches Thema. Und zwar als Kernthema eines quantitativen Gegenstandes, der nur aus Relationen voller realer Relativität besteht. Hier hat die Ökonomie ihren Eigensektor, weil sie zwar materiellos, aber trotzdem kraftvoll ist, bis auch sie ausgetauscht wird.

Die scheinbar unendlich mögliche und real praktizierte Geldmassenvermehrung (unter anderem durch die Notenbanken) ist in ihrer ökonomischen Kausalität als reale Folge noch völlig unbestimmt. Ein gutes und schönes VWL-Thema, eigentlich. Diese Art der Unbestimmtheit unterscheidet die Ökonomie von den kausal gedachten Gegenständen der

Physik. Sie könnte als wissenschaftliche Ökonomie diese Verknüpfung mit der Unschärfeproblematik der Quantenmechanik von Heisenberg und seinen Nachfolgern ausprobieren, so kasuistisch sie sich durch einen Wiener Wissenschaftstheoretiker aus der Sozialwissenschaft immer noch unbändig deklinieren lässt. Diese Kausalepoche geht auch ihrem Ende entgegen.

Die natürlichen Gegenstände unterliegen entweder alle oder zum Teil dem Wechsel (»[...] denn Naturbeschaffenheit ist doch eine Art Anfang und Ursache von Ruhe und Bewegung an dem Ding...«²²). Bisher ist die Kausalität *selber* noch nicht in den Austausch geraten, aber genau dies wird mit immer kleineren Maßen und immer schnelleren Einzellern, den alten *μωας*, den Tachyonen passieren. Leibniz wollte diesen Altbaustein noch als Monaden für ein Substantielles und Göttliches retten. Seine Monade als »eine einfache Substanz«, das heißt »ohne Teile«,²³ hält sich noch am »letzten Grund« des Kausalmonotheismus fest: »Et cette dernière raison des choses est appelée *Dieu*.«²⁴ Dieser ist aber längst durch den *Money-theismus* oder den *Monnai-dieu-ismus* ausgetauscht worden. Die Tempel des Tauschwertes ragen über alle und alles hinaus. Und die Tempel der Sekten sind die ältesten unter ihnen. *Ce Dieu de Leibniz est parti maintenant – adieu! Mon Dieu! – adieu?! Oh là là!*

Die Sache« (*la chose*) ist in der Ware des Geldes gegründet, der *χρματα*, *krimata*, denn dieser Tauschbegriff steht für den unteilbaren Zusammenhang von Sache, Ware und Geld, wie auch für die gegenseitige Tausch- und Austauschbarkeit ihrer Teile. Diese Gottheiten sind *Quantengötter*. Sie bilden die reale, aber relative Realität der *monadischen*, d.h. von *μωας*, (*unteilbar und nicht zusammengesetzt*) her sich definierenden Substanz des Mehrwertes als Prinzip. Aber in dieser Substanz ist nichts Ungeteiltes, alles in ihr ist tauschbar und austauschbar, *alles eine Mit-Teilung*. Dieses Prinzip ist die wahre und wirkliche oberste Gottheit der Tauschlogik, es dient als Prinzip nur dem mehrhenden Wert des Tausches und sonst niemandem. Diese quantitative Gottheit auszutauschen, ist schwerer als die Kausalität als Prinzip aufzuheben. Die Kausalität verliert aber beständig ihren heiligen Status durch die oratische Deklination der Kategorien der Tauschlogik. »Das Prinzip nämlich und das Erste [...] ist unbewegt.«²⁵ Nun wird es bewegt werden.

22 Aristoteles (1967): *Physikvorlesung*, in: Aristoteles, *Werke in deutscher Übersetzung*, Bd. XI, Berlin: Akademie-Verlag, Physik Φ, 185; 192 b.

23 Leibniz, Gottfried Wilhelm (2002): *Monadologie*, in: Ulrich J. Schneider (Hrsg.), *Monadologie und andere metaphysische Schriften*. Hamburg: Felix Meiner Verlag, §1.

24 Leibniz, Gottfried Wilhelm (2002): »Auf Vernunft gegründete Prinzipien der Natur und der Gnade«, in: Ulrich J. Schneider (Hrsg.), *Monadologie und andere metaphysische Schriften*. Hamburg: Felix Meiner Verlag, §8.

25 Aristoteles (1989): *Metaphysik*, MΦ, 1037 a.

Der Begriff Quanten kommt von lat. *quantum*, die als kleine Energiepakete gedacht sind und sich in unterschiedliche Richtungen bewegen können, aber doch einem Vektorprinzip Folge leisten. Das quantitative Verständnis in der Ökonomie folgt bisher nur strikt seinem kardinalen Vektorprinzip. Dabei sind Möglichkeiten nicht immer identisch der kausalen Notwendigkeiten *einer* Wirklichkeit. Kausalität ist überlistbar, aber nicht beliebig. Möglichkeiten sind als Möglichkeiten nicht per se nur transzendente und dann unfreie notwendige Noch-nicht-Wirklichkeiten.

Der Ökonomie als Wissenschaft stünde die List eines normalen und nicht nur dogmatisch durchdeklinierten und ideologisch agierenden Kaufmanns bei der Suche nach wissenschaftlich sichtbaren Möglichkeiten gut an. Die verbliebene wissenschaftstheoretische Restphilosophie kann die Ökonomie hingegen, wie ohnehin schon praktiziert, gelassen weiter ignorieren. Ihre Macht ist nur noch pure Ohnmacht, sie hat die Rektaszension der Ökonomie zur obersten Herrscherin der realen Metaphysik selber verschlafen. Ein mitleidiges Lamento hilft dieser nun nicht mehr. Ihr Blick bleibt der selbstmitleidige Rückblick verflorsten Glanzes, es ist der Blick des Verlierers über die Herrschaft des allgemeinen Ganzen (καθολον, katholisch = allgemein, das Ganze von oben herab beurteilend).

Diese Kategorie aus der Logik des Aristoteles wird bis heute als Plagiat dekliniert und wahrheitswidrig als Branding entwürdigt, denn diese kirchlichen Gemeinschaften und ihre Glaubenssätze sind nicht allgemein. Einzelne Kirchen reklamieren heute konkurrierend einen Allgemeinheitsanspruch. Zwischen diesen konkurrierenden Ansprüchen herrscht nicht selten Feindschaft. Die Begriffe »Kirche« (ἐκκλησία, das Herausgerufene an die Allgemeinheit der Doxa der frühen Demokratie) und »Christus« (χριστός, der Gesalbte, wie Könige als Pharaonen = Gottkönige bereits tausende von Jahren vor den altgriechischen Herrschern gesalbt und bezeichnet wurden) sind älter als diese Glaubensorientierung selbst. *Die Gottesthematik gehört daher wieder in die Hände der Wissenschaft*, nicht in den Okkultismus von Fetischoffizieren (Fetisch von *facere, facis, factus* = künstlich Überhöhtes, selbst Gemachtes; Offizier = Pflicht von *officium, officia*). Ihr akkumuliertes Kapital besteht aus *deprivatisiertem Gut* und ist nicht substantiell, weil es nicht aus Wissen produziert wurde, sondern dem mythischen Kontext und egoistischer Aneignungssucht entsprungen ist.

Der Ökonom ist heute das mächtigste Tier auf diesem Planeten und nicht der Physiker oder der Fetischoffizier. Aber nicht zugleich auch schon deshalb ist der ökonomische Datenmensch auch das Tier des tiefsten und bestbegründeten Wissens. Aber er ist das einzige *wirklich wertvolle Tier!* Werte sind nur oratisch »reale« und daher im Kern surreale Austauschprodukte. Die Ökonomie kann nur durch die Natur ausgetauscht werden, alle anderen Werte können wir selber tauschen und austauschen.

Der Tauschort Markt ist stets urteilsbereit. Er *und* die Natur deklinieren alle unsere oratischen Begriffe und zwar alle ausnahmslos.

Jetzt stehen die Identitäten selber zum Austausch an. Datenidentitäten sind Austauschidentitäten. Der alte metaphysische Mensch der Anfangswissenschaft als das »Sprache habende Tier« (ζων λογον εχον;) ²⁶ der frühen Vernunft tauscht sich selber aus gegen die höherwertige Vernunft des Datennmenschen. Seine Rechner sind schneller als seine eigenen biologischen Kalküle rechnen können. Die anfängliche »Rechenschaft«, die sich selbst reflexiv als ihr eigenes Spiegelbild (ειδωλον) diesem berechnend gegenüber trat und das Gegenständliche als das Gegenüber-Stehende der Vernunft zum Verstand machen wollte, hat den Markt übersehen. Immerzu war das alte Ziel der Philosophie, mit ihrem Zwischenraum der Polis-Sphäris den Markt zu deklinieren. Nun hat dieser Markt diese alten Besserwisser nahezu vollständig ausgetauscht. Aber an ihrer Stelle steht nun eine herrschende Ökonomie mit viel intellektueller Orientierungslosigkeit.

Herrschaft entstammt immerzu aus einem überlegenen Wissen, aber diese Akkumulation (υπερβολαι) ist (noch) nicht per Pille möglich. Dies ist ein faktisches Problem. Und es ist ein strategisches, also ein *vorläufig vorlaufendes Zeitraumproblem zugleich*. Die Theoretische Physik liefert heute die Konzepte der großen Zusammenhänge als Theorien der Natur, die metaphysischen Zusammenhänge kleben nun, gleich den Gluonen, an der Ökonomie, die dies noch nicht wirklich bemerkt hat.

Das alte Identitätsprinzip platonischer Stiftung erodiert zunehmend, unaufhörlich und unumkehrbar im Vektor der relativ realen Realität des Mehrwertprinzips unserer informatorisch erscheinenden unbegrenzten Entropie im realen Markt. Platons λογον διδοναι (*logon didonai*, den Logos vorlegen) ²⁷ als die Idee der *Ur-Rechenschaftlichkeit* als verpflichtende moralische Obligation gegenüber der Vernunft selbst verwässert sich zunehmend. Dies übernehmen nun immer und immer schneller die vernetzten Realitäten dieser neuen quanteninformatrischen Rechnungslegung, den Clouds der Gegenwart und erst recht denen der quanteninformatrischen Zukunft einer sehr real relativen Cyberrealität. Wirklichkeit wird zur vollrealen Cyberrealität (und damit zur Dekohärenz relativer realer Zeiträume) als Marktplatzforum, auch politisch und privat. *Forum* (*forum*) ist nur das alte lateinische Wort für den *Markt* (αγορα), es werden dann beide nicht mehr nötig sein. *Diskurs* kommt von *discurrere*, einer Blickrichtung ausschreitender Erweiterung, *einer discuro*, einer auseinanderlaufenden Abschwefung, die der Markt nun quasi gänzlich dekliniert und vertauscht hat, zu seinen herrschaftlichen Zwecken, faktisch und nicht kontrafaktisch.

²⁶ Vgl. Aristoteles (2011): *Politik*, 1253 a.

²⁷ Vgl. Platon (1961): *Der Staat*. 8. Aufl., Hamburg: Felix Meiner Verlag, insbesondere 509–511 sowie 524 c.

Alle diese Gut-Menschenideen, diese vielfältigen oratischen Einfälle aus gutmeinender Einmütigkeit, haben geradezu den *vektorierten ökonomischen Datenmenschen* aus produktiver Desktruktion heraus selber in seiner Geschwindigkeit und Richtung proportional zur Entsinnlichung aus den Anfangsgründen der Vernunft heraus kreierte. Diesen Altideen ist eine alte illuminierte Information in heller Photonenschrift mit auf diesen Tauschvorgang gegeben. Denn das Licht in seiner Richtung und erhellenden Ausbreitung des Raumes erleuchtet immerzu sowohl den Vorausblick als auch den Rückblick, sonst wäre jede Zukunft dunkler als die schwärzeste Nacht. Diese Photonenschrift leuchtet rückblickend immer noch: *mene mene tekeli u-parsin*. Sinngemäß (und deshalb verkürzt) in das Deutsche transferiert: gewogen, bewertet und für zu leicht befunden.

Das ist der Epochenwechsel in nuce. Und dieser tritt rückblickend wie nun vorausschauend in den Lichtkegel des bereits illuminierten Raumes unserer real relativen Lebensräume, den Zeiträumen der Datenidentitäten im unbegrenzten Tauschmarkt reiner und relativer ökonomischer Vernunft physikalisch realer Wirklichkeiten.

Die Datenmenschen selbst – wir selbst – sind die ökonomische Austauschware der schon angebrochenen Zukunft. Wir erschaffen diese Entropie als den steigenden Mehrwert des Wissenskaptals selbst. Wissensökonomie ist physikalisch fundiert. Wissenskapital ist das größte Vermögen (*δυναμικ*) unserer aller Realität (*realitas*). Gegen das Wissenskapital geht »nichts«, »ist« keine Realität. Das Wissenskapital scheint zu sein, was Goethes Doktor Faustus wissen wollte: Das Geheimnis des Wissens selbst, unsere »Welt«, in der wir erst Natur als wertvoll vorstellend begreifen. Ist diese beständige Entropie in ihrer produktiven Destruktion als Mehrwert austauschbar?

Rückblick

πυρος τε αντμοιβη τα παντα και πυρ απαντων οκωσπερ χρυσου χρηματα και χρηματων χρυσος

*Alles ist austauschbar gegen Feuer und Feuer gegen alles, wie Waren gegen Gold und Gold gegen Waren.*²⁸

Die relativ reale Realität ist in der Deklination oratischer Begriffe durch die Kategorien der Tauschlogik metaphysisch, wie physisch präsent. Nun wird jede Realität tausch- und austauschbar, Wahrheit zur Ware.

28 Heraklit, in: Diels, Hermann / Kranz, Walther (Hrsg.) (1951): *Die Fragmente der Vorsokratiker*. Bd. I, 6. Aufl. Zürich: Weidmannsche Buchhandlung, DK 22 B90.

III. Horizont:

Einblick in den digitalen Horizont und die relativ reale Realität

6. Management und Orientierung

Horizont und Blickrichtung im Übergang von der analogen zur digitalen Managementorientierung¹

Management und Orientierung bilden einen alten und bleibenden Zusammenhang, der auch von vielen Gegensätzen gekennzeichnet ist. Das alte Theorie- und Praxisproblem ist in dieser Verbindung genauso angesprochen wie das schwierige Verhältnis von Denken und Erfahrung.

Der Begriff »Management« leitet sich sprachlich von dem lateinischen Wort *manus* ab, was Hand bedeutet. Bis heute verstehen wir unter *managen* eine Handhabungsweise. Das besagt auch der altgriechische Begriff *praxis*, was Handeln oder Handhabung bedeutet. In diesem Sinne ist der Manager stets und bis heute jemand, der *etwas* in die Hand nimmt, um *etwas zu handhaben*. Dieser etymologische Blickpunkt zeugt noch vom analogen Ursprungsbezug des Begriffes Management. In unserem Alltag sind wir es zunächst gewohnt, unsere Orientierung in analoger Weise handelnd zu entsprechen, d. h. der Handelnde steht in Relation zu *seinem* Wissen, das er beim Handeln ein- oder umsetzt. Verstoßen wir gegen diese Gewohnheit, wird eine solche Handlung als störend oder gar als gestört wahrgenommen. Handeln in Übereinstimmung mit dem vorherrschenden Wissen gilt als normale Analogie, also als *richtige Entsprechung* von Denken und Handeln. Das setzt aber voraus, dass wir über das handlungsrelevante Wissen auch verfügen und verfügen können. Solange Wissen nur ein persönliches Verfügungsreservoir war, war auch der Handlungszusammenhang unmittelbar personalisiert. »Mein« Wissen und »mein« Handeln waren eine fundamentale Analogie. Diese Gewohnheit wird zunehmend durch digitale Techniken und Prozesse durchbrochen und sukzessive durch digitale Orientierungen überlagert und bestimmt. In diesen Strukturen ist in Form von Daten mehr Wissen enthalten, als ein Einzelner weiß, wissen kann und zum Handeln real verfügbar hat. Mein Wissen ist nur noch Teil des Wissens, das mein Handeln ausrichtet. *Das Wissen des digitalen Netzes weiß mehr über mich und mein Wissen, als ich über mein Wissen weiß und wissen kann.* Dies kennzeichnet ein neues Paradigma.

1.) Wissen und Handlungsorientierung treten zunehmend auseinander. Das ist das kardinale Problem im Übergang von der analogen zur digitalen Managementorientierung. Wissen wird immer deutlicher Teil einer entpersonalisierten Netzstruktur, Management verbleibt (zunächst noch) auf der persönlichen Ebene. Mit der Trennung in analoge

1 Vortrag an der Odessa Maritime Academy im Wintersemester 2016/2017

und digitale Horizonte trennen sich auch zunehmend Wissen und Personalität. Der »Hand«-Aspekt des Managements verschiebt sich in Richtung digitaler Koordinaten, die Wissen strukturieren. Was deutet das vom Grundsatz her betrachtet?

Unsere Orientierung ändert sich und damit auch ihre Bestimmungsgrößen, also das, was wir wissenschaftlich als *Kategorien* bezeichnen. Der Wandel der Kategorien ist ein primäres wissenschaftliches Thema. Um etwas handhaben zu können, benötigen wir eine bestimmte und auch *bestimmende* Orientierung, sonst bliebe alles Handhaben beliebig, dem Management fehlte die richtungsgebende Bestimmung. Diese Bestimmtheit einer Bestimmung macht die Bedeutung von Kategorien aus.

2.) Kategorien sind fokussierende Filter unserer Orientierung, sie sind die Transformatoren von Wissen in Handeln. Jede Managementorientierung ist durch Kategorien dekliniert. Diese Kategorien zerfallen nun in persönliche und netzbezogene, in analoge und digitale.

Erst diese fokussierenden Orientierungsgrößen, die Kategorien, geben dem Management seine *Richtung* und bestimmen damit auch den *Horizont* seines Handelns. Kategorien als Filter deklinieren unsere Blickweite. Wir blicken nicht weiter, als wir Wahrgenommenes auch erkennen und zuordnen können. Die Richtung unseres Blickens hat also einen erheblichen Einfluss auf den Horizont, innerhalb dessen wir etwas erkennen können. Bislang urteilen wir primär aus persönlichen Horizonten heraus, hier kumulieren Erfahrungen und akkumuliertes persönliches Wissen. Der Manager wird als der personifizierte Ich-Entscheider vorgestellt. Dieses Bild vom Manager gleicht noch dem Bild des Kapitäns, der sein Schiff souverän von der Brücke aus führt, es kennt und den Horizont sowie seine Orientierungsrichtung dabei im Blick hat. Nun verschiebt sich aber der Horizont und damit die Richtung der Navigation für den Manager.

Es lohnt sich, über die Begriffe Horizont und Richtung einmal anders nachzudenken, als es der Nautiker für gewöhnlich tut. Hier lohnt es sich, unterschiedliche Blickrichtungen als den eigentlichen Zusammenhang und das aktuelle Problem von Management und Orientierung zu verstehen und zu thematisieren, denn von der Bestimmung dieses Zusammenhangs können wir die Richtung der gegenwärtigen Entwicklung besser verstehen. Damit sind wir im Kern des Themas angekommen.

3.) Der Zusammenhang von Management und Orientierung hat keine beliebige oder freie Blickrichtung, sondern er benötigt und erzwingt eine *vorausgerichtete Blickweise*. Diese Vorausrichtung besteht mit *Notwendigkeit*.

Die Kategorie der Notwendigkeit ist die stärkste Einflussgröße, die auf unsere Orientierung wirkt und unser Handeln bestimmend prägt. Notwendigkeit hat einen absolut erscheinenden Charakter, sie ist eine kardinale Kategorie, die unsere Blickrichtung im Ganzen dekliniert.

Eine notwendige Blickrichtung versteht sich wissenschaftlich als streng alternativlos, insbesondere das ist mit *Notwendigkeit* ausgedrückt. Notwendigkeiten sind Vorstellungen eines unabdingbaren Grundes mit Bewegungsrichtung. Aus diesem Grund heraus resultiert eine bestimmende Blickrichtung, die aus dieser Bestimmtheit ihren Horizont herleitet und unser Handeln orientiert. Das wird klassisch Kausalität genannt, es ist die Richtungsverknüpfung von Einzelfällen innerhalb eines solchen Horizontes. Notwendigkeiten sind bewegende (nicht statische) Urgründe von Fallverknüpfungen und diese *causae* sind in eine determinierte Relation gesetzt, die eine Analogie (*analogia*) ausmacht. Analogien sind Verhältnisse von richtungsgebundenen Verknüpfungen. Sie sind als Kausalitäten richtungsgebunden und damit zielorientiert. So hat jede mathematische Gleichung ihre Analogie in der richtigen Lösung ihrer Relation, das bestimmt den Bewegungsablauf jeder Gleichungslösung. Dieses Grundverständnis orientiert daher im Voraus, es steht im Zwang, eine als präexistent gesehene Not abzuwenden, also aus dem Anfangsgrund einen Zielerfüllungsfall zu machen. *Kausalitäten sind notwendige Zielerfüllungsfälle*. Deshalb ist der Manager zielorientiert, er steht in der Not, die mögliche Nichtzielerfüllung abzuwenden, denn diese bedroht sein Unternehmen und damit auch ihn selbst. Diese Notwendigkeit ist daher auch personal konkret. Hier hat der Manager keine Handlungsfreiheit im Grundsatz, Notwendigkeiten sind Pflichterfüllungsbedingungen, strikte Kategorien.

Was wir als notwendig ansehen, dekliniert daher unsere Orientierung in kardinaler Weise. Diese Blickrichtung verlangt und erzwingt auch das Managen selbst. Ein Nichthandeln ist für einen Manager keine Option. Notwendigkeiten sind Handlungszwänge. Das ist die stärkste Bestimmung unserer Orientierung. Deshalb sollte der Manager mit diesem Grundproblem vertraut sein. Rein praktisch übersetzt besagt dies, der Manager hat im *Voraus zu denken* und dann, also zeitlich versetzt, »nach vorn« zu handeln. Damit kann er dem Handlungszwang noch eine Richtung geben, nicht aber ihn als solchen aufheben. Eine partielle Wegfreiheit verbleibt ihm bei der Richtungsbestimmung innerhalb des Zielvektors. Um eine Richtung aus einer Notwendigkeit heraus bestimmen zu können, ist daher ein Wissen zur Gestaltung selbst notwendig, ein Weg zum Ziel ist zu finden. Damit ist ein komplizierter Zirkel angesprochen, ein besonderer Horizont, der einen Vektor mit notwendiger Zielkonsistenz aufweist.

4.) Der Horizont der Notwendigkeit bestimmt die Vorausorientierung und Handlungsweise des Managers. Dieser Vektor erzwingt die Wissenserweiterung als methodischen Weg, den wir Fortschritt nennen. Manager sind daher notbedingte Promotoren des Wissensfortschritts. Ihre Methode ist *diese Effizienz* aus notwendiger Zielerreichung und orientierender Ausrichtung auf diesen Vektor.

Das Management steht dabei unter dem Zwang, effizient zu orientieren. Genau das ist die größte Schwierigkeit eines jeden Managers. Die primäre Notwendigkeit eines Managers besteht daher in der Blickrichtung, seinen Horizont zu erweitern, um neue Ziele zu erreichen, denn der jeweils alte Horizont erfüllt nicht die notwendige Bedingung einer dauerhaften Vorausorientierung. Der scheinbar gegebene Horizont ist nur ein *altes Datum*. Das steht der Vorausorientierung im Weg. Heute steht gar der »analoge« Horizont zur Disposition, um durch einen »digitalen« abgelöst zu werden. Damit wird die Orientierung zunächst schwieriger und die Navigation für den Manager zur erweiterten Herausforderung.

5.) Das Wissen aus unmittelbarer Anschauung und persönlicher Überlieferung weicht einem virtuellen Netzwissen mit unklarer Herkunft und Ausrichtung. Wir müssen nunmehr in eine Blickrichtung schauen, die wir analog nicht wahrnehmen und kontrollieren können. Digitales Wissen ist als Datenwissen nicht mehr an bestimmte Personen gebunden, stattdessen generieren IT-Systeme Daten zunehmend autonom und beständig komplexer.

Das ist die wohl größte und schwierigste Anforderung an den heutigen und künftigen Manager. Die gewohnte Blickrichtung ändert sich nun von analogen zu digitalen Horizonten. Das zeigt auch, dass Notwendigkeit keine statische Größe einer physikalisch unumstößlichen Vorbestimmung der Natur ist. Vielmehr zeigt sich: Notwendigkeiten unterliegen dem Primat der vorherrschenden Blickrichtung und werden durch die Vorausorientierung in ihrer Notwendigkeit relativiert und damit selbst verändert. Wechseln wir unsere Blickrichtung, geraten alte Notwendigkeiten aus dem Blick, andere und neue treten an ihre Stelle. Was aber scheinbar unveränderlich bleibt, ist die Notwendigkeit, nach vorn zu blicken. Dieser zeitliche Widerspruch des »nach« und »vorn« drückt die *gewohnte Kausalität unserer Blickrichtung als Vektor* aus. Erst in der Verkettung der Zeitorientierung ... von ... nach ... vorn und gewinnen wird einen *erweiterbaren Horizont* und zugleich einen *beweglichen Standpunkt*. Dieser relativiert das »hier« unseres gegenwärtigen Standpunktes. Indem wir unseren Standpunkt verändern, verschieben wir zugleich unseren Horizont nach vorn.

Ein einfaches Beispiel aus der analogen Vorstellungswelt soll dies verdeutlichen. Ein Kapitän, der sein Schiff navigatorisch managt, ist während der Reise vom Ziel her auf dieses hin orientiert, und dieses liegt aus der Blickweise seines jeweiligen Standpunktes geometrisch stets voraus. Seine Methode ist daher vorwärts bestimmt. Der Nautiker ist in diesem Sinne dem Ursprungsbegriff *Methode aus meta* und *odos*, als Weg ... hin oder nach ... treu geblieben. Die nautische Methode ist daher ebenfalls *voraus* dominiert: Ein Kapitän will vor allem sein Ziel erreichen und ordnet dem andere Möglichkeiten zu- oder unter. Diese Sichtweise ist analog. Sie

bildet im klassischen Sinne eine Analogie zwischen dem Standpunkt und dem Ziel als kontinuierliche Linie von Orientierungspunkten, den navigatorischen Koordinaten. Diese sind in ein Bezugssystem eingebunden, das wir gleichmäßig und kontinuierlich in Vorausorientierung fortschreiben und punktbezogen als Relation (*analogia*) zwischen unserem jeweiligen Standpunkt und unserem Ziel begreifen.

6.) Der Horizont der analogen Methode verschiebt sich damit linear und berechenbar. Punkte innerhalb eines Vektors sind vorausbestimmbar. Das macht das navigatorische Managen von Schiffen zur Handhabung, verstanden als Rechenaufgabe mit planbarer Genauigkeit, deren Exaktheit in der Grenze einer Blickrichtung *relationaler Messmethoden* verbleibt. Der »exakte« Standort eines Schiffes spiegelt nur die Daten der gerechneten Bezugsinformationen als »Fixpunkt« wieder. Ändert sich das Bezugssystem oder die Messtechnik, wandelt sich auch der Exaktheitsgrad der Standortbestimmung. Die Exaktheit der Navigation ist an den relativen Möglichkeiten relationaler Rechenbarkeit gebunden. Diese sind gerade durch digitale Navigationssysteme deutlich exakter geworden. Hier gilt daher eine tiefe und grundsätzliche Analogie für diese Art der Orientierung. Digitale Technik ermöglicht eine exaktere Standpunktbestimmung, sie blickt in einen veränderten und erweiterten Horizont. Columbus kannte weder die genaue geometrische Struktur der Erdoberfläche, noch konnte er sich einer Navigationstechnik bedienen, die sich unter Anwendung der Speziellen Relativitätstheorie durch das GPS aus dem All heraus bedient und erst dadurch eine relative, aber doch sehr hohe Punktgenauigkeit hat (die sich durch terrestrische Differenzialtechniken noch weiter präzisieren lässt). Erst indem Columbus seinen Standpunkt *real* verschoben hat, konnte er *zugleich* einen neuen und erweiterten Horizont *relativ* dazugewinnen. Hierin steckt ein komplexes Grundsatzproblem.

7.) Die Notwendigkeit der Vorausorientierung bleibt relativ real, sie führt zu neuen und relativen Realitäten mit erweiterten Horizonten. In diesem Sinne ist die notwendige Veränderung des Horizontes eine kausale Folge unserer Vorausorientierung. Sie schafft beständig neue relativ reale Realitäten als unsere gegenwärtige Wirklichkeit. Horizonte sind relativ reale Zirkel. Erweitern wir unser Wissen, verschieben wir auch die Grenze unseres Horizontes und unsere Standortbestimmung zugleich mit. Unser Standpunkt ist daher bloß ein relativer Fixpunkt als Bezugssystem, den wir selber durch das Management unseres Wissens verändern.

8.) Das Management von Wissen wird zur primären Aufgabe des modernen Managers. Wissensmanagement ist die heutige und künftige Kernaufgabe des Managers.

Ein digitaler Horizont von Daten benötigt in seiner Analogie auch ein angemessenes Management. Wissen lässt sich *nicht* wie physische

Gegenstände *handhaben*. Hier beginnt auch das Problem des Managers. Er hat keinen fixen Standpunkt als Bezugssystem seines Horizontes, aber auch er steht in der Notwendigkeit der Vorausorientierung und sein Wissen bleibt im Vektor zunehmend zurück. Der Zuwachs an Wissen macht den Einzelnen *relativ* wissensärmer. Die Datenvielfalt übersteigt sein kategoriales Urteilsvermögen. Seine Orientierung wird durch den Zuwachs an Daten nicht unbedingt klarer in der Sichtmöglichkeit. Die explodierende Zunahme von Daten verhält sich eher wie ein künstlicher moderner Nebel, der nach anderen als den bisherigen Navigationsinstrumenten verlangt. Aber der Manager einer Unternehmung hat weder ein GPS, noch ein AIS oder ein Radar mit automatischer Datenauswertung aller Teilnehmer, die sich im Horizont des unmittelbaren Geschehens befinden.

9.) Analoge Horizonte sind durch erkennbare Grenzen bestimmt. Sie sind im eigentlichen Sinne begrenzt, digitale Vorstellungssysteme sind im Unterschied dazu unbegrenzte Horizonte. Daten lassen sich vielfältig »manipulieren«, kombinieren und arrangieren, ihre Verknüpfung folgt keiner erkennbaren physikalischen Notwendigkeit ihrer Zusammenstellung und Nutzungsmöglichkeit als vorbestimmter Vektor.

Anders als der Kapitän hat der Manager auch keinen Zentralcomputer, auf dem alle Einzelkoordinaten seines Vektors zu einem multikomplexen Koordinatensystem mit hoher Präzision zusammenlaufen. Trotz aller Fortschritte in der ökonomischen Forschung und aller digitalen Unternehmenstechnik fährt der Manager vergleichsweise noch analog auf Sicht. Er weiß nicht automatisiert um den Kurs und die Kenndaten seiner Gegner, die in seinem Umfeld navigieren. Der Manager ist so betrachtet weit schlechter ausgerüstet als der Navigator heute. Das ist ein wesentlicher Unterschied, aber dieser Umstand ist keine bloße Problematik der instrumentellen Ausstattung. Es geht hier nicht um Geräte, sondern um Koordinatenunterschiede.

Die Orientierung des Managers beginnt mit dem Standpunkt als dem Eigenen seines Bezugssystems. Dieses »Eigene« ist aber kein physikalisch detektierbarer Gegenstand, wie es ein Schiff darstellt, das seine ausgesendeten Radarwellen als Dopplereffekt im Abstand zu anderen Gegenständen mit hoher Genauigkeit wiederempfängt und damit seiner Orientierung zugleich in der linearen Kausalität der Bewegung von anderen Objekten erfasst. Der »Kapitän« einer Unternehmung hat keine solche Abstandsbestimmung. Die Abstandsbestimmung ist aber die Kausalität in der mathematischen Blickrichtung. Jedes Ortungssystem arbeitet nach diesem Prinzip. Die notwendige Kausalität der Vorwärtsorientierung einer Unternehmung ist daher durch Ungewissheit und damit auch durch Unsicherheit in ihrer Bewegung gekennzeichnet. Ein verlässliches »Voraussystem« zur Navigation einer Unternehmung mit kausal bestimmbar Abständen zu anderen Marktteilnehmern

konnte bislang nicht entwickelt werden. Unternehmungen sind keine Schiffe, sie sind überhaupt keine physikalischen Gebilde, sondern metaphysische.

10.) Das Management von Unternehmen ist von jeher von fehlender Exaktheit wirklich analoger, d. h. kausalitätstreuer Messmöglichkeiten gekennzeichnet und damit relativ ungenauer als physikalische Messverfahren. Metaphysische Gebilde haben keine Analogie zur Logik mathematisch-physikalischer Exaktheit. Willensentscheidungen sind keine Naturautomatismen.

Die spannende Frage lautet nun, ob sich dies durch die sich vollziehende Digitalisierung ändert? Dazu ist die Unternehmung in ihrer Navigationsmöglichkeit zu überdenken.

Das Ziel einer Unternehmung ist kein geometrischer Ort, sondern ein metaphysisches Ergebnis, das wir in Geld messen. Das Ziel des Managers ist ein Zugewinn, der als Mehrwert seiner Unternehmung verstanden wird. Da dieses Ziel weder einen geometrisch benennbaren Punkt noch eine ihm gesetzte Grenze sichtbar besitzt, ist ein analoger Horizont mit relationaler Begrenzung kein angemessenes Bezugssystem, denn das Mehrwertprinzip will geradezu das Unbegrenzte. Und doch ist es genau dieser grenzenlose Punkt überall auf der Erde der »Ort« als Ziel des Managers.

11.) Das Ziel des Managers ist der unbegrenzte Punkt des Mehrwertes. Seine Navigation ist daher nicht mit singulären Punkten erklärbar oder steuerbar.

Punkte sind die Bausteine der Geometrie, im Grunde der gesamten Mathematik. In der Arithmetik werden Punkte als Zahlen geschrieben. Jeder Punkt, jede Zahl hat eine klar umgrenzte Bedeutung. Jede Koordinate ist dem Navigator ein Bezugspunkt, der sich in Zahlen manifestieren lässt und damit eine Orientierung erst möglich macht. Ein Kapitän managt sein Schiff nach solchen Punkten und auf Punkte hin. Dies macht er heute vorwiegend mit digitaler Technik, in der verschiedene Punktsysteme wie GPS, AIS, Radar und Echolot mit vielen weiteren Daten zu *Multipunktkoordinaten* in ein System integriert werden. Punkte sind ideelle Fixierungen, auch wenn sie nur bloße Vorstellungskonstrukte sind, da die Natur Punkte an sich nicht kennt. Solche Konstrukte lassen sich vektorisieren und visualisieren. Das ist der Kern eines modernen Navigationscomputers. Er bringt unterschiedliche Daten aus unterschiedlichen Technologien »auf den Punkt«.

Hilft das dem Manager bei der Weiterentwicklung seiner Methoden?

Der Navigator orientiert sich durch Multipunktkoordinaten, der Manager ebenfalls, nur durch andere. Der Navigator sieht so weit und genau, wie diese Systeme seinen Horizont ermöglichen und zugleich damit begrenzen. Moderne Integrations- und Overlaytechniken bestimmen den relativen Horizont und die Orientierung auf der Brücke

heutiger Schiffe immer deutlicher. Der Navigator sieht heute so weit, wie diese Systeme blicken können. Sein zentraler Bezugspunkt ist die Relativität seines Standortes in der Bewegung zwischen Ziel und Hindernissen.

Auch der Manager navigiert mittels einer Multipunktkoordinate. Seine kardinale Techniksteuerung ist die *Multipunktgröße Mehrwert* oder *Gewinn*.

12.) Management ist daher auch eine Zielorientierung ohne feste Koordinaten. »Mehrwert« oder »Gewinn« sind Relativbegriffe, keine absoluten Orientierungsgrößen, obgleich diese Begriffe in der Praxis so gesehen werden.

Die beherrschende Blickrichtung eines Managers ist daher das Relative vom Relativen, der Mehrwert eines quantitativen Bezugswertes als seiner kardinalen, im Grunde absoluten Bezugsordinate. Das macht die besondere Schwierigkeit des Managens aus. Hier unterscheidet sich der Manager vom Navigator zunächst in der unmöglich erscheinenden Bestimmungsmöglichkeit, exakt an sein Ziel zu kommen. Trotz aller Mathematik lässt sich der Unternehmenserfolg und damit die Zielerreichung eines Managers nicht exakt vorausbestimmen. Der Manager navigiert vielmehr weitgehend »auf Sicht«, allerdings ohne dabei etwas klar bestimmbar Sichtbares wirklich im Blick zu haben.

13.) Die quantitativen Koordinaten der Ökonomie sind allesamt künstliche Relationsdaten, sie haben keine physikalische Analogie. Ökonomische Daten sind Bewertungsdaten.

Nun werden aber viele digitale Daten zu Koordinaten neuer und veränderter möglicher Berechenbarkeit und eröffnen andere Bewertungen und Verknüpfungen. Diese digitalen Koordinaten zeichnen sich durch große Mengen an Daten aus, die in ihrer Quantität Aufschlüsse über qualitative Prozesse zulassen, die singuläre Messergebnisse nicht gestatten. Je vollständiger ein digitales Datenbild ist, desto präziser spiegelt es seine zunächst analoge Ausgangsbasis wider. Es macht einen bedeutsamen Unterschied aus, ob der Strom- oder Wasserverbrauch einmal im Jahr für einen Haushalt erfasst wird oder punktgenau in jeder Nutzungssituation. Es ist ein großer Unterschied, ob ein Automobilhersteller jede Fahrsituation digital erfasst und speichert, um sie später bei der Inspektion elektronisch auszulesen, anstatt nur eine situative Kontrolle am analogen Fahrzeugzustand gelegentlich zur Verfügung zu haben. Die Summe solcher Beispiele über alle Lebensbereiche und Produktionsweisen hinweg lässt sich kaum abschätzen. Solche Nutzungsprofile erhöhen die ökonomische Verwertbarkeit, besonders wenn sie mit anderen persönlichen Daten zu einem *ökonomischen Overlayprofil* verknüpft werden. Diese Verknüpfung vollzieht sich typischerweise ohne aktive Einwilligung und Rückspiegelung der eigentlichen Datenerzeuger. Der digitale Abstand zwischen den Marktteilnehmern verschiebt sich damit deutlich.

14.) Die Managementorientierung gewinnt sich immer deutlicher durch digitale Multikoordinaten und datenbezogene Overlayprofile. Das Wissen um und durch solche Daten und Koordinaten wird damit zum kritischen Erfolgsfaktor. In diesem Sinne ist Wissen ein Datum des steuerbaren ökonomischen Erfolgs.

Diesem Horizont ist keine analoge Begrenzung eines natürlichen Horizontes mehr gesetzt. Aber der Zuwachs an Wissen aus solchen Profilen eröffnet einen weiten Horizont an ökonomischen Gestaltungsmöglichkeiten und Fragen ihrer ethischen Bestimmbarkeit. Hier steht die Managementwissenschaft noch ganz am Anfang. Ihre Navigation ist noch so unklar wie ihr mögliches Ziel. Ein digitaler Horizont aus Konglomeraten vieler und unterschiedlicher Daten ist kein analog-kausaler vorausberechenbarer Vektor. Diese Managementherausforderung kann nicht rein naturwissenschaftlich gelöst werden. Hier ist erneut und deutlich wieder der Ursprung der Ökonomie als Bewertungswissenschaft gefragt, aber mit zeitgemäß zu entwickelnden Methoden, die noch nicht in Sicht sind. Diese Forschungsaufgabe ist wirklich international, Daten im digitalen Horizont kennen keine Grenzen.

7. Einblick in die relativ reale Realität

Der Punkt einer relativ realen Realität – einführender Überblick

Das Realitätsverständnis wandelt sich erneut. Dabei treibt es die Wissenschaften seit ihrem frühen Beginn, es treibt sie stets und beständig zu einem »Mehr« an. In diesem Bestreben muss sich das Realitätsverständnis unweigerlich mitwandeln, denn ein beharrliches Mehr ist nur durch Zuwachs an methodischer Relativität überhaupt zu gewinnen. Was als real gilt, unterliegt der Interpretation der Wissenschaften, die sich immer relativistischer gewandelt hat und diesen Trend verstärkt fortsetzt. Dem Laien springt hier die unübersichtliche Vielfalt und Unterschiedlichkeit von wissenschaftlichen Meinungen ins Auge. Das ist Ausdruck und Entsprechung von *mehr* an relativem Wert und an Wissen. Je relativer es dabei wird, umso ergiebiger ist der Zugewinn dieses Mehr. Ein absolutes Wissen kann kein genuines Mehr als willentliche Selbststeigerung in seinem Wollen erlangen und auch von diesem kein »immer mehr« erheischen. Über das Absolute hinaus kann Wissen nicht mehr Wert werden, ein Mehrwert als Prinzip dient, bewusst oder unbewusst, dem Relativen in der Tendenz, es selber weiter zu relativieren, um es wertvoller zu verwerten.

Das entspricht auch der Genese der Wissenschaften in ihrem realen Verlauf. Statt statischer Verabsolutierung ist das Relative historisch rückblickend dann relativistisch und mathematisch unscharf geworden. Das Relative hat sich vermehrt und gegenüber einer absoluten Weltsicht zunehmend durchgesetzt. Fortschritt ist ein relatives Ereignis ohne absolutes Maß für diesen Begriff. Bezweckte Absicht stand hier niemals als Motiv Pate, aber der Wert, mehr an verwertbaren Erkenntnissen zu gewinnen, war stets wertvoller als ein sicheres Erkenntnisgefühl ohne die Gewissheit, Unsicherheiten dabei als Mehrwerttreiber zu akzeptieren, sie gar dazu erst und überhaupt zu produzieren. Unsicherheiten und Unschärfe sind die dialektischen Wegbegleiter einer Wissenschaft, die immer mehr und immer genauer sich und ihre Gegenstände zu produzieren sucht. Wollte man die ganze Methodengeschichte der Wissenschaft auf den sogenannten Punkt bringen, von der Antike bis heute zusammengefasst, könnte er so lauten:

Das als sicher Geglaubte sowie das ewig absolut Richtige wird nachgängig durch die Wissenschaft und ihre Verwertungsökonomie im Namen des fortschreitenden relativen Mehrwerts durch dieses relativistische Prinzip gerichtet. Das relativistische Mehrwertprinzip der relativ realen Realität ist, in nuce gesagt, die jeweilige Realität der vergänglichen

Gegenwart, wir spiegeln sie in Forschung und Verwertung. Dieses Prinzip bleibt – aber um den Preis seiner eigenen beständigen Veränderung; es bleibt der Wissenschaft und der Ökonomie vorläufig und vorgängig richtunggebend und orientierungsleitend. Dies beschreibt die Vektorrichtung von Wert und Wissen in ihren sich stets wandelnden Koordinaten. Absolutheitsvorstellungen sind nur Restmythen, eine reale Welt besteht immer aus vergleichenden Veränderungsvorstellungen und deren verwertender Bewertung. Aneignen, Bewerten und alles dann tauschend Verwerten ist das ganze Kerngeschäft der Ökonomie. Mehr kann sie nicht. Aber ohne sie kann sich auch kein Mehrwert ereignen. Dieses relativ Fortschreitende ist als Produkt unserer mutierenden Realität daher auch zugleich ein ökonomisch Gleichursprüngliches, aber mit wenig Wissen außerhalb dieses auf tauschorientierte Mehrwertrealisierung gerichteten Verwertungsinteresses. Dies ist der Vektorkern der Ökonomie. So kommt das geglaubte Absolute *immer mehr* in den Fortschritt einer sich so relativierenden Wissenschaft und ihrer Tausch- und Austauschökonomie, d. h. es fällt dabei zunehmend selbst zum Austausch an. Mit jedem Wissenszuwachs stirbt ein Stück Glaube notwendig mit und sei es der Glaube an die Richtigkeit einer vorgängigen wissenschaftlichen Theorie, die nun revisionsbedürftig selber zum Austausch ansteht. Der Glaube an das Wissen ist der stärkste, nur er spricht die mächtige Sprache des relativ bleibenden Mehr als Prinzip. Mehr kann nicht gewollt werden. Wollen ist ein »Mehr« als Blickrichtung.

Deshalb ist hier eine logische Grenze gesetzt. Diese Grenze ist wie eine Linie aus unsichtbaren Punkten, denn gegen sie wird alles Neue erst zu diesem. Sie markiert unsichtbar neuen Mehrwert aus destruiertem Altwissen oder Altglauben. Alles wird dekliniert und ausgetauscht, was wir als Gegenstände begreifen oder als Werte hochhalten. Diese *tauschende Deklination* wirkt wie eine Grenzlinie und ist die Beugung wissenschaftlicher und ökonomischer Bezugspunkte. In dieser Deklination steckt die Kraft fortschreitender Veränderbarkeit, das gilt für die Natur und alle ihre Wissenschaften, nur religiöse Realitätsverweigerer glauben an ewig verbleibende Fixpunkte, können das aber logisch nicht erklären. Glauben ist hartnäckiges Realitätsverweigern. Wissen besteht in der Blickrichtung, seinen Standpunkt tausch- und austauschbar zu machen und Realität stets als austauschbar zu begreifen. Genau das kann kein Glaube wollen. Aber anders lässt sich genuin neues Wissen nicht schaffen. Der mehrwertorientierte Austausch-Punkt fortschreitender Relativität ist aus logischer Sicht daher der Pivot, der Dreh- und Angelpunkt. Er kann nur beweglich und bewegend zugleich gedacht werden. Kein Mehrwert und kein Erkenntnisfortschritt kann ein statisch-absoluter Stand-Punkt sein. In der Physik korrespondiert dieser Bewegungs-Punkt als Entropie und Inflation dem Vermehrungsprinzip der Natur, das die Ökonomie metaphysisch als Wertzuwachs durch

Güter und Vermögen realisierend zu verwerten sucht. *Zustandsvermehrung ohne Stillstand* ist der gemeinsame Punkt dieses Doppelvektors aus Physik und Ökonomie, Natur und Metaphysik.

Von der einfachen Realität zum Relativen in der weiteren Blickrichtung zur relativ realen Realität – eine deklinierende Punktbewegung

Punktorientierungen sind so alt wie die Wissenschaft selbst. Punkte sind mathematisch die Bausteine einer Linie, diese die Grundlage einer Geraden und diese wiederum die Basis einer Strecke usw. Alle diese Punktierungsgestalten werden in der Geometrie gegen die Ebene als eine zweidimensionale Punktlinie deklinierend vorgestellt. So erlangen wir mithilfe der Mathematik einen *als physikalisch vorgestellten Horizont. Den Horizont gewinnen wir als so punktierten Maßstab in der Deklination von Punkten selbst*. Gebeugte Punkt-Linien lassen uns Begrenzungen und ein innerhalb dessen Bewegtes und Ruhendes zunächst als *Raum* vorstellen. Ruhend erscheint das, was keine (eigene) Relativbewegung hat. In der ontologischen Blickrichtung heißt diese Scheinruhe »Gegenstand an sich«, seit der Quantenphysik lässt sich aber nichts mehr als fix ruhend gegenständlich physikalisch vorstellen. Die Dualität von Teilchen und Welle ist nicht fix, Wellen sind Relativbewegungen von Zustandsänderungen mit unscharfer Örtlichkeit. Nur die ontologisch-klassische Kausallogik, auch die der klassischen Physik, lässt Ereignisse überhaupt erst als solche gegenständlich vorstellig werden. Diese scheinbar ruhenden Ereignisse, also etwas Gegenständliches, gewinnen wir naturwissenschaftlich durch deklinierte Punkte. Wir fixieren diese Bewegungspunkte mithilfe von Koordinaten, also wiederum mit mathematisch-physikalischen Punktvorstellungen unterschiedlicher Komplexität. Physikalische Punkte navigieren mit differenzierter und differenzierender Punktgenauigkeit und verändern über diese Punkt-Maße ihren Erkenntnisfortschritt mathematisch-logisch. Ereignisse erscheinen so in einem neuen Licht und diese erleuchten punktuelle Ereignisse heller als zuvor. Dies beschreibt den Mehrwert der Theoretischen Physik. Nicht die Natur produziert aber einen Mehrwert, sie kennt überhaupt keine Werte, wir erkennen aber in ihr und für uns mehr Verwertungsmöglichkeiten als wirkliches Potential. Dazu muss unser Horizont als deklinierbar vorgestellt werden und diese Deklination selber als wertsteigernd im Prinzip ihrer realen Möglichkeiten für uns mit Blick auf die so fixierbar werdenden Ereignisse als aneignungsfähig und verwertbar auf einen (absoluten) Bezugspunkt gebracht werden. Relativistisch gedacht ist der konkrete Bezugspunkt austauschbar, nicht aber das punktierende Vorstellen

selbst. Ohne Anhaltspunkte lassen sich keine Abstände gewinnen, ohne diese keine Kausalität und ohne Kausalität ist jede Vorstellung von einer Identität hinfällig, ihr fehlte der Fall (*causa*) in der differenzierenden Punktierung zu anderen Ereignissen. Das ist der Punkt metaphysischer Befangenheit der Mathematik und Physik, sie müssen auch aneignen wie die Ökonomie und Philosophie, das ist ihr Punkt, das Punktvorstellen als identitätsstiftende Kausalität. »Anhalte-Punkte« kennt nur die Metaphysik, die Natur hält nicht an und lässt sich auch nicht anhalten, nur der metaphysisch orientierte Mensch stellt fest, er benötigt fixe Punkte, sich als bezogenen und gesetzten Fixpunkt.

Der Horizont der physikalisch-mathematischen Vorstellung ist das Begrenzende der philosophisch-ökonomischen Begrenzung, die sich im alten Begriff vom Oikos als Ort dieser Punktierung als Eigenes festgestellt hat. Nur so kann etwas zum Gegen-Stand gegen die permanente Bewegung relativ wirkender Deklination werden. Ohne die Vorstellung von etwas Eigenem hätte auch die Physik keinen einzigen Begriff und die Mathematik keine Relation im Vergleich von und mit etwas. Dieses Eigen-Sein ist daher ausschließlich metaphysisch. Natur steht nicht still und eignet sich auch nichts an. Sie schafft nur Zugehörigkeiten im Verlauf. So findet diese Liaison zwischen Wissensschaffung und Wissensverwertung, zwischen den Leitwissenschaften und der ökonomischen Leitorientierung im Prinzip des deklinierten und deklinierenden Horizontes statt. Immer wieder, aber niemals gleich. Das Universum hat keinen Anker-Punkt.

Der punktierende Horizont deklinierter Blickrichtung oder die relativierte Orientierung relativistischer Wissenschaft

Ein Horizont im Abstand zu unserem Zentralgestirn von gleich oder ungefähr Null kommt erkennbar nicht als Horizont in Betracht. Horizonte sind an punktbare Abstände gebunden. Abstände sind deshalb die Punktmarkierer jeder Erkenntnis in ihrer Mess- und Maßvergleichbarkeit wie die ihrer Verwertungsmöglichkeiten. Ohne Abstände hätte die Mathematik keine Kausalität und die kausalen Wissenschaften kein Maß, es fehlte der Horizont zum Maßnehmen und Maßgeben. *Maße ohne Abstände existieren nicht.* Hier schleicht sich stets ein Raumverständnis ein, dieses wandelt sich in und mit der Zeit. Der Maßstab von variablen und variierenden Koordinaten wird daher immer gegenüber einem vorgestellten Horizont gewonnen. In diesem bleibt alles deklinierbar und damit auch in der Eigenbewegung ebenfalls veränderlich vorstellbar. Das ist die Wurzel des Relativen. Nichts wäre sonst feststellbar,

messbar. Auch etwas Relatives entzöge sich der Vorstellbarkeit. Was als relativ erscheint, ist nur in der Bewegung unterschiedlich fixieren-der Koordinaten derselben Art vorstellbar. Ändern wir die Gattung der Koordinaten, wird das so fixierte Relative selber relativiert, es wird relativistisch. D. h., es wird in anderen Abständen verortet und dieser neue Ort ist in einem relativistisch vorgestellten Bewegungsort im Abstand zum Messergebnis des zeitlich vorgängigen Maßnehmens niemals strikt derselbe Ort. Hier hört die Vorstellung von der alten Identität auf und mit ihr die gute alte Kausalität. Kurz: jeder Erkenntnisfortschritt und jeder Wertzuwachs ist an diesen deklinierten Horizont punktuell gültiger – aber nur als relativ real Erscheinendes unserer Maßstäbe in diesen fixierbar koordinierten Ereignissen dieser Variablen – variierenden Realität sprichwörtlich angehalten. Koordinaten können getauscht werden, aber sie müssen transferierbare und portierbare Maße mitbenennen, sonst reißt es eine Lücke in die Kausalität, Identitäten wären nicht mehr vorstellbar. Maße sind immer relativ auf eine relativistische Veränderungsmöglichkeit bezogen. Realität ist ein Kohärenzmaß zwischen solchen Koordinaten. Eine Koordinatenänderung ist der Wandel einer Punktorientierung im Austausch als relativ gültiger *Anhaltepunkt* des Leitmaßes. Das meint der alte Begriff *Epoche*. Epochen sind die jeweiligen Blickpunktierungen mit und in ihren *Identitäten* und *Kausalitäten*. Diese sind relativ und austauschbar, also nur relativ real in unserer Realität. Sie verändern sich mit dem Anhaltepunkt.

Relative Punkte als Koordinaten sind die Orientierungsmeilensteine in der Epoche der relativ realen Realität. Verbunden erscheinende Punkte verbeugen sich vor der Schwerkraft als gekrümmter Horizont, obwohl wir uns diesen als zweidimensionale Linie durchgezogener Punkte als Ebene vorstellen; aber eine Linie an sich kennt keine Gravitation und eine Ebene wird auch nicht krumm vorgestellt, schon gar nicht asymmetrisch. Sie gilt geradezu als Gleich-Maß, als Ebenmaß, das meint der alte Begriff der Symmetrie (συμμετρία). Ein uns »sichtbar« vorgestellter Horizont dekliniert sich auch nicht durch eine Schwerkraft, die wir eidetisch sehen können. Niemand sieht einen Horizont wirklich eidetisch, aber ohne diese Vorstellung könnten wir innerhalb eines vorgestellten Horizontes buchstäblich nichts fixieren. Horizonte sind nur Hilfskrücken, die wir als Begrenzung und für die Erklärung des Phänomens der Deklination benötigen. Ohne zumindest einen Horizont können wir über Deklinationen und Dimensionen nicht verhandeln. Für beide Vorstellungen benötigen wir Punktierungen in einer Rechtenmässigkeit. Ohne richtbare und ausrichtbare Punktverbindungen gäbe es keine Vorstellung von einer Dimension. Dimensionierungen sind deklinierbare Punktvarianten. Sie umgrenzen die Koordinaten in ihren Fixierungsmöglichkeiten. Wir sind von vorgestellten Punkten umstellt, das ist der Horizont unserer Dimensionen. Punkte sind aber nur

willkürliche Fixierungen in der Vorstellung sich kreuzender Linien. Sie bilden Koordinaten, es sind die Bausteine jeden Vektors und ein Vektor »hält« »fest«, was sich punktierbar bewegt. Also beginnt alles punktorientiert in der exakten Wissenschaft, aber als bewegend Veränderliches. Diese Bewegung von Punktkoordinaten und ihrer Deklinationslinien erscheint uns als die (relativ-reale) Realität. Wird sie komplexer, fixieren wir sie durch immer mehr Punktierungskoordinaten in einer kontinuierlich gedachten Verbindungslinie, die wir uns als geschichtliche Realität vorstellen. Immer kommen »Geschichten« hinzu, sonst ist die Realität zu Ende. Geschichte ist nur ein anderer Name dieser Relativbewegung der Realität.

Wer den Punkt kritisiert, urteilt über das wahre und wirkliche Fundament aller Wissenschaften, die Basis des Realen in ihrer logischen Exaktheit. Hier nimmt aller philosophischer Anfangsgrund (ἀρχή; archē) seinen wörtlichen Ausgangspunkt. Nur die Sprachlichkeit der Symbole variiert zwischen den Wissenschaften. Alle denken sich einen zunächst fixen, heute einen zumindest noch fixierbaren Bezugspunkt, einen Anfangsgrund. Das ist die bleibend-bewegliche Grenze der Wissenschaft, logisch wie mathematisch-physikalisch gesehen. Keine Blickrichtung ohne diese Punkte. Es gäbe keine Richtung als maßgebenden Vektor in der Bewegung zum Vergleich von irgendetwas. Ohne Punkte besteht und steht für uns kein einziger Gegen-Stand still zum Beurteilen im Verstand. Der Verstand wird als das Fallbeil der Vernunft vorgestellt. Er soll zu Fall bringen, was Sache der *causa* ist und was nicht. Nichts käme ohne den Punkt und seine Figuren auf den Punkt. Auch keine Philosophie. Keine geometrische Figur kommt ohne den vorgestellten Ausgangspunkt aus. Auch haben wir keine Gleichung oder Ungleichung, also keine Arithmetik, ohne eine vorgestellte punktuelle Übereinstimmung oder Differenz zu einem gegeben vorgestellten Vergleichspunkt. *Ohne den Punkt können wir nichts vergleichen.*

Dabei ist dieser gewandelt beharrend, aber beharrlich relativer geworden. Von der einfachen Realität des ontologisch Seienden bis zur Relativitäts- oder Quantentheorie und noch relativierenderer Konzepte multipler Dimensionen und komplexer Zahlen mit imaginärem Zahlenkörper als Kern reicht das Spektrum hier und bis heute. Alle diese Gestalten wollten oder wollen etwas Reales erhaschen oder denken sich als das Andere der sichtbar existierenden Realität wie etwa das Imaginäre, das die Alten mit ihrer Ontologie noch nicht kannten. *Realität* ist in allen diesen Betrachtungsvarianten eine Maß- und damit auch eine Maßstabsbehauptung in den Relationen von Koordinaten, in denen ein Etwas im Abstand zu einem anderen Etwas vermessen und damit erst fixierbar vorgestellt wird. Das alte ontologische Etwas wurde in seinem Sein adäquat zur Geometrie vorgestellt. Das Eigene verschaffte dem ontologisch Seienden seine Realität. »Eigenes« ist ein Autorelativ-

Begriff und daher immerzu metaphysisch, d. h. übersinnlich-absolutistisch vorgestellt. Das Eigene kann nicht zugleich nicht es selbst sein, es suggeriert aus sich heraus eine strenge Identität, wie der Punkt mit sich selbst. Kein Punkt wird als ein anderer vorgestellt, aber Koordinaten sind sehr wohl differente Punktbegriffe der Wissenschaft. Dem steht das Nichtzugehörige gegenüber und logisch entgegen. Eigenes und Eigentum sind immerzu Relativbegriffe der Selbstbezüglichkeit in Abgrenzung zu anderem Nichtzugehörigem in diesem Horizont. Relativ ist daher nur und vor allem der Abstand zu nicht Zugehörigem in der messbaren Bewegung innerhalb der Grenzen, in der sich Eigenes und Nichteigenes ereignen können. Diese Grenzen sind relativ. Was sich bewegt, ist zwischen Eigenem und Nichtigem unterwegs. Dieses Was ist ein Gegenstand oder eine Relationsfixierung – was *dasselbe* ist. Punkte entscheiden über diese Realitätseinschätzung. Radargeräte punktieren Gegenstände in der Bewegung und diese relativ zu der Eigenbewegung des Punktierenden. Koordinaten vergleichen diese Messung mit Maßstäben gleicher Identität, das wird als Kausalität in der punktgenauen Bewegung interpretiert. Alles bleibt relativ real, scheinbar exakt, die Unschärfe von Laufzeitdifferenzen und anderen Artefakten wird als nicht exaktheitsstörend empfunden. Relative Unsicherheit kann auch sicher ertragen werden. Unternehmer und Manager entscheiden stets unter dem Eindruck von Ungewissheit und mangelnder Exaktheit, sie wollen mehr, also veränderlich Bewegtes in der Bewegung unbestimmter relativ Mitbewegter und Mitbeweger, die auch mehr wollen, aber anders navigieren.

Bis heute steht Bewegtes einem scheinbar Unbewegten gegenüber, der Aristotelische Begriff der ruhenden Energie hat über Newton und Einstein immer neue Ideologen eines fixierten und greifbar gefestigten Denkens auch in den Naturwissenschaften gefunden. Das Relative wurde selbst am Absoluten gemessen durch Einstein. Seine Relativitätstheorie hat die Maße, mit denen wir das Licht in seiner vorgestellten räumlichen Distanzierungsbewegung messen, für absolut gesetzt und an dieser Absolutheit die *causa* unterschiedlicher Bewegungsgeschwindigkeiten relativ zum Ort ihrer Messbarkeit gesetzt. In dieser Bezugspunktmessung erscheint alles relativ zueinander. Nichts ereignet sich zur gleichen Zeit. Das ist sein Programm in nuce. Diese Theorie übersieht in ihrer huldvollen Reverenz gegenüber einem weiterhin als notwendig vorgestellten Absoluten, dem Licht als oberste Maßgottheit (im Kern eine Vorstellung aus dem alt-indogermanischen Sprachraum), die Gleichzeitigkeit des relativistischen Messens selbst. Koordinaten werden nicht ohne eine gleich sich ereignende Zeit zeitlich sinnvoll an einem Ort messbar und messend vorgestellt. Erst wenn auch diese Vorstellung fällt, ist der relativistische Blick an seinem Grenzpunkt angekommen. Dann ist die Vergleichbarkeit aufgehoben. Das hat Einstein nicht gesehen, hätte er

es, wäre es wohl auch ein »Spuk« in seinen Augen gewesen, wie die gleichzeitig zu ihm entstehende Quantentheorie von Heisenberg mit gleichzeitiger Ungleichzeitigkeit in der räumlichen Präsenz von Teilchen und Welle. Letztere triumphiert zunehmend deutlicher, auch wenn sie nur kleinste »Dinge« zu erklären sucht, die als »Dinge« traditionell nicht mehr wirklich gedeutet werden können. Aber auch Heisenberg wollte der Kausalität stets weiter opfern. Seine Reverenz diente immer noch der Identität und Kausalität. Nun fallen diese Gottheiten der Kausalität und Identität, sie sind im Fallen zunehmend deutlicher sichtbar. Das Theoriekonzept von Hawking's Tachyonen, die schneller sind als das Licht, oder die Vorstellungen von F.J. Tipler zu Strings und die zunehmende Begeisterung an multiplen Dimensionen in der Mathematik und Physik sowie Vorstellungen von Wurmlöchern in der Raumzeit zeugen vom Wandel in der noch gläubigen Vorstellung von einer Absolutheit im Punkt des Relativen als Anhaltspunkt. Solche *Festhaltepunkte* sind immer gefallen, es war nur eine Frage der Zeit.

Gleiche oder vergleichbare Messpunkte als Maßstäbe des Realen

Maß- und Messverhältnisse urteilen *da* \cong *über*, was ein Gegenstand und damit etwas Reales in diesen Verhältnissen ist. Da ist nur, was sich beurteilen lässt, und daher in seiner Bewegung fixierbar vorgestellt ist. So zum Stand werden Erscheinungen im Urteil aller Art erst durch Koordinaten gebracht. Bewegte Gegenstände erscheinen dabei durchaus auch als bewegt, also als relativ in der Realität, sie werden durch ein fix erscheinendes Koordinatensystem selber beweglich vorgestellt. Erst wenn alles beweglich erscheint und nichts mehr als fix verortet gilt, sind wir ganz in der relativ realen Realität angekommen. Maß, Maßstäbe und Koordinaten sind die Werkzeuge einer exakt erscheinenden Ortsbestimmung. Koordinaten verorten erst durch ihre Relationen zu und untereinander in Bezug auf ein Drittes, den fixierten Gegenstand, was scheinbar in der Zeit zum Stand kommt und dann in der Fixierung im Punkt der Fixierung selbst unscharf unbewegt erscheint. Damit ist eine Gegenständlichkeit in ihrer räumlich-zeitlichen Fassung gemeint. Gegenständlich fassbar wird, was durch die maßgebende Fixierung des urteilenden Verstandes und seiner Koordinaten fixierbar wird und dann im Urteil gegenständlich ist. Die Fassung steckt in den Maßen und Koordinaten und reproduziert sich im Urteil eines zum Stand gebrachten Messbaren, Vergleichbaren. So erscheint selbst permanent Bewegtes – unser beobachtbares Universum mit all seinen Zugehörigkeiten – uns gegenständlich fixierbar und zum Stand als Gegenstand gebracht. *Orte*

sind Koordinatenpunkte. Sie sind Fixierungen in der Relation von relativ gültigen Maßstäben in Bezug auf andere »Orte-Träger«, die auch in Bewegung sind. Im Rückbezug auf diese gewinnen wir dann und so erst unseren Stand-Punkt. Das ist der bewirkende Zweck von Koordinatensystemen aller Art. Sie verbinden das Relative mit relativen Maßen und Maßstäben zu realen Messergebnissen, zu verorteten Gegenständen in einer fixierten Punktgenauigkeit.

Orte erscheinen uns dabei als fixierte Räumlichkeiten in einer anhaltbaren Zeit mit weiterhin gültigen Maßstäben und unveränderlichen Zeitvorstellungen. Das Maßsystem erscheint wie ein Gespenst weder im Raum örtlich konkret auf eine Koordinate geeicht zu sein, noch hat es ein sichtbares zeitliches Verfallsdatum im Erscheinungsbild. *Maßstäbe und Koordinatenabstände schaffen so erst Vergleichbares als Vergleichbares.* Denken wir nun auch diese Maßstäbe und Koordinaten als eine mögliche Relativität, ist die relativ reale Realität in ihrem Navigationsraum angekommen. Der alte Wahrheitsbegriff der Wahrheit als das Unvergessene (ἀλήθεια, von *lethe* = vergessen) kann nicht gehalten werden. Im relativierenden Fortschritt ist ein Mitvergessen geradezu produktiver Bestandteil der Destruktion des Vorgängigen. Wissen bewegt sich relativ in seinen differential vorstellbaren Anteilen weiter, es zeigt aber keine Kurve, die sich schon in der Anfangsprämisse zu verstehen gibt. Vergessen werden muss jeder fixe Anhalte-Punkt absolutistischer Form, sonst kommen das Wissen und sein Mehrwert zum Stillstand. Auch eine Entropie wäre nicht als wirklich vorstellbar. Sie bezeugt geradezu das Relative in seiner relativen Zunahme von mehr Realem. Das fordert die Wissenschaft, es überfordert viele in ihr. Wissenschaftlich erkennbare Gegenstände sind nicht einfach gegeben, sie werden wandelbar erzeugt.

Gegenstände oder Dinge sind niemals naiv präsent, sie werden erst zu diesen Gegenständen, wenn sie *verhältnismäßig punktiert werden.* *Real ist, was messbar beurteilbar ist.* Nun steht die heutige Realitätsvorstellung erneut vor einem Wendepunkt. Der Punkt des Wandels ist die relative Unschärfe punktgenauer Wissenschaftsvorstellungen. Anders gesagt, der Punkt selbst ist es, der nun in den Blick gerät, denn *hieran* wird das Realitätsverständnis buchstäblich *festgemacht*. Alle Realität beginnt mit einer Punktsetzung. Wenn wir »etwas auf den Punkt bringen wollen«, artikulieren wir ein Realitätsverständnis, in dem das Relative nur als Restgröße des Realen erscheint. Wir suggerieren heute gerne höchste Bestimmungsgenauigkeit eines »substantiell« Bestimmbaren. Aber das Gegenteil ist der Fall. Zunehmender Erkenntnisfortschritt ist die Vergrößerung des Abstandes von dem naiven Ausgangspunkt einer Absolutheitsbetrachtung einer vermeintlich klaren Punktierung gegenständlicher Betrachtung samt deren komplexen Erklärungsstrukturen, verstanden als Deutungsmuster. Vermeintlich klare Punkte sind nur

relativ unwissenschaftlich gesehene Gegenstandserscheinungen einer vermeintlich sicher feststellbaren Realität. Der wissenschaftliche Kampf gegen die Unsicherheit (*uncertainty*) beschleunigt dieses Problem geradezu. Das relative Realitätsvermögen triumphiert und treibt uns weiter an. Genau so erscheint uns auch jede Erkenntnis über die Natur. Edwin Hubble sah die Sterne als sich im Abstand zunehmender Entfernung symmetrisch von uns wegbewegend. Wir waren sein Bezugspunkt mit geogenaue Messbarkeit. Jede Entropie- und jede Inflationsvorstellung weist auf seinen fixierten Betrachter und einen Anfangs-Punkt zurück. Unscharf bleiben die Kraftquelle und ihr beständig bewegendes Potential. Was wir zur Klärung »auf den Punkt« bringen, erheben wir zumindest gedanklich zum Stillstand. Dieser Erkenntnisgipfel ist noch ein residuales Relikt aus den Zeiten einer absoluten Rückbindung unseres Denkens an ein punktfixes Irgendwas, eine gegebene und gebende Gottheit. Genau dieses Gegebensein steht niemals zur Verfügung. Mit zunehmendem Wissenschaftsfortschritt wächst auch das Reich des Relativen. Fixe Ausgangspunkte werden zum Erklärungsnotstand. Vielfalt tritt an die Stelle fixierender Einfalt. Diese Zustandsvermehrung heißt in der Sprache der Physik *Entropie und Inflation und Mehrwert in der Ökonomie*. Dieses Verständnis von Realität misst nicht mehr naiv von einem fixgeglaubten Ausgangspunkt aus, es weiß vielmehr um die Problematik bewegter und deklinierter Punkte. An diesen ist kein fixer Halt zu finden. Punkte sind Unschärfestände einer relativ realen Realität. Das ist der Punkt hier. Er bleibt selber unscharf, aber nicht beliebig.

Aus der physisch-mathematischen Relativität wird nun zunehmend ein verändertes Verständnis. Dieses wird hier relativ reale Realität genannt und kennt im Unterschied zu allen vorgängigen Konzepten einer Realität keinen absoluten Bezugspunkt mehr. Keine zwei Dinge sind wirklich identisch. Kein Sandkorn ist vergleichsidentisch, d. h. exakt-gleich einem anderen seiner Art. Sie ähneln sich nur in ihrer Struktur. Diese Struktur bestimmen wir aber durch Koordinatenpunkte. Von Natur her sind Koordinatenpunkte in dem, was sie fassen und bezeichnen, anders als die Formel selbst, real nur unscharf gleich, nicht streng identisch, nur ähnlich. Kein Stein ist zweimal exakt in der Natur aufzufinden, alle diese Ausformungen hat der metaphysische Mensch sich gedanklich erschaffen. Er vergleicht alles Unschärfe als Gleiches. Gleichungen sind aber nicht losgelöst von der Beziehungsstruktur der Betrachtung zu verstehen. In einer Relation, in der »Gegenstände« oder »Dinge« *unscharf gleich* und damit als *identisch* erscheinen, übersehen wir das eigentliche Unschärfeproblem. Wir können nicht nur nichts wirklich völlig exakt messen, wir finden auch nichts wirklich natürlich Exakt-Identisches vor. Exakte Identitäten sind nur Produkte unserer Einbildungen. Die Natur produziert keine »Dinge« und keine Mehrfachdubletten. Sie produziert individuelle Einzelphänomene mit Ähnlichkeiten. Noch nie wurden zwei

identische Sterne oder Monde gesehen, das Universum hat gleichwohl Raum genug für exakte Dubletten. Völlige Gleichheit ist eine Ideologie, keine Naturbegebenheit. Identitäten sind nur verdeckt produzierte Erscheinungen einer Vorstellung von einem Absoluten. Dieses wird immer als streng identisch vorgestellt. Das Absolute ist und kann im Kern nicht different zur eigenen Erscheinung sein und daher nicht relativ vorgestellt werden. Die Natur produziert aber nichts identisch Gleiches. Sie bringt stets Individuelles und dieses als Ähnliches hervor. Das Relative in seiner Verhältnismäßigkeit ist die zeitgemäße Blickrichtung im Verständnis des Realen. Das macht den Unterschied zu vorgängigen und anderen unvollständigen Relativitätsvorstellungen aus, die an einem Punkt ihrer Evidenz noch einen fixen Punkt vorgestellt und damit etwas Absolutes behauptet haben, auch wenn dieser wie der des Lichts als bewegt vorgestellt wurde. Fixe Punkte, auch als bewegte Verkettungen einer Linie kausaler Punktgenauigkeit, lassen sich nicht mehr begründet als oberster und absoluter Wert zur Realitätsverortung behaupten. Damit kommt erstmalig das gesamte ontologische Zeitgefüge einer strengen Identität und Kausalität ins Rutschen. Die konsequent weitergedachte Relativität hat kein ontologisches »an sich« mehr als Ballast im Gepäck. »Dinge«, »Gegenstände« oder deren »Erscheinungen« sind alte Anhalte-Punkte. Diese begreifen wir bis heute als Realität. Die neue Blickrichtung wird das relativ Reale zur Realität erheben. *Jede Realität ist tausch- und austauschbar, sie hat kein bleibend-kausal Identisches.*

Literaturverzeichnis

- Aristoteles (1961): *Über die Seele*. Übersetzt und kommentiert von Paul Gohlke. Paderborn: Schöningh Verlag.
- Aristoteles (1967): *Physikvorlesung*, in: Aristoteles, *Werke in deutscher Übersetzung*, Bd. XI, Berlin: Akademie-Verlag.
- Aristoteles (1989): *Metaphysik*. Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Aristoteles (2010): *Die Nikomachische Ethik*. 8. Auflage, Übersetzt und kommentiert von Olof Gigon. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Aristoteles (2011): *Politik*. 11. Auflage, Übersetzt und kommentiert von Olof Gigon. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Augustinus (2007): *Vom Gottesstaat*. Vollständige Ausgabe. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Baumstark, Eduard (1835): *Kameralistische Encyclopädie*. Heidelberg/Leipzig: Groos.
- Descartes, René (2011): *Meditationen*. Dreisprachige Parallelausgabe Latein – Französisch – Deutsch. 2. Auflage, Übersetzt und kommentiert von Andreas Schmidt. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Diels, Hermann / Kranz, Walther (Hrsg.) (1951): *Die Fragmente der Vorsokratiker*. Bd. I., 6. Aufl. Zürich: Weidmannsche Buchhandlung.
- Einstein, Albert (1988): *Über die spezielle und die allgemeine Relativitätstheorie*. 23. Aufl., Berlin: Springer.
- Hawking, Stephen (1988): *Eine kurze Geschichte der Zeit*. Reinbek: Rowohlt.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1986): *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften*. Band 3. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1986): *Grundlinien der Philosophie des Rechts*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1986): *Phänomenologie des Geistes*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Heidegger, Martin (1956): *Was ist das – die Philosophie?* Pfullingen: Neske.
- Heidegger, Martin (1963): *Sein und Zeit*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Heisenberg, Werner (1930): *Die physikalischen Prinzipien der Quantentheorie*. Leipzig: Verlag S. Hirzel.
- Hesiod (2005): *Theogonie*. Sankt Augustin: Academia Verlag.
- Kant, Immanuel (1956): *Kritik der reinen Vernunft*. Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Kant, Immanuel (1974): *Kritik der praktischen Vernunft*. 9. Auflage. Hamburg: Felix Meiner Verlag. Kant, Immanuel (1986): *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*. Stuttgart: Reclam.

- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1996): *Die Theodizee*. Zwei Bände. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (2002): »Auf Vernunft gegründete Prinzipien der Natur und der Gnade«, in: Ulrich J. Schneider (Hrsg.), *Monadologie und andere metaphysische Schriften*. Hamburg: Felix Meiner Verlag, 153–175.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (2002): *Monadologie*, in: Ulrich J. Schneider (Hrsg.), *Monadologie und andere metaphysische Schriften*. Hamburg: Felix Meiner Verlag, 111–153.
- Marx, Karl (1962): *Das Kapital*. Band 1. MEW 23. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, Karl (1964): *Das Kapital*. Band 3. MEW 25. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, Karl (1981): »Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie«, in: Karl Marx / Friedrich Engels, Werke Band 1. MEW 1. Berlin: Dietz Verlag, S. 201–333
- Nietzsche, Friedrich (1999): *Kritischen Studienausgabe* (KSA), Bd 1–15. München: DTV de Gruyter.
- Planck, Max (1991): »Das Prinzip der kleinsten Wirkung«, in: Armin Hermann (Hrsg.), *Vom Wesen der Willensfreiheit und andere Vorträge*. Frankfurt a. M.: Fischer, 51–64.
- Platon (1958): *Politeia*. Übersetzt von Friedrich Schleiermacher, in: Platon, *Sämtliche Werke* Band 3. Hamburg: Rowohlt.
- Platon (1961): *Der Staat*. 8. Aufl., Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Platon (1982): *Theaitetos*. Übersetzt von Friedrich Schleiermacher, in: Platon, *Sämtliche Werke* Band 2. Heidelberg: Verlag Lambert Schneider.
- Platon (2007): *Phaidon*. Griechisch-Deutsch. Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Popper, Karl (2005): *Logik der Forschung*. 11. Aufl., Tübingen: Mohr Siebeck.
- Rosenthal, Klaus (1984): »Die Geburt der Betriebswirtschaftslehre«, in: Günther Schanz (Hrsg.), *Betriebswirtschaftslehre und Nationalökonomie. Wissenschaftstheoretische Standortbestimmungen und Perspektiven*. Wiesbaden: Gabler Verlag, S. 401–416.
- Rosenthal, Klaus (1986): *Die Gleichursprünglichkeit von Ökonomie und Wissenschaft*. Spardorf: Wilfer.
- Schleicher, August (1861): *Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*. Weimar: Hermann Böhlau.
- Thomas von Aquin (2009): *Summa contra gentiles*. 3. Auflage. Darmstadt: WBG.
- Thurston, William P. / Weeks, Jeffrey R. (1996): »Die Mathematik dreidimensionaler Mannigfaltigkeiten«, in: Gerd Faltings, *Moderne Mathematik*, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag, S. 84–99.
- Tipler, Frank J. (1994): *Die Physik der Unsterblichkeit*. München: Piper.
- Zincke, Georg Heinrich (1751): *Cameralisten-bibliothek*. Leipzig: C. L. Jacobi.

Eine Auswahl aus unserem Programm

Fritz Böhle und Werner Schneider (Hg.)

Subjekt – Handeln – Institution

Vergesellschaftung und Subjekt in der Reflexiven Moderne

398 S. · br. · 39,90 EUR · ISBN 978-3-95832-084-0

Der Band diskutiert im Kontext der Theorie reflexiver Modernisierung die Frage, in welcher Weise sich in modernen Gesellschaften ein grundlegender Wandel in der Vergesellschaftung und damit im Verhältnis zwischen dem Subjekt als Individuum, individuellem Handeln und gesellschaftlichen Institutionen vollzieht. Dabei zeigt sich das ›Neue‹ dieses Wandels in einer bisher ungewohnten Kombination und Weiterentwicklung von modernen Vergesellschaftungsprinzipien und Institutionalisierung. Institutionen ziehen sich zum einen zurück, zum anderen stellen sie zugleich neue Anforderungen und Herausforderungen an sowie Zumutungen für die Subjekte, die im Kern auf eine Vergesellschaftung durch die Subjekte im Sinne eines aktiven Handlungsimperativs zielen. Sachliche Problemlösungen sowie soziale Koordination werden so auf die Akteursebene verlagert, prozessualisiert und situativ gehandhabt.

Nico Stehr und Marian Adolf

Ist Wissen Macht?

Erkenntnisse über Wissen

276 S. · geb. · 34,90 EUR · ISBN 978-3-95832-074-1

Zwar ist der Begriff des Wissens allgegenwärtig, doch verhindert dies nicht, dass Wissen als Phänomen rätselhaft bleibt. Als gesellschaftliche Größe wird es stets hofiert, selten jedoch expliziert. Im Alltag verflüchtigt sich Wissen gerne in Routinen, Institutionen und Sozialfiguren. Was aber passiert, wenn man Wissen konsequent als soziales Geschehen begreift? Der vorliegende Band vollzieht die Geschichte der sozial-wissenschaftlichen Karriere des Wissensbegriffes nach und verfolgt die Rolle des Wissens in verschiedene Gesellschaftsbereiche. Wo und von wem wird Wissen produziert, wie unterscheiden sich Wissensarten, und welche soziale Auswirkungen zeitigt es? Kann man Wissen als Ware begreifen, braucht es so etwas wie eine Wissenspolitik, und leben wir nicht längst in einer Wissensgesellschaft? Diese Fragen lassen sich nur in Beziehung zu gesellschaftlichen Prozessen und Entwicklungsdynamiken beantworten.

www.velbrueck-wissenschaft.de

Thomas Schmidt
Nie wieder Qualität
Strategien des Paradoxie-Managements

452 S. · geb. · 49,90 EUR · ISBN 978-3-95832-124-3

Qualitätsmanagement ist riskant – nicht nur für Organisationen, auch für die Gesellschaft. Wie es dennoch gelingen kann und was in diesem Kontext die Bedingungen ›guter‹ Entscheidungen sind, danach fragt die Organisationsethik. Sie beschäftigt sich im Unterschied zur klassischen Wirtschafts- und Unternehmensethik auch mit den Widersprüchen des Managements und deren Auswirkungen. Die vorliegende Studie geht tabuisierten Beobachtungsperspektiven und blinden Flecken moralischer Kommunikation innerhalb des Qualitätsmanagements nach. Dessen organisationale Pathologien werden mit Hilfe einer systemtheoretischen Heuristik im Anschluss an Niklas Luhmann und Dirk Baecker theoretisch analysiert. Qualität erscheint als Kontingenzformel, die historisch rekonstruiert und systematisch dekonstruiert werden kann. So werden Risiken der Qualitätssemantik wie auch Paradoxien des Managements insgesamt sichtbar.

Cornelius Friedemann Moriz
Markt und Teilhabe
Über Sein und Sollen in der kapitalistischen Moderne
384 S. · br. · 39,90 EUR · ISBN 978-3-95832-100-7

Politische Bemühungen, gedeihliche Lebensbedingungen wohlfahrtsstaatlich für alle zu garantieren, scheitern an ihrer Fixierung auf Erwerbsarbeit. Stets lautet das Credo »Sozial ist, was Arbeit schafft!«. Dabei wird übersehen, dass der eigentliche Schlüssel zu sozialer Inklusion und Teilhabe in der kapitalistischen Moderne nicht in Arbeit, sondern schlicht in Geld besteht, und deshalb die in vielen Ländern zu beobachtende Verkürzung von Sozial- auf Beschäftigungspolitik oft lediglich zur Verwandlung von Erwerbslosen in erwerbstätige Arme führt, statt Armut und Ausgrenzung an sich wirksam zu verringern. Ziel der vorliegenden Studie ist es, die ungleiche Verteilung der individuellen Lebens- und Teilhabechancen systematisch mit den wichtigsten Gerechtigkeitsvorstellungen westlicher Gesellschaften zu vergleichen, um die sachlichen und normativen Vor- und Nachteile eines Bedingungslosen Grundeinkommens zu diskutieren.

Arno Bammé
Homo occidentalis
Von der Anschauung zur Bemächtigung der Welt
Zäsuren abendländischer Epistemologie

960 S. · geb. · 78,- EUR · ISBN 978-3-942393-03-4

Ausgehend von Max Webers Rationalitätskonzept als Implikationsverhältnis von Individuum und Gesellschaft geht es Arno Bammé in diesem Buch darum, die sozialhistorischen Wurzeln der gegenwärtigen Problematik im Verhältnis Natur/Gesellschaft/Wissenschaft/Technik deutlich zu machen. Ausgangspunkt seiner Argumentation ist David Bloors Edinburgh Strong Programme, demzufolge auch der »hard core« der Wissenschaft sozialen Ursprungs ist. Sein Ziel ist es, der tatsächlichen historischen Entwicklung soziologisch eine Struktur zu geben – in Form dreier Zäsuren, wobei das Wechselverhältnis von Wissenschaft, Technik und Gesellschaft im Vordergrund steht. Diese Zäsuren zeichnen sich dadurch aus, dass die Beziehungen der Menschen 1) zueinander (das griechische Mirakel), 2) zur Natur (das europäische Mirakel) und 3) zum Hybrid von Gesellschaft und Natur auf eine rationale Basis gestellt werden.

Gerald Hartung
Das Maß des Menschen
Aporien der philosophischen Anthropologie und ihre Auflösung
in der Kulturphilosophie Ernst Cassirers

394 S. · br. · 28,- EUR · ISBN 978-3-938808-22-1

»Man is to be explained by humanity«. So lautet die von Ernst Cassirer formulierte neue Antwort auf die Frage nach dem Maß des Menschen. In diesem Sinn erfüllt die Kulturphilosophie im Wissenschaftsdiskurs eine zentrale Funktion: sie reflektiert die Voraussetzungen und Methoden kulturwissenschaftlicher Forschungen, in denen der Umkreis der kulturellen Existenz des Menschen vermessen wird. Traditionell dienen Begriffe als Maßstäbe und Orientierungshilfen, klassischerweise der Kosmos, dessen kleine Form, oder Gott, dessen Ebenbild wir sind, und seit dem 18. Jahrhundert die Natur. Dem entgegen steht die Vorstellung, dass der Mensch sich selbst in der Kultur als Summe seiner schöpferischen Leistungen einen Maßstab schafft. Gerald Hartung zeigt, dass diese Ansichten nicht nur verschiedene Epochen der Geistesgeschichte repräsentieren, sondern durchaus gleichzeitig möglich sind.

